



Saphir's  
Schriften.

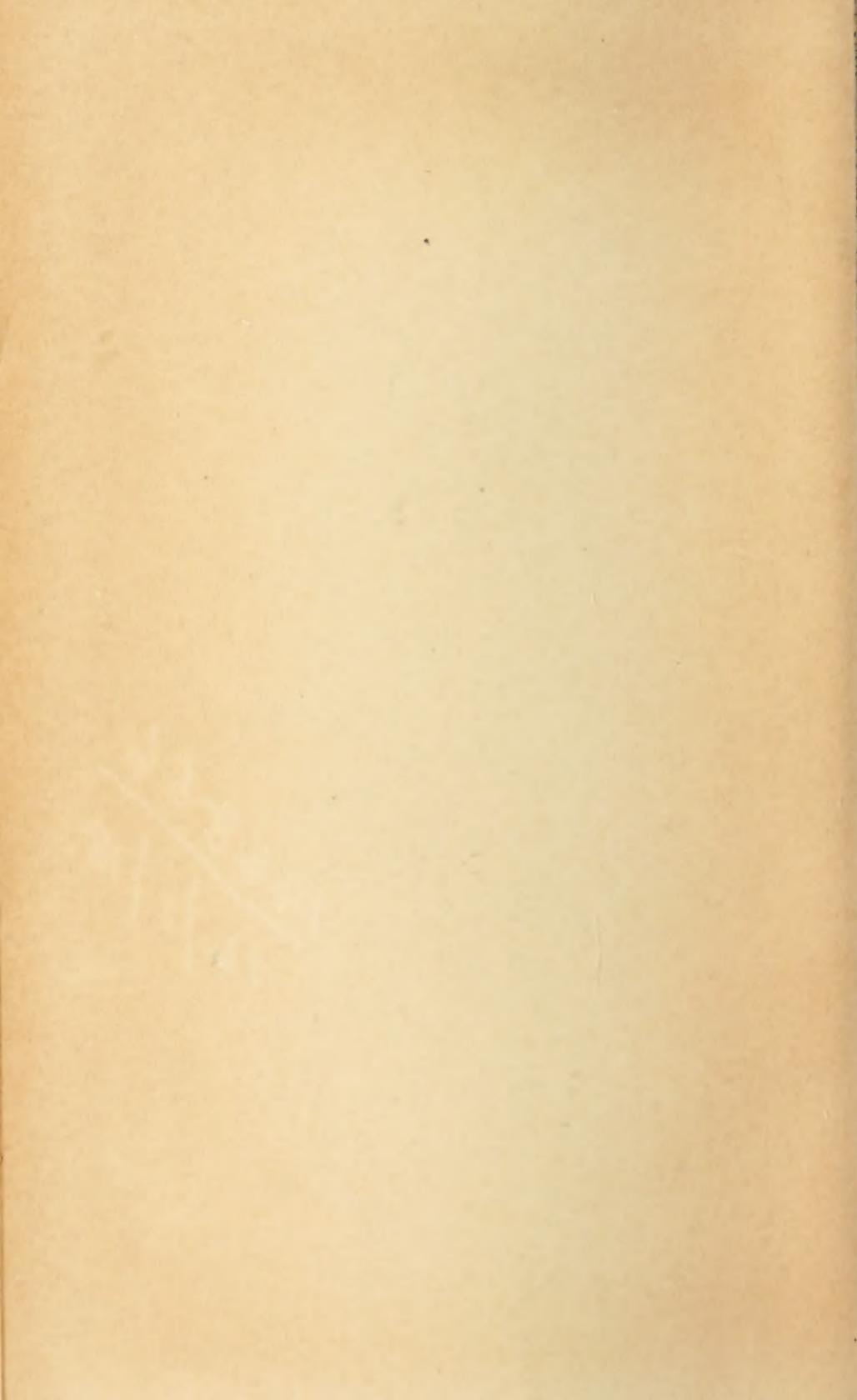
Gesamt-Ausgabe.











M. S. Saphir's Schriften.

---



LG  
5241

# M. S. Saphir's Schriften.

Einundzwanzigster Band.

144866  
12/1/18.

---

Brünn, Wien & Leipzig.

Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.

Druck von Jr. Karafiat in Brünn.



# Wunderlieder.

An Sie.

1.



Die Poesie, die Wunderfrau,  
Die gibt nicht Ruh im Haus,  
Des Waldes Grün, des Himmels Blau,  
Des Stromes Glanz, der Schmelz der Au,  
Das lockt sie stets' hinaus!

Und sitze ich am Schreibtisch,  
Und schreib' das Herz mir warm,  
Da nahet sie aus dem Gebüsch,  
Und lacht mich an, so froh, so frisch,  
Und reicht mir ihren Arm;

Und führt mich über Berg und Thal,  
Und zeigt mir Gottes Pracht;  
Am Tag den süßen Sonnenstrahl,  
Und milde Sterne, sonder Zahl,  
In sanfter Mondennacht.

Da wird mir gar so wunderbar,  
So wohl und doch so weh,  
Wenn ich die tausend Sternlein klar,  
Wie eine kleine Kinderschaar  
Im stillen Kreise seh.

Da schaue ich zum Sternenzelt,  
Der Erde nicht bewusst,  
Da ist's mit mir so froh bestellt,

Daß ich die ganze liebe Welt  
Umhalsen möcht' in Lust!

So kömmt es dann, ich weiß nicht wie,  
Weiß nicht wie es geschieht,  
Daß ich, bald spät, bald Morgens früh,  
Etwas erdicht' in Harmonie,  
Ein einfach kleines Lied.

Doch wenn ich wandre noch so weit,  
Wie fern auch tönt mein Sang,  
Bist Du mir nah zu jeder Zeit,  
Und Deiner Schönheit Herrlichkeit  
Ertönt mein Saitenlang!

Denn was ich fühle anderwärts,  
Bezieht auf Dich allein,  
Sowohl in Lust als auch in Schmerz,  
Mein liebevolles treues Herz,  
In seinem Thun und Sein!

## 2.

Die Wolken an des Himmels Plan'  
Sie schau'n mich an;  
Sie schau'n mich an und ziehen fort,  
Nach jenem Ort,  
Nach jenem Ort, wo sie allein,  
Gedenken mein,  
Gedenket mein zu jeder Zeit  
In Lust und Leid;  
O Wolken höret meine Bitt',  
O Wolken nehmt mich mit!

Es zieh'n die Vöglein wohl entlang,  
 Mit süßem Sang;  
 Mit süßem Sang nach jenem Land,  
 Wo ich sie fand,  
 Wo ich sie fand, die bis an's Grab  
 Mir Liebe gab,  
 Mir Liebe gab und Lieb' empfing,  
 Und Schwur und Ring;  
 O Vöglein höret meine Bitt',  
 O Vöglein nehmt mich mit!

Es fließt der Bach und murmelt still,  
 Ob mit ich will;  
 Ob mit ich will, wohin er eilt;  
 Wo Liebchen weilt;  
 Wo Liebchen weilt und inniglich  
 Nun denkt an mich;  
 Nun denkt an mich, und still und traut  
 In's Bächlein schaut;  
 O Bächlein höre meine Bitt',  
 O Bächlein nimm mich mit!

Gedanken fliegen, nimmer matt.  
 Nach jener Stadt,  
 Nach jener Stadt, wo Lichtumweht  
 Die Holde lebt,  
 Die Holde lebt, die ich errang  
 Durch süßen Sang;  
 Durch süßen Sang, mit dem mein Lied  
 In's Herz ihr zieht;  
 Gedanken höret meine Bitt',  
 Gedanken nehmt mich mit!

## 3.

Fern von ihr  
 Sit' ich hier,  
 Ganz allein;  
 Hat nun Fried  
 Mein Gemüth?  
 Nein, ach nein!

And're Luft,  
 Wälderduft,  
 Hüllt mich ein;  
 Ob die Lieb'  
 Von mir blieb?  
 Nein, ach nein!

Stilles Thal  
 Lockt allzumal  
 Mich hinein;  
 Bleibt mein Schmerz  
 Anderwärts?  
 Nein, ach nein!

Wo' ich geh,  
 Wo ich steh,  
 Ist sie mein!  
 Ob' ich denn  
 Mein' sie nenn'?  
 Nein, ach' nein!

---

## Der Fels.

(Verbannungs = Gedicht.)



Es steht ein Berg da, wie ein Mann!  
 Er hebt die Stirne himmelan,  
 Das Haupt, umspielt von Sonnenstrahl,  
 Schaut hoch herab auf Land und Thal,  
 Und um ihn wogt der Aether klar,  
 Und um ihn kreist der stolze Aar,  
 Und aus der stolzen Felsenbrust  
 Entströmt ein Quell zu aller Lust,  
 Der Quell, er strömt hinab in's Land,  
 Und flattert wie ein Gnadenband,  
 Durch Ager, Wiese, Flur und Au,  
 Und aus ihm schaut des Himmels Blau.  
 Der Berg, dem er entquillen thut,  
 Der schaut sich selbst in seiner Fluth.  
 Da steigt aus eines Sumpfes Lauch,  
 Empor der faulen Dünste Hauch,  
 Der mit des Schlammes eklem Gisch,  
 Zu einer Wolke sich vermischt;  
 Mit diesem niedern Pfützenkind  
 Vereinigt sich ein feiler Wind,  
 Der trägt die Wolke hoch hinauf,  
 Bis zu der Sonne hohem Lauf,  
 Und schicket aus der schwarzen Brust,  
 Die Blitze ab mit schnöder Lust.  
 Doch wie der Blitz auch ringsum zückt,  
 Der hohe Berg sich doch nicht bückt;

Und wie auch d'rein der Donner schlägt,  
Der Berg sich dennoch nicht bewegt;  
Und wie auch schwer der Hagel sank,  
Der Berg steht da, so frei und frank;  
Und wie die Wolke auch zerbricht,  
Der Berg steht fest und rührt sich nicht;  
Und Schlossen, Regen, Donner, Blik,  
Sie geh'n hinab in ihre Pfütz,  
Sie sinken in des Schlammes Schoß  
Zurück, der sie gezogen groß.

Der Berg jedoch steht wie ein Mann,  
Und hebt die Stirne himmelan,  
Das Haupt umspielt vom Sonnenstrahl,  
Schaut hoch herab auf Land und Thal,  
Und aus der freien Felsenbrust,  
Entströmt ein Quell zu aller Lust!

Und mit dem Berg bin ich gemeint,  
Der Dichtkunst Himmel hell mir scheint,  
Und mit der Leier in der Hand,  
Schau ich herab auf Thal und Land,  
Und aus der freien Dichterbrust,  
Entströmt ein Quell voll Viederlust;  
Und dieser Quell strömt frei hinan,  
Ist keines Königs Unterthan,  
Bald rauscht er stolz, bald fließt er jaust,  
Durch Wäldernacht, durch Blumenraust,  
Bald lauschet ihm ein liebend Herz,  
Bald lauschet ihm ein herber Schmerz,  
Bald tröstet er mit süßem Klang,  
Der Wehmuth Stunde schwer und bang;  
Bald trocknet er in stiller Nacht  
Das Auge, das im Kummer wacht;

Bald löset er den herben Gram,  
Der nur in Thränen Trost bekam;  
Gewinnt sich bald mit Schmeichelton,  
Der süßen Liebe süßen Lohn!  
Nur wo der Strom nur immer rinnt,  
Gemüth und Herz er bald gewinnt!  
D'rum, wie auch hier die Wolke dräu't,  
Die Welt ist groß, das Herz ist weit,  
Die Menschheit gut, das Leben reich,  
Die Schöpfung schön, die Herzen weich,  
Der Glaube stark, die Hoffnung treu,  
Die Liebe süß, das Singen frei;  
Wo sich ein Herz nur finden ließ,  
Ist überall ein Paradies!

---

## Schmerzliches. ewiges Liebewohl.



Lieb' wohl, Geliebte, sieh, am Wanderstabe  
 Steht der, dem Du Dein Herz geschenkt;  
 Und siehe, daß er bald zum frischen Grabe  
 Den Schritt des Lebensfatten lenkt!  
 Laß, o Geliebte, sie noch einmal fassen  
 Die liebevolle, liebewarme Hand,  
 Die freundlich, lieblich, ohne Unterlassen,  
 Des Lebens schönste Meilen für mich wand;  
 Lieb' wohl und höre, wenn Dein Freund Dir spricht:  
 Vergiß, o vergiß mein nicht!

Lieb' wohl, Geliebte, schenke eine Zähre  
 Mir mit auf meinen finstern Pilgergang;  
 Und siehe, daß es nimmer lange währe,  
 Daß ich die Ruhe sterbend mir errang;  
 Wenn Du einst hörst, daß ich im fremden Lande  
 Umfange bin vom tiefen Sehnsuchtsweh',  
 Daß ich an ferner Meere ödem Strande  
 Nach Deinem Anblick schwachte und vergeh',  
 Dann höre, wenn Dein Freund von Ferne spricht:  
 Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn Dich dereinst in einer Zwielfichtstunde  
 Ein namenloses Bangen süß befällt,  
 So denk', Dein ferner Freund gibt Dir die Kunde,  
 Daß er voll Liebe treu noch an Dir hält;  
 Wenn Dir dereinst die Augen überfließen,  
 Und stille Wehmuth Deine Seele rührt,

So denke, daß sein Leben zu beschließen  
 Die güt'ge Gotttheit Deinen Freund nun führt;  
 Daß er vom Leichenhügel zu Dir spricht:  
 Vergiß, o vergiß mein nicht!

Wenn dann im Glück und Schmerz in Deinem Leben,  
 Ein leises Tönen stets Dein Ohr umgibt,  
 So wird der Geist des Freundes Dich umschweben,  
 Der dort wie hier Dich treu und innig liebt;  
 Und wenn Dir einst am glücklichen Altare  
 Ein stiller Glückwunsch wehmuthsvoll erbehallt,  
 So denke, daß der Freund aus seiner Bahre  
 Zu Deiner Hochzeit ungesehen wallt;  
 Mit leis' verhallter Stimme fleht er da:  
 Vergiß, o vergiß mein ja!

---

## Das Widerschen.


 Ich sah hinauf und himmlisch angestrahlt  
 Ward plötzlich ich von meiner Sonne,  
 Wie man ihr glänzend Abbild schwach nur malt  
 In allen Reizen der Madonne;  
 Ein Schimmer war's, doch war der Schimmer milde,  
 Der Anmuth gleich in einem Gnadenbilde.

Die heil'gen Flammen, die im Schlummerflor  
 In meines Herzens Tiefen ruhten,  
 Sie schlugen schnell erwachend nun empor,  
 Mit ihren nie erlöschten Gluthen;  
 In einem Licht', das Worte nicht benennen,  
 Zebien rings um mich das Weltall zu entbrennen.

Und als ich noch einmal hinaufzublickt  
 Zum Fenster, wo die Holde weilte,  
 So war's, als ob Aurora, goldgestickt,  
 Das Licht auf ihren Wangen theilte;  
 Und Amorinen schienen diese holden  
 Und reichgerollten Locken zu vergolden.

Aus ihrem zauber vollen Wimperjaum  
 Sah ich den Frühlingsmorgen tagen,  
 Die Luft war stolz darauf, durch ihren Raum  
 Das süße Augenlicht zu tragen,  
 Und alle meine Sinne fühl' ich schwinden,  
 Als dieses Licht zu mir sich wollte finden.

So ist sie da, die Golbe, die allein  
Mir Herz und Seele hat umfassen!  
Nun ist ein heil'ger Zweck doch meinem Sein,  
Und heil'ge Ursach aufgegangen;  
Mein süß Geschäft, mein innigstes Bestreben  
Ist es, sie seh'n und ihrem Anblick leben.

---

## Trost im Echo.



Klagend über Berg und Klüfte,  
 Klagend, weinend ziehe ich;  
 Sonn' und Mond und Thal und Lüfte  
 Haben keinen Trost für mich!

ich.

Echo, süße Schmerzensbraut,  
 Du verkündest Trosteslage,  
 Wenn den Bergen anvertraut  
 Ich die tiefe Liebesklage.

Klage!

Wer wird diese Sehnsucht mindern,  
 Die mich faßt, wohin ich flieh?  
 Wer wird diese Gluthen lindern,  
 Diese Liebes-Frenesie?

sie.

Welch Gefühl ist's, das mich faßt,  
 Das mich aus dem Weltgetriebe  
 Sehrend locker ohne Last,  
 Daß ich einsam gerne bleibe?

Liebe!

Kann ich wehren diese Schmerzen,  
 Wenn die Welt mich von ihr trennt?  
 Was ist einem treuen Herzen  
 Hoheit, Reichthum, Rang und Stand?

Land.

So hat zwischen Weh und Lust  
 Süße Mischung mich getroffen!  
 Nimmer weiß die enge Brust,  
 Soll sie fürchten oder hoffen!

hoffen!

Wird sie schwanken, wird sie beben,  
 Wird sie zagen, bang und scheu,  
 Wird sie bleiben treu ergeben,  
 Wenn auch Schicksal Dornen streu'?

treu!

Was ist's, das zuletzt doch siegt,  
 Wenn auch Hindernisse grollen?  
 Daß der Wunsch das Ziel erklimmt,  
 Wie er heiß der Brust entquollen?

wollen!

Wird sie einst dieß Herz erkennen,  
 Dieses Herz, so treu und rein?  
 Wird' ich einstens mein sie nennen,  
 Eh' mich deckt der Todesstein?

Denn.

Goldes Echn!-habe Dank  
 Für die Laute, dir entronnen;  
 Ach, ein Herz, das liebeskrank,  
 Hat durch Hoffnung schon gewonnen!

Wonne!

## Stille Liebe.



Wenn der Tag den klaffen Netzer  
 Mit des Morgens Rosen sticht,  
 Und den ersten Lichtverräther  
 Durch die dunklen Räume schießt,  
 Und das Heer der Götterkrieger  
 Aus den Zweigen singend blickt;  
 Deffnet Sehnsucht ihre Blüthe  
 In dem liebenden Gemüthe.

In dem liebenden Gemüthe  
 Ist die Sehnsucht still erblüht,  
 Die ich zärtlich heg' und hüte  
 Wie sie schmerzlich euch erglüht;  
 Der ich neue Pflege biete,  
 Wenn sie halb auch mir entflieht;  
 Denn das Sehnen selbst ist eben  
 Götterheil aus Liebesleben!

Götterheil aus Liebesleben  
 Ist der Sehnsucht süßer Zug;  
 Dieses Zagen, dieses Beben,  
 Dunkler Wünsche stiller Flug,  
 Und der Liebe leises Streben,  
 Ist dem Herzen schon genug;  
 Sehnsucht liebt's im eignen Sinnen  
 Ganz sich selber einzuspinnen.

Ganz sich selber einzuspinnen  
 In des Herzens eig'nem Leid,

Ist der Liebe einzig Sinnen,  
 Und der Liebe Eigenheit;  
 Bald um Frieden zu gewinnen,  
 Bald mit ihrem Selbst im Streit,  
 Ist's der Liebe einzig Ringen  
 In sich selbst sich zu verschlingen.

In sich selbst sich zu verschlingen,  
 Lieben Dreie stets allein;  
 Sehnsucht mit den Geisterflügeln,  
 Und der Liebe süßes Sein,  
 Und das Lieb vor allen Dingen.  
 Lebt am liebsten ganz allein;  
 Sehnsucht d'rum und Lieb' und Lieder  
 Blühen ewig frisch mir wieder.

Blühen ewig frisch mir wieder  
 Deine Augen, sanft und mild,  
 Dann der Quell der süßen Lieder  
 Aus dem Herzen mir entquillt,  
 Reihen sich des Sanges Glieder  
 Wie's der liebe Gott gewillt;  
 Sagen in verschlung'nen Reigen,  
 Was der Mund muß scheu verschweigen.

Was der Mund muß scheu verschweigen,  
 In dem Lieb sich zu Dir ringt;  
 Süßem Liede ist es eigen,  
 Daß es zu dem Herzen bringt;  
 Darf der Sänger sich nicht zeigen,  
 Doch ein Lied sein Lieben bringt;  
 Trägt zu ihr die Liebeslaute  
 Die das Herz ihm anvertraute.

## Der Doppelfrühling.



Die gute Göttin Flora hat  
 Mit Licht gestickt der Blumen Blatt,  
 Hat jedes Blättchens zarten Rand  
 Auch ausgezackt mit zarter Hand,  
 Gab allen Blumen weit und breit,  
 Aus Knospen auch ein grünes Kleid.  
 Hat auch das Kösschen, vielbegehr't,  
 Mit Dörnchen klein zum Schutz bewehrt;  
 Hat manche Blume, die nicht schön,  
 Zum Trost mit süßem Duft versch'n,  
 Gab g'rad dem Weilchen, tief im Thau,  
 Des höchsten Himmels reines Blau.  
 Da legt des Winters kalter Schnee,  
 Sein Leichentuch auf Land und See,  
 Die Blümlein alle, roth und weiß,  
 Sie schlummern in dem Sarg von Eis.  
 Die Mutter Flora weint am Sarg,  
 Der ihre lieben Kindlein barg.  
 Sie weinet lang und weinet sehr,  
 Da kömmt der liebe Frühling her,  
 Und trocknet ihr der Thränen Lauf.  
 Die süßen Blümlein stehen auf,  
 Sie stehen auf zum jungen Licht,  
 Sie schau'n der Mutter Angesicht,  
 Sie schau'n vergnügt zu Gott empor,  
 Und blühen freudig wie zuvor.

D'rum, stehst du Mensch an Grabes Randt,  
So weine wohl, doch weine sanft,  
Von Gott bedarf's nur einen Hauch,  
So kommt der Todten Frühling auch,  
Sie steigen aus dem weißen Kleid,  
Und blühen für die Ewigkeit.

---

## Silhouette der Einzigen.

### V o c k e n.



Wie die holden seid'nen Wogen,  
 Weich und golden niederwogen!  
 Sanfte Schlangen, krumm gebogen,  
 Um die Wangen hingezogen,  
 Welche Finger, hat die Finger, euch gekräuselt?  
 Die wie Düste, in die Lüfte hingekräuselt?  
 Nur behende Elfenhände, feinmanierlich,  
 Sie nur locken, goldne Flocken, ganz so zierlich!

### A u g e.

Himmel ist es, wenn in Weiße  
 Leuchtet seine Azurbläue;  
 Stern, wenn so hold als mild,  
 Liebe aus der Wimper quillt;  
 Tempel, wenn von Gott belebet,  
 Es den Blick zum Himmel hebet;  
 Blume, wenn ein freundlich Licht,  
 Aus dem süßen Kelche bricht;  
 Wolke, wenn der Born umbunkelt,  
 Blic aus seinem Himmel funkelt;  
 Engel, wenn die Thräne hell,  
 Steht auf diesem Mitleidsquell;  
 Grab für mich, wenn es sich senket,  
 Keinen Blick der Lieb' mir schenket!

## W a n g e n.

Rose sprach zu Hermelin:  
 „Wollen freundlich niederzieh'n,  
 Wilderst Du die hohe Gluth,  
 Steig're ich die weiße Fluth!“  
 Und sie zogen Hand in Hand,  
 Schwesterlich durch's ganze Land;  
 Wanderten auch Mondenslang,  
 Ruhen nun auf ihrer Wang',  
 Ihre Wangen zart umzieh'n  
 Rose stets und Hermelin!

## M u n d.

Rosenpforte, süßer Worte Heimatland,  
 Wo auch Vallen zu gefallen einst verstand!  
 Purgurgluthen überfluteten seinen Rand;  
 Es erblühen Harmonien, ungenannt,  
 Wenn in schönen Rederönen er entbrannt!  
 Es wird fröhlich, götterfelig der genannt,  
 Dem zu Liebe ein: „Ich liebe!“ er bekannt!

---

## Einiges Suchen.

An Sie.



Der Morgen schießt sein freundlich Licht  
 Herunter von den Auen,  
 Ich hoffe dann ihr Angesicht  
 Im Zauberschein zu schauen;  
 Ich schicke meinen Sehnsuchtsblick  
 Die Herrliche zu finden,  
 Doch ohne sie kömmt er zurück,  
 Um trostlos zu erblinden!  
 Der Morgen schießt sein freundlich Licht,  
 Doch meine Holde schießt er nicht!

Der Mittag schießt sein warmes Licht,  
 Es strömt aus allen Thoren,  
 Ich such' das holde Angesicht,  
 Das ich mir auerkoren;  
 Ich harre fest, ich harre bang,  
 Ich harre auf der Meinen,  
 Doch harre ich auch stundenlang,  
 Mein Glück will nicht erscheinen.  
 Der Mittag schießt sein warmes Licht,  
 Doch meine Holde schießt er nicht!

Der Abend schießt sein mildes Licht,  
 Auf Gärten und auf Matten,  
 Ich such' das reizend Angesicht  
 In Lauben und in Schatten,

Ich frage jedes Blumenblatt,  
 Ich frage jede Dolde,  
 Doch keine auch gesehen hat  
 Die Einzige, die Holde!  
 Der Abend schickt sein mildes Licht,  
 Doch meine Holde schickt er nicht!

Die Nacht auch schickt ihr Sternenlicht,  
 In finstre Erdenklause,  
 Ich such' das himmlisch' Angesicht  
 Im vollen Schauspielhause;  
 Ich such' in jedem Vogenkranz,  
 Ob ich sie mag erblicken,  
 Doch will ihr süßer Schönheitsglanz  
 Mich nimmermehr erquicken!  
 Die Nacht auch schickt ihr Sternenlicht,  
 Doch meine Holde schickt sie nicht!

Die Mitternacht schickt Finsterniß,  
 Die ist allein mir labend,  
 Den ganzen großen Weltenriß  
 In ihren Schoß begrabend!  
 Da bringet aus der dunklen Nacht,  
 Vom Grund der dunklen Räume,  
 Die Holde mir, in aller Pracht,  
 Der süße Gott der Träume!  
 Die Mitternacht sie bringt gewiß  
 Die Holde mir durch Finsterniß!

## Der Mai der Liebe.



Die Rose wollt' ich bittend zu ihr senden,  
 Und meine Thränen fielen auf das Blatt;  
 „Weh hin,“ sprach ich „versuch ihr Herz zu wenden,  
 Frag', ob sie mich denn ganz vergessen hat?  
 Ob Brief und Wort, und süßer Grüße Spenden,  
 Und Blickes Botschaft nimmer finde statt?“  
 Da sprach die Ros', und beugt das Haupt hernieder:  
 „Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder.“

Den Zephyr wollt' ich bittend zu ihr schicken,  
 Der zu dem holden Antlitz von mir strebt;  
 „Frag' sie, ob meine Sehnsucht zu erquicken,  
 Kein Liebesodem mehr die Brust ihr hebt?  
 Ob mit Erinnerung sie zu bestricken  
 Der süße Gott das Herz ihr nicht belebt?“  
 Da sprach der Zephyr aus dem Blatt der Glieder:  
 „Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Den Stern, der mild uns lakt im Abendseine,  
 Wollt' ich ihr schicken mit dem Graß der Lieb';  
 „Frag' sie: warum der Liebesstern, der reine,  
 In ihrem Herzenshimmel klar nicht blieb?  
 Warum er mir sein freundlich Licht verneine?  
 Welch Nachgewölk den Stern so ganz vertrieb?“  
 Da sprach der Stern, und flimmert freundlich nieder:  
 „Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Das Lied wollt' ich nun schicken, reich an Tönen,  
 Das oft ihr Herz und Sinn und Ohr befrucht;

„Geh hin, du einz'ger Lohn und Preis des Schönen,  
 Du Freund, den ich oft liebevoll geschick,  
 Frag' sie, ob Sang und Gruß auch der Samönen  
 Ihr Herz nicht mehr der kalten Haft entstrickt?“  
 Da sprach der Gott des Sanges und der Lieder:  
 „Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Nur einmal blüht der Götter-Mai der Liebe.  
 Nur einen Frühling hat das Monichenherz!  
 Nur einmal treibt der edelste der Triebe  
 Des Jühlens Größlingsrose himmelwärts!  
 Nur eine Morgenstunde hat die Liebe,  
 Vergoldet von des Frühroth's reinem Erz!  
 Nur einmal zuckt der Himmelsstrahl hernieder:  
 „Der Liebe Mai blüht einmal und nicht wieder!“

---

## Das Ende vom Liede.


 Ich sah sie an, als erst sie mir erschienen,  
 Und nicht mehr weiß ich, wie mir da geschah.  
 Es hing mein Blick an ihren Engelsmienen,  
 Die ich so hold, so reizend niemals sah;  
 Es schien, als wär in diesem Wonnesehen  
 Ein Himmelswunder plötzlich mir geschehen!

Sie sah mich an, und gold'ne Lichteswogen  
 Entströmten ihres Auges süßem Tag;  
 Den dunkeln Vorhang fühlt' ich weggezogen,  
 Der über meinem Lebensdrama lag,  
 Und in des vollen Lichtes schöner Leitung,  
 Sah ich des Lebens höhere Bedeutung!

Ich sprach sie an, und meine Lippen bebten,  
 Mein Herz erbehte süßer-schrocken nach,  
 Und wie die Worte aus dem Herzen strebten,  
 Zerflossen sie in ein verhauchtes Ach!  
 Der Mund schien liebesbüchtern zu verzagen,  
 Unsäglich's unverholen ihr zu sagen.

Sie sprach mich an und volle Harmonien  
 Umrauschten mir das wollusttrunk'ne Ohr;  
 Ich mußte stillanbetend niederknien,  
 Denn offen schien des Himmels heil'ges Thor;  
 Ich schloß entzückt die Hand vor meinen Augen,  
 Um ungestört den Wohlklang einzusaugen.

Ich küßte sie, und Vesta's Feuer brannte  
 Auf ihrer Lippen züchtigem Altar;  
 Es war, als ob die Seelen sich erkannten  
 In diesem Kuß, der rein wie Engel war;  
 Und Mund auf Mund im flüchtigen Berühren  
 Sahen Herz um Herz dem Andern zu entführen!

Sie küßte mich, mir schwindelten die Sinne,  
 Und thränenperlend schloß mein Auge sich,  
 Ich wußte nimmer, was ich nun beginne,  
 Aus seiner Haft entstrebte mir mein Ich;  
 Geschlossen war mein Aug', doch konnt' ich sehen,  
 Ich fühlte mich halb fein und halb vergehen.

Ich sagte „Du,“ im kleinen Wörtchen lagen  
 Die Zauber aller Herzens-Sympathie,  
 Ich sprach es aus mit Beben und mit Zagen,  
 Mit Beben und mit Zagen hörte sie;  
 Und wie das „Du“ den Lippen sich entwunden,  
 Hatt' ich des Wortes Lust erst recht empfunden.

Sie sagte „Du!“ mit nimmersatten Zügen  
 Trank ich des kleinen Wörtchens Wohlklang ein,  
 Die Liebe zog mit ihren schönsten Siegen  
 In meines Herzens tiefsten Tiefen ein,  
 Und „Du“ und „Du,“ das waren alle Worte,  
 Und doch erschlossen sie die Himmelspforte.

Ich sprach: „Leb' wohl!“ und bittere Schmerzensstränen  
 Benetzten ihr Gesicht und Hals und Hand;  
 Getheilt in Schmerz und Lieb' und heißem Sehnen,  
 War Herz und Mund und Auge mir entbrannt;  
 Ich fühlte es mit wollustvollem Schauern:  
 Ich werde diesen Schmerz nicht überdauern.

Sie sprach: „leb wohl!“ und schaut nach einem Andern  
Mit tränenstillerem, feuchten Blick sich um;  
Muß auch der Eine weit von hinnen wandern,  
Ein schönes Mädchen grämt sich nicht darum;  
Die Welt ist groß, es gibt der Männer viele,  
Und jeder Mann ist recht, führt er uns nur zum Ziele.

---

## Der Stadtkrühling im Herbst.



Bei willkommen mir von Herzen,  
Herbst, mit deinem kühlen Hauch;  
Du ertödtest Blüth' und Rosen,  
Du entblätterst Baum und Strauch.

Und die schönen Frauen alle,  
Die das Land gefesselt hat,  
Sagst Du mit dem kalten Oberr  
Wieder zu uns in die Stadt.

Und ein neuer Frühling blühet  
In der Stadt nun rings herum,  
Und in allen Häusern blühet  
Eines Frühling's Blüthenthum.

Und an allen Fenstern glühet  
Nun ein voller Blumenstrauß;  
Schauet, lächelt, blühet, duftet  
In das Leben frisch hinaus.

Bald die Rose voll und üppig  
Glühet durch der Scheibe Schein,  
Bald die Lilie, zart und sittig,  
Schauet in die Straß' hinein.

Bald ein Knöspchen süß und milde,  
Durch die hellen Scheiben schaut,  
Wie ein Sternchen, sanft und lieblich,  
Seine Strahlen: niederthaut.

Bald zwei Auglein wie ein Veilchen  
 Glimmern durch des Vorhangs Spalt,  
 Daß mein Herz vor süßer Ahnung,  
 Und vor Wehmuth überwallt.

Bald die stolze Tulipane  
 Durch die Jalousie blüht,  
 Und auf jedem ihrer Blicke  
 Ein ganz winz'ger Amor sitzt.

Ueberall nur Mai und Frühling  
 Wo das Auge hin jetzt blickt,  
 Ja der Herbst hat uns nur Rosen  
 In die liebe Stadt geschickt.

Sei willkommen mir von Herzen  
 Herbst mit deinem kühlen Hauch;  
 Ach, vielleicht bringst du dem Sänger  
 Doch sein holdes Blümchen auch.

---

## Der Kinderengel.



Welch' ein Kind mit gold'nen Löckchen  
 Hält die Golde auf dem Schoß!  
 Windet kaum dem süßen Döckchen  
 Aus dem Armchen klein sich los!  
 Und das Kind mit zarten Händchen  
 Wühlt im Wangen-Roseländchen.

Doppelreiz in einem Lilde,  
 Wie erhebst du meine Brust!  
 Junger Schönheit Himmelsmilbe,  
 Und des Kindes Augenlust!  
 So in einem Bild sich malen:  
 Frührothlicht und Tagesstrahlen!

Wie die zarterblühte Rose  
 Schaukelnd ihre Anmuth mißt,  
 Und im süßen Liebgekoße  
 Schwesterlich die Rose küßt;  
 So auch ihre Rosenlippen  
 An dem Kinde küssend nippen.

Ihre milden Blicke sinken  
 Auf das Kind so inniglich,  
 Und die süßen Strahlen trinken  
 Unschuld'sfreuden sanft in sich;  
 Sieht im Kinderäuglein-Flimmern  
 Eigne Anmuth wieder'schimmern.

O bewahre, holde Blüthe,  
Ewig diesen Kindersinn!  
Himmel ist er dem Gemüthe,  
Und dem Herzen Hochgewinn;  
Nur das reine, kindlich Schöne  
Ist es werth, daß Gott es kröne!

---

## S t e r n l i e d e r.

## 1

## Die Jungfrau.



Lüchtend aus dem ew'gen Sinnenstreite,  
 Aus der Leidenschaften engen Haat,  
 Hat zu Dir, Du Keine, Unentweiste,  
 Sich mein Thränenblick emporgerafft;  
 Fühlt von deinen milden Strahlenwegen  
 Wie bezaubert sich stets angezogen.

Wie der Dichtung allerkeuschste Blüthe,  
 Von der Muse Zauberhand gewebt;  
 In dem reinen offenen Gemüthe  
 Als ein magisch Wunderräthsel lebt,  
 Daß es tiefergriffen, lauschend leise,  
 Ewig horcht der schmeichelvollen Weise;

So auch zittert deine Lichteswelle  
 In das Herz mir wundersam herein,  
 Schafft es um zu friederfüllter Zelle,  
 Mit dem sanften, blüthenmilden Schein;  
 Blickt durch meiner Seele trüben Schleier  
 Freundlich durch, wie ein geläutert Feuer.

Heilig Sternbild! ewig unverändert  
 Spielt am Blau dein unbeflecktes Licht,  
 Wie auch Wolkenzug sich, schwarzberändert,

Oft um deinen Strahlenmantel flicht;  
 Ungemindert in dem eig'nen Glanze  
 Strahlst du himmlisch in dem Sternenkranze.

Jungfrau, die Du in dem Erdenthale  
 Bist des heil'gen Sternes Ebenbild,  
 Glänzend in demselben Schimmerstrahle,  
 Der von seinem Vorne niederquillt;  
 Hüt' in deines Herzens Heiligthume  
 Dieses Strahles züchtigliche Blume!

Leuchte durch des Lebens dunkle Bahnen  
 Selbst dir vor mit deinem Unschuldsglanz;  
 Ehre deines Herzens dunkles Ahnen,  
 Doch erforsch' es nie und nimmer ganz;  
 Trübe nie der Seele zarte Welle,  
 Denn auf ihr nur spielt des Lichtes Helle!

## 2.

## Die Leyer.

Das klingende Gewölk ist fortgezogen,  
 Der Schleier fiel vom abendlichen Blau,  
 Der Himmel trägt den azurreinen Bogen,  
 Mit aller seiner Klarheit nun zur Schau;  
 Und in der umgestürzten Saphirschale  
 Verschwimmt der Lyra Bild im hellen Strahle.

Hell ausgespannt die zarten Strahlen-Saiten,  
 Rings an des Himmels rundgewölbtem Schiff,  
 Erfunkelt es nach allen Erdenseiten

Mit seinem lichtumwebten gold'nen Griff;  
 Jedoch kein Ohr, das hier auf Erden lebet,  
 Vernimmt den Ton, der seinem Spiel entbebet.

Nur ahnen kann ich, welche heil'gen Töne  
 Dem Strahlen-Saitenspiele keulich enttönt,  
 Wenn es sich labt am Anblick nackter Schöne  
 Und Reiz der Schöpfung, vor ihm ausgedehnt;  
 Wenn sich, sein Spiel mit Heiligkeit zu füllen,  
 Die Räthsel der Naturen ihm enthüllen.

Im reinen Aether lebt die Himmelsleyer,  
 Nicht Erden schwere zieht sie stets herab,  
 Sie glüheth ewig fort, jedoch ihr Feuer  
 Wird nicht in Asche bald ihr eignes Grab;  
 Die Saiten, die in reinen Lüften schwimmen,  
 Kann dieses Lebens Brodem nicht verstimmen.

Die Leyer, die der Mensch versucht zu schlagen,  
 Erdrückt des Erdenkörpers dumpfe Luft;  
 Es ist ein ew'ges Streben, Sehnen, Bagen;  
 Er athmet Qualen, wo er gehofft auf Duft,  
 Und in die Saiten, die er zart soll hüten.  
 Tobt das Geschick mit Berren und mit Wüthen!

Wie soll der Sang der Sänger-Brust erblühen,  
 Wenn sich um jedes Ohr ein Nebel zog?  
 Wie soll in Freudigkeit sein Lied erglühen,  
 Wenn Leben, Liebe, Freundschaft ihn betrog?  
 Wie soll der Himmel quellen aus den Saiten,  
 Wenn sie die Erd' zerreißt mit Schlechtigkeiten?

## W o h i n ?

1.



o hin bist du mit deinem frischen Kranze,  
 Du meiner Jugend süßes Wonnesein?  
 Du Lebensfrühbroth, das mit mildem Glanze,  
 Und mit des Frühlings gold'nem Morgenichien,  
 Mich einlud zu der Jahre buntem Tanze,  
 Und zu der Horen gaukelhaftem Reih'n?  
 Wohin bist du, du flücht'ger Schaum vom Leben,  
 Genommen mir, als du mir kaum gegeben?  
 Sie ist dahin! verblichen sind die Farben,  
 Die einst geschimmert in dem Lebensstrahl;  
 Die vollen Blüthen alle, sie erstarben  
 Mit sammt der Frucht, die sich aus Knospen stahl:  
 Geblieben ist ein trocknes Wischen Garben,  
 Ein Bündel Jahre, farbenlos und fahl  
 Ein mattes Nachspiel froher Morgenträume,  
 Ein Sehnen nach dem Grün verblühter Bäume!

2.

Wohin bist du, o du Geschenk von Göttern,  
 Du Hoffnung, trotzbegabtes Himmelstkind?  
 Die mich umgab in trüben Lebenswettern  
 Mit ihrem Lilienstengel, mildgesinnt;  
 Und wenn der Sturm tobt wüthend in den Blättern,  
 Zum Trost auf süße Melodien sinnt;  
 Wohin bist du, o fromme Himmelstaube,  
 Gejand, daß unjer Herz an Glück stets glaube?

Sie ist dahin, dem Herzen schon entflogen,  
 Weil die Gewitterschläge sie gestört!  
 Aus öber Seele ist sie ausgezogen,  
 Die sie nur allzuoft bethört;  
 Die süße Zunge hat so oft gelogen,  
 So oft als sie mein lauschend Ohr gehört;  
 Ich habe weinend sie zu Grab getragen,  
 Ein Hoffnungswittwer nun den künft'gen Tagen!

---

## 3.

Wohin bist du, geliebtes Weh des Lebens,  
 Du Liebe, honigsüße Bitterkeit?  
 Du heimlich Wickelkind des Widerstrebens,  
 Du Himmelstrostgestalt in Schmerz und Leid,  
 Du Sinngedicht des reizenden Ergebens,  
 Du Muse einer süßverträumten Zeit;  
 Wohin bist du mit deinem Licht, das holden  
 Des Lebens Kerkerstäbe soll vergolden?  
 Sie ist dahin; sie hat sich losgerungen,  
 Als mir das Herz im tiefen Gram zersprang;  
 Ihr Scheidegruß ist schmerzlich mir erklingen,  
 In meinem Herzen ist es öd und bang;  
 Die Saiten meiner Leyer sind gesprungen,  
 Weil Liebe nur aus ihrem Silber klang;  
 Wem Liebe nicht mehr blüht im frohen Busen,  
 Ist sich ein Klaglied und ein Grab den Musen!

---

## Frag' und Antwort.



Willst Du nicht herunterschicken  
 Deine Blicke niederwärts,  
 Daß sie inniglicß erquicken  
 Auge mir und Sinn und Herz;  
 Daß sich meine Seele labe  
 An des Auges süßer Gabe?

Bitte! nicht herabzuschicken  
 Deine Blicke niederwärts,  
 Wenn sie jetzt mich auch erquicken,  
 Quälen später sie mein Herz;  
 Was mir jetzt die Seele labe,  
 Wird mir später Todesgabe.

Willst Du nicht ein Zeichen geben,  
 Daß mein Liebesgram Dich rührt,  
 Daß des Zephirs leises Beben  
 Meine Seufzer zu Dir führt?  
 Daß es nicht Dein Stolz verwehret,  
 Wenn mein Herz Dich still verehret?

Nein, kein Zeichen sollst Du geben,  
 Daß Dich meine Liebe rührt,  
 Weil dann dieses Wonnebeben  
 Nur zur Raserei mich führt;  
 Weil mir zum Vessig verwehret,  
 Was mein Herz in Bluth verehret.

Willst Du nicht ein Wörtchen sagen,  
 Nur ein Wörtchen süß und mild;  
 Soll kein Ton sich zu mir tragen,  
 Der von Deinen Lippen quillt,  
 Der beschwör' mit Zauberklange  
 Mir das Herz, so voll und bange?

Nicht ein Wörtchen sollst Du sagen!  
 Schweigend bist Du süß und mild!  
 Könnte nicht die Lust ertragen,  
 Die aus Deiner Rede quillt;  
 Wär' mir nach dem Götterklange,  
 Ewig, ewig schmerzlich bange.

Willst Du nicht dem Viede lauschen,  
 Daß durch Lüfte zu Dir dringt,  
 Wenn mit leisem, leisem Rauschen  
 Abendwest die Flügel schwingt;  
 Daß Du fühlest hell und sinnig,  
 Wie mein Lieben tief und innig?

Nein, sollst nicht dem Viede lauschen,  
 Weil's dann neu stets zu Dir dringt,  
 Würd' zum Wahnsinn mich berauschen,  
 Wenn es Deine Gunst erschwingt;  
 Und ich sänge, liederfönnig,  
 Bis zum Tode Dir nur innig!

Wirst Du eine Thräne schenken,  
 Eine Thräne winzig klein,  
 Wenn sie mich herunter senken  
 In das stille Kämmerlein;  
 Und nicht eine einz'ge Zähre  
 Mir auf's Grab geweinet wäre?

Nein, sollst keine Thräne schenken,  
Nuch nicht eine, noch so klein;  
Nuch nicht Eine, wenn sie senken  
Mich hinab in's Kämmerlein:  
Wäre sündig diese Zähre,  
Als ob dort kein Jenseits wärel

---

## Die holde Feindin.



Weil Dein Vater feindlich mir gezogen  
 Und Du selbst mich hassdest lang,  
 Fühl' ich innig mich zu Dir gezogen  
 Mit der Sehnsucht süßem Drang.

Weil Du senkst die schönen Augen,  
 Wenn ich sie in Liebe such',  
 Möcht' ich ewig süße Strahlen saugen,  
 Aus der Blicke Himmelsbuch.

Weil Du schließ'st die holden Lippen,  
 Wenn mein Ohr Dir liebend lauscht,  
 Möcht' ich stets den Himmelston nur nippen,  
 Der von Deinem Munde rauscht.

Kurz, weil Du gelobest, mich zu hassen,  
 Haß von Deinen Lippen schallt,  
 Möcht' ich liebewührend Dich umfassen  
 Mit der Minne Allgewalt!

Wohnt in solchem Bau der schönen Glieder  
 In solchen Körpers Tempelpracht,  
 Wohnet da des Hasses wilde Hyder,  
 Und der Feindschaft finst're Nacht?

Nein, Dein Auge ist der Milde Stempel,  
 Und Dein Antlitz ist so mild.

O gewiß, in Deines Herzens Tempel  
Thronet nur der Güte Bild.

Nimm denn hin die Lieder-Huldigungen,  
Häße nicht mein treues Lied,  
Häße den auch nicht, der es gesungen,  
Wie es im Herzen ihm erblüht.

---

## Die Erscheinung.

(Bei beleuchtetem Hause.)



in Lichtmeer goß sich durch die hohen Hallen,  
 Der Blick ertrug kaum diesen reichen Glanz;  
 Doch ich erblickt' in dieses Lichtes Wallen  
 Ein einz'ges Licht nur in dem holden Kranz;  
 Aus süßen Augen, lieblich mir erschlossen,  
 Kam's wie ein Maien-Morgenstrahl geflossen!

Als ich des Auges Strahl getrunken,  
 Der wie ein mildes Sternbild niederfah,  
 War alles And're um mich her versunken;  
 Nur sie war in dem Kreis des Lichtes da;  
 Mit stillem, wunderheimlichen Verlangen  
 blieb ich an ihrem Zauberantlig hangen.

Vergangenheit mit ihrem gold'nen Saume  
 Stieg aus dem Reiche der Grinn'ung auf,  
 Wie das Gewebe, das vom Morgenraume  
 Der Seele malt den zaubervollen Lauf.  
 Der Gegenwart zerriß mein Herz die Bande,  
 Und flog zurück in früh're Zauberlande.

Dem Leben ist der Inhalt nun gekommen,  
 Das Dasein ist nun seines Preises werth;  
 Vom Geistesauge ist der Staar genommen,  
 Der finsterwaltend lange es beschwert;  
 Ich sehe sie, und sag' mit Wonnebeben:  
 Die Welt ist süß und schön ist doch das Leben!

# Blumenträume.

## Widmung.

An die holdeste der Blumen:

an Caroline.



Auch die Blumen schlafen  
Wenn sie lang gewacht,  
Sehnen aus der Sonne  
Sich nach Mond und Nacht;

Sehnen sich im Dunkeln  
Ganz allein zu sein,  
Sehnen sich nach Ruhe,  
Schlummern sinnig ein;

Und sie träumen lächelnd  
Von dem Abendwind,  
Der aus Dämmerungssonne  
Goldne Fädchen spinnt.

Träumen wieder lächelnd  
Von dem Morgenstrahl,  
Der sich gestern glühend  
In ihr Knöschen stahl;

Und mir verrieth die Träume  
Heut ein Schmetterling,  
Der an ihren Blättern  
Manche Nächte hing.

Und wie Du selber, Blume!  
 Oft wohl träumest still,  
 Ich Dir ihre Träume  
 Nun erzählen will.

### Der Traum der rothen Rose.

Am zarten Stengel schaukelt  
 Die Rose sich zur Nacht;  
 Verhüllt in Flor der Dämm'ring  
 Ist ihrer Blätter Pracht.

Sie schlummert sanft allmählig,  
 Ihr Köpfchen wird so schwer;  
 Und nur die Dörnlein stehen  
 Als Wächter um sie her.

Sie schließt die Blätteraugen  
 Und neigt das Köpfchen kaum,  
 So steht sie schon befangen  
 Vom süßen Blumentraum.

Sie sieht im schönen Traume  
 Den Flügel-Bösewicht,  
 Der lose sie umflattert,  
 Wenn aus der Knosp' sie bricht.

Sie hört fein leises Summen  
 Sie hört den Flügelichlag,  
 Mit dem er um sie buhlet  
 So manchen schönen Tag.

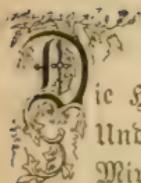
Und kaum will sie erhören  
Des Ländlers Schmeichelwort;  
Da flattert er wie Westwind  
Zur nächsten Rose fort.

45

Aus Born und Scham in Einem  
Errothet sie in Gluth,  
Erwachet in ihrem Schrecken,  
Getaucht in Purpurblut.

---

## Vergebens Suchen.



Die Holde such' ich mondenlang,  
 Und kann sie nicht gewahren,  
 Mir ist so schwer, mir ist so bang,  
 Ist ihr was widerfahren?

O Frühling! du' mein junger Freund,  
 Hilf mir die Süße finden,  
 Wir wollen dann auch, treu vereint,  
 Den schönsten Kranz ihr winden.

Du Frühling schickst den Blüthenschnee  
 Zum schönsten Kranz hernieder,  
 Ich geb' dazu in Lust und Weh,  
 Das Band der treuen Lieder.

Der Frühling kommt, und Blüth und Blum'  
 Umfächelt alle Frauen,  
 Doch in dem großen Heiligthum  
 Soll ich nur sie nicht schauen!

So send' ich dich, du Tageslicht!  
 O sag' mir, wo sie weilet?  
 Doch ach, der Tag auch sagt es nicht,  
 Wenn er von hinnen eilet.

So sage du mir, traute Nacht!  
 Du schleichst in alle Zimmer,  
 So sage, wo die Holde wacht,  
 Wo labet mich ihr Schimmer?

Die böje Nacht, auch sie entflieht,  
 Von ihr will sie nichts zeigen,  
 Sie bricht mein Herz und mein Gemüth,  
 Doch bricht sie nicht ihr Schweigen.

Ich schicke, was ich schicken mag,  
 Ich schick' sie in die Kunde;  
 Ach! Freunde, Frühling, Nacht und Tag,  
 Sie geben keine Kunde.

Doch horch! da klopft ein Freund ganz fein,  
 Ein Freund in Lust und Schmerzen,  
 Er klopft, doch ruf' ich nicht „herein!“  
 Ich ruf: „hinaus!“ vom Herzen.

Es ist ein Lied, das an die Brust  
 Klopft an mit leisem Zagen,  
 Es will hinaus, um Wort und Lust  
 Der Holden still zu sagen.

So gehe denn mein treues Lied,  
 Du einz'ger Freund im Leben,  
 O suche sie, und werd' nicht müd'  
 Der Einz'gen zuzustreben.

Und hast du endlich sie erreicht,  
 So sag' in weichen Tönen,  
 Daß niemals, niemals von mir weicht  
 Der Liebe süßes Sehnen.

Sag' ihr mit zartem Flötenschall,  
 Daß ich sie heiß verehere,  
 Daß stets ich sie allüberall  
 Wie Sonnenlicht entbehre.

Sag' ihr mit holdem Zitherklang  
Daß ich vor Gram vergehe,  
Wenn ich sie viele Tage lang  
Stets suche und nicht sehe.

O sag' mit Philomelens Ton,  
O sag' es ihr doch täglich:  
„Mein Leid“ — doch ach! ich seh' es schon,  
Mein Leid ist doch unsäglich!

---

## Die Thränen.


 Als Gott von seinem Angesichte,  
 Und aus dem schönen Paradies,  
 Den Menschen, aus dem reinen Lichte,  
 In's Erdenthal verdammend stieß,  
 Da hat er ihm für's dunkle Leben  
 Doch einen Engel mitgegeben.

Das Mitleid lebt in heil'ger Milde,  
 Zur Seite uns in Leid und Lust,  
 Es strahlt mit seinem Gnadenbilde,  
 Ein Gottes-Theil in ird'scher Brust,  
 Und reicht uns mild bei Schmerzensefflung.  
 In süßen Thränen Trost und Kühlung.

Und wenn der Mensch vom Gram umwunden,  
 Zerrissen von des Schicksals Macht,  
 In einsam düstern Prüfungstunden  
 Der Nächte Wüstenei durchwacht:  
 Sind es allein die Thränenquellen,  
 Die tröstend sich zu ihm gesellen.

Und wenn der Mensch in süßer Regung  
 Das volle Herz zur Freud' erhebt,  
 Und eine wonnige Bewegung  
 Durch alle Lebenspulsse bebt,  
 Auch dann noch muß in Freudenzähren  
 Sich das gepresste Herz entleeren.

Und wenn des Herzens treue Wahrung  
 In tiefster Tief ein Wesen hegt,  
 Das es in wonniger Gestaltung,  
 In seelenklarer Minne pflegt,  
 Dann sieht man die geheimen Wonnen  
 In Liebesthränen klar sich sonnen.

Und wenn das Herz in düstern Tagen  
 Von seinem liebsten Sein sich trennt,  
 Und unser Mund mit bangem Zagen  
 Nicht das Gefühl des Schmerzes nennt,  
 Dann gibt uns von dem Web der Stunde  
 Die Trennungsstunde bitt're Kunde.

Und wenn sich auf des Tempels Schwelle  
 Das Knie der frommen Väter beugt,  
 Der Mund, gepreßt an heil'ger Stelle,  
 In tiefer Inbrunst rührend schweigt,  
 Wird mit dem Schöpfer aller Gnaden  
 Die Andachtsthräne sich berathen.

Und wenn der Vorsicht dunkle Richtung  
 Des Nebenmenschen Herz erdrückt,  
 In herber, gräßlicher Vernichtung,  
 Sein Leben und sein Gut zerstückt,  
 Dann sieht man auch im stillen Weinen  
 Die Mitleidsthräne sanft erscheinen.

Und wenn aus trauriger Verkettung  
 Der Arme dann gerettet ist,  
 Euch danken will für seine Rettung,  
 Doch Ausdruck, Sprach und Wort vermißt,  
 Dann mag aus heitern Augenzonen  
 Die Dankesthräne Euch belohnen.

Und jede Thräne, die der Wange  
Für Menschenliebe hier entfiel,  
Begleitet auf dem letzten Gange  
Hinüber uns, an's letzte Ziel,  
Und wird als Engel für uns stehen,  
Wenn zu Gerichte Gott wird gehen.

---

## Die Bezeichnung des Vergissmännchens.



Du der Göttin Flora kamen,  
 Um zu holen süße Namen  
 Von der Rosenkönigin,  
 Alle Rosen lächelnd hin.  
 Als sie alle Namen hatten:  
 Rose, Veilchen, Abendshatten,  
 Aster, Lilie, Balsamin,  
 Goldlack, Tausend schön, Jasmin,  
 Bogen sie nach Flur und Wiesen,  
 Wiederholten wie sie hießen  
 Sich im Geben still und fein.  
 Nur ein Blümlein, das allein  
 Aus der Schwestern bunter Reihe  
 War getaucht in zarte Bläue,  
 Und auf seinem kleinen Blatt'  
 Abgemalt den Himmel hat,  
 Daß es helle Tropfen sauge  
 Aus des Azurs blauem Auge,  
 Dieses Blümlein, thränennaß,  
 Seinen Namen bald vergaß,  
 Und mit feuchtem Bitterblicke  
 Kam in Demuth es zurücke,  
 Fragte mit bescheid'nem Sinn:  
 „Wie es heiß'?“ die Königin.  
 Flora lächelt mild und spricht:  
 „Ei, ei! Blümchen blau: Vergißmännicht!“

## Die Locken - Parze.



Seht nur an die braunen Schlangen,  
 Spielend auf des Nackens Weiß,  
 Wie wenn Tag und Nacht sich fangen  
 In des Abends Dämmerkreis.

Braune Schlangen, niederwallend,  
 Wühlend in dem weißen Schnee,  
 Lose Schlangen, abwärts fallend,  
 Glattgeringelt gleich der Fee.

Nicht mit Schlangen kommt Cythere  
 Um das schöne Angesicht;  
 Komm also du goldne Schere,  
 Geh' mit Locken in's Gericht.

Eine von den Schlangen allen,  
 Aus der Schwestern dunklen Schaar,  
 Eine muß als Opfer fallen  
 Auf der Parze Hochaltar!

Und aus dieser einen Schlange,  
 Glatt und weich und süß gerollt,  
 Spinn' ich mir dann lange, lange  
 Lebensfädchen zart wie Gold.

Lebensfädchen für den Dichter,  
 Goldne Fädchen werden sie,

Und er webt sie immer lichter  
Ins Geweb' der Poesie.

So wird um der Schönheit Wangen  
Selbst die Nacht zum schönen Licht,  
Und die losen braunen Schlangen  
Werden lose zum Gedicht.

---

## Die zwei Rosen.

(Auf ein Bildniß in Stieler's Atelier.)



Der Meister, der mit zauberischer Hand  
 Vermag den Reiz der Schönheit aufzuspüren,  
 Und ihn, auf todte Leinwand hingebannt,  
 In süßer Täuschung vorzuführen,  
 Der Meister soll, in ihren reinsten Strahlen,  
 Die schönste Rose nach dem Leben malen.

Der Meister schaut das klare Angesicht,  
 In dem die feinsten Reize sich vermählen,  
 Er schwankt und zagt und weiß es lange nicht,  
 Wie er der Farben zarteste soll wählen,  
 Wie er, zum Abbild solcher Maienfrische,  
 Das Allspiel seiner Tinten glücklich mische.

Da sieht er, wie an ihrem Busenflor  
 Noch eine Rose blätterreich erwachte,  
 Und zu der schönen Schwester still empor,  
 Erröthend, aber neidlos, freundlich lachte,  
 Als wollte sie an sich dem Künstler zeigen,  
 Welch' Farbenpiel dem Urbild ist zu eigen.

Der Künstler prüfend seine Farben tauscht,  
 Und reizend, innig lächelnd, zart und milde,  
 Dem schönen Leben sinnig abgelauscht,  
 Erscheint das holde Antlitz auf dem Bilde.  
 Symmetrie und Anmuth lagen offen,  
 Und beide Rosen fühlten sich getroffen.

## Das Blumen-Bouquet.

**I**m Glase steh'n die Rosen,  
 Sie stehen lieblich hier,  
 Sie schau'n mich an und kosen,  
 Und kosen mir von Dir.

Wie schelmisch sie nicht nicken,  
 Im lieblichen Gewand,  
 Es ist, als wär's ein Blicken,  
 Ein Blicken voll Verstand.

Die Rosen, aufgegangen  
 Im dunklen Purpurblut,  
 Von Dir sind es die Wangen,  
 Die Wangen voller Blut.

Die Hyazinthen ziehen  
 Mir süßem Schein mich an,  
 Gleich Deinem Aug' sie blühen,  
 Sie blühen still heran.

Die grünen Blätter spenden  
 Mir lieblichen Genuß,  
 Die Hoffnung stets sie senden,  
 Sie senden Deinen Gruß.

So spricht ihr süßer Schimmer  
 Von Liebe nur zu mir,  
 Sie ziehen mich wie immer,  
 Wie immer nur zu Dir.

---

## Liebesweise.


 Tausend lieben so im Leben,  
 Eben um zu lieben bloß,  
 Lieben, weil sie's finden eben,  
 Ziehen grad' ein Liebesloos;  
 Einer liebt aus Langeweile,  
 Liebt ein Andrer aus Passion,  
 Einer liebet ganz in Eile,  
 Mancher liebt aus gutem Ton.  
 Es beliebt dem zu lieben,  
 Immer was er grade schaut,  
 Nimmt auch Andre nach Belieben,  
 Endlich liebt er bis zur — Braut.  
 Schöne, wären alle Frauen,  
 O, so lieblich doch wie Du,  
 Müßten Alle Eine schauen,  
 Ihr nur widmen ihre Ruh.

---

## Die Eisblumen am Fenster.



3 sieh'n nicht mehr am Fenster  
 Die schönen Blumen da,  
 Durch welche manches Auge  
 Wie süße Sonne sah.

Der Winter warf sie tückisch  
 Von ihrem Thron herab,  
 Sie fielen von dem Fenster  
 In's frosterstarre Grab.

Doch steigen mitternächtlich  
 Aus ihrem Grab sie aus,  
 Und suchen auf die Menschen,  
 Im freundlich warmen Haus.

Und schauen durch die Fenster  
 In's Zimmer stumm herein,  
 Und schauen durch die Fenster  
 Mit blassem Geisterchein.

Sie klammern an die Scheiben  
 Sich sehnsuchtsvoll nun fest;  
 Doch naht kein liebend Wesen  
 Das sie ins Zimmer läßt.

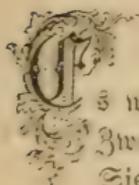
So harren sie und weilen,  
 In weißer Geistertracht,  
 Und blicken still ins Zimmer  
 Die ganze lange Nacht.

Doch sendet nun der Morgen  
Den ersten Sonnenstrahl,  
Da kehren sie in Wehmuth  
Zurück ins Grab zumal.

Sie pressen erst noch scheidend  
Die Lippen an das Glas,  
Noch lang ist dann die Scheibe  
Von ihren Thränen naß.

---

## Die ungetreulichsten Schwestern.



S wohnen in Fluten und Flammen  
 Zwei zärtliche Schwestern zusammen,  
 Sie bieten sich treulich die Hand;  
 Sie haben sich Treue geschworen,  
 Und beide, im Auge geboren,  
 Sind „Thränen“ und „Liebe“ genannt.

Und fühlet die freudige Thräne,  
 Daß glücklich die Liebe sich wähne,  
 Beleuchtet das Auge sie schnell;  
 Sie zittert in süßer Bestrebung,  
 Und schmückt es zur Freudenerhebung  
 Mit schimmernden Perlen so hell.

Und siehet die Thräne, daß stummer,  
 Tiefquälender, heimlicher Kummer,  
 Der Liebe Begleiter nur sei,  
 Da eilt sie mit schmerzlicher Fühlung,  
 Der brennenden Schwester zur Kühlung  
 Mit lindernden Tropfen herbei.

Auch wenn dann die Thräne im Auge,  
 Als herbe, gesalzene Lauge  
 Dem nagenden Kummer entquillt;  
 Da nahet und schmieget der Schwester  
 Die tröstende Liebe sich fester,  
 Und trocknet das Auge ihr mild.

Und fließet die Thräne der Wonne,  
 So spiegelt die Liebe als Sonne  
 Sich ab in der himmlischer Flut;  
 Dann strahlet in Doppel-Erleuchtung  
 Des Auges verklärte Befeuchtung,  
 In welcher die Seligkeit ruht.

So wohnen in Fluten und Flammen  
 Die Lieb' und die Thränen beisammen  
 Und trennen im Leben sich nie;  
 Von Liebe läßt Thräne sich nähren,  
 Durch Thräne mag Liebe nur währen,  
 Verschlungen durch süße Magic.

---

## Das treue Wesen.



Ein einzig Wesen ist mir treu geblieben  
 Als Glück und Ruhe mich verstieß,  
 Als Fürstengunst und süßes Lieben  
 Wie leerer Schimmer von mir ließ.  
 Als Gönnerwort und Freundesmienen  
 In schnöder Falschheit mir erschienen.

Es ist der Schmerz! Er hat mich lieb gewonnen,  
 Er pflegt mich wie sein einzig Kind,  
 Er hat in seine Arme mich genommen,  
 Er ist mir väterlich gesinnt;  
 Und wo ich hin den müden Fuß auch wende,  
 Er folgt mir treu bis an des Lebens Ende.

Wenn ich geschäftig war, des Herzens Nummer  
 Zu nähren manche lange Nacht,  
 Wenn ich nach einem traumgequälten Schlummer  
 Zu neuen Thränen bin erwacht,  
 Der Schmerz, in seinem ewig treuen Walten,  
 Hat Wacht an meinem Thränenbett gehalten!

Wie lieb' ich diesen Schmerz, wie freundlich düster  
 Bespricht er die Erinnerung,  
 Wenn leise sie mit lieblichem Geflüster  
 Die bunten Schatten um mich schlung;  
 Und wenn das Auge schon von Thränen trocken,  
 Er weiß ihm stets noch neue zu entlocken.

Wenn mir das Herz in Sehnsucht will vergehen,  
 Wenn ich der Einzigen gedenk',  
 Wenn sich mein Geist ihr nahet, ungesehen,  
 Wenn ich das Haupt voll Kummer senk',  
 Wenn ich der Nächte lichtberaubte Räume  
 Erleucht' mit ihres Haubers Strahlensäume;

Wenn, weinend vor dem nie verlaß'nen Bilde  
 Die falsche Hoffnung mich beschleicht,  
 Im Gaukelflug, mit gutgemeinter Milde,  
 Des Augenblickes Trug mir reicht,  
 Wenn Wort und Schwur dem heißen Mund entquellen,  
 Als könnten ihrem Ohr sie sich gefallen;

Dann naht der Schmerz, dem Trug mich zu entrücken,  
 Die Wahrheit führt er an der Hand,  
 Die Wahrheit, die von jeher das Entzücken  
 Zu tödten gar zu wohl verstand;  
 Verjucht den Traum, und schließt zu neuem Harme,  
 Mit Freundeskuß mich innig in die Arme.

Wohlan denn, ich will fest an dir mich halten,  
 Du ewig alt und ewig neu!  
 Ich liebe dich in deinem dunklen Walten,  
 Du bist zwar Schmerz, doch bist du treu!  
 Die Treue ist das zärtlichste im Leben,  
 Und Schmerz ist Lust von Treue uns gegeben!

---

## Schussucht nach blauen Augen.



Die Luft ist rein, das Klima mild,  
 Das Wetter ist hier lauer,  
 Ein weicher Westwind niederquillt,  
 Der Himmel ist hier blauer:  
 Doch freut mich nicht das Wetter lau  
 Doch freut mich nicht der Himmel blau,  
 Mich freuet nicht das Sonnenlicht,  
 Seh' ich ein blaues Auge nicht!

Ein Auge, das nordhimmelblau  
 In sanften Strahlen leuchtet,  
 Dem Veilchen gleich, vom Morgenthau  
 Im stillen Thal befeuchtet;  
 Ein blaues Aug', in dem die Glut  
 Des himmelreinen Azurs ruht.  
 Ein blaues Auge ganz allein  
 Kann mir mein blauer Himmel sein!

Ein blaues Auge, dessen Licht  
 Wie Aether niederwehet,  
 Das still und zart: „Vergißmeinnicht!“  
 In sanfter Demuth flehet;  
 Ein blaues Auge, dessen Schein  
 Ist milde, wie der Lasurstein;  
 Ein blaues Auge ganz allein  
 Kann mir mein blauer Himmel sein.

Ein blaues Aug' das mild entbrennt,  
 Wenn Liebe d'rin sich malet,  
 Wie in dem blauen Firmament  
 Der Abendstern strahlet;  
     Ein blaues Aug' bescheidenlich,  
     Das still erglüht, doch inniglich,  
 Ein blaues Auge ganz allein  
 Kann mir mein blauer Himmel sein!

Ein blaues Aug', in dessen Grund  
 Der Sehnsucht Thräne flimmert,  
 Die, wie der Perle süßer Fund,  
 Durch blaue Fluten schimmert;  
     Ein blaues Auge, dessen Ring  
     Den Saphir hält in süßer Schling'.  
 Ein blaues Auge ganz allein  
 Kann mir mein blauer Himmel sein!

---

## Sehnsucht an Sie.



erwärts rollt der rasche Wagen,  
Rückwärts wendet sich der Blick;  
Und die Gedanken, ach, sie tragen  
Immerwährend mich zurück.

Ihren dunkeln Trauerschleier  
Schlingt um mich die milde Nacht,  
Durch die stille Abendfeier,  
Nur das Aug' der Liebe wacht.

Wehmuthsvoll im bleichen Schimmer  
Sieht der stille Mond herab,  
Wandert um die Erde immer  
Wie um ein geliebtes Grab.

Stille legt sich um die Fluren,  
Nirgends eine Lebens Spur,  
Durch das Schweigen der Naturen  
Spricht der Liebe Sehnsucht nur.

Sehnsucht gab mir das Geleite,  
Als ich von der Theuern schied;  
Sehnsucht setzet mir zur Seite,  
Wenn der Wagen rasch entflieht.

Sehnsucht heißt mich hier willkommen,  
In dem tobenden Gewühl,  
Was ich Schönes auch vernommen  
Führt zur Sehnsucht mein Gefühl.

Und so ist sie mein Gefährte,  
 Der ich mich noch nie entwöhnt,  
 Denn die Sehnsucht die bewährte,  
 Selbst den Trennungsschmerz verschönt.

Wo ich bin und wo ich weile,  
 Reichet die Sehnsucht mir die Hand,  
 Führet mich in süßer Eile  
 Hin nach ihrem Heimatland.

Deffnet mir die Rosenpforten  
 Himmlischer Vergangenheit,  
 Spricht mich an mit leisen Worten  
 Aus der längst entschwund'nen Zeit.

Weht mit ihrem Zauberflügel  
 Liebeswehmuth mir stets zu,  
 Bis der stille Grabeshügel  
 Mich und Sehnsucht bringt zur Ruh!

---

## Gleichnisse: pro und contra.



Er.

Gleich dem Mondschein sind die Frauen,  
 Mit erborgtem Glanze labend;  
 Gleich dem Epheu ist ihr Lieben  
 Im Umschlingen untergrabend;  
 Gleich dem Felsen ist ihr Willen,  
 Den Vernunft und Rath nicht zwingen;  
 Gleich dem Regenbogen ist ihr Lächeln  
 Nur nach Stürmen zu erringen!

Sie.

Gleich dem Mond sind uns're Herzen,  
 Mild in Schwermuthsnächten waltend;  
 Gleich dem Epheu uns're Liebe,  
 Selbst im Sturze fest noch haltend.  
 Gleich dem Fels ist uns're Treue,  
 Auch in Stürmen nicht zu brechen;  
 Gleich dem Regenbogen unser Lächeln,  
 Heitern Himmel zu versprechen.

Er.

Gleich der Schwalbe, Sonne buhlend,  
 Die mit Sommer zieht vorüber,  
 Ziehet von uns Frauenliebe,  
 Wenn des Glückes Sonne trüber.

Sie.

Gleich der Schwalbe beim Erscheinen,  
 Bringet Wärme, Duft und Blüthe,  
 Kündet Frauenliebe Wärme,  
 Blüth' und Frühling dem Gemüthe.

Er.

Gleich der Rose, die mit Purpur  
Ihre Dornen überfunkelt!  
Gleich dem Meere, dessen Spiegel  
Nuch ein Schatten schon verdunkelt.

Sie.

Gleich der Rose, die zerbrochen  
Noch die Schläfe mild befränzet!  
Gleich dem Meere, das am Abend  
Noch vom Widerschein erglänzet!

Er.

Gleich dem Bildniß, das die Wahrheit  
Neffend gibt in Farbenlüge,  
Scheinet Seele bei den Frauen,  
Was nur ist ein Spiel der Züge.

Sie.

Gleich dem Bildniß, dessen Zartheit  
Nur dem Fernen kann entgehen,  
Doch der Blick, der näher forschet,  
Wird die Götterzüge sehen.

Er.

Gleich dem Felsstrom, dessen Woge  
Jedes Zephirs Kuß berührt;  
Gleich dem Vogel, den der Käfig  
Nur dem Flattersinn entführt.

Sie.

Gleich dem Felsstrom, der so reiner  
Fließet, weil er ungebunden;  
Gleich dem Vogel, wild im Käfig,  
Zahm, wo Lieb' ihn hält umwunden.

Er.

Gleich der Feyer der Erinnen,  
 Deren Ton Verstand ist raubend,  
 So in Freuden ohne Zügel,  
 Und im Schmerz an Gott nicht glaubend.

Sie.

Gleich der Feyer jenes Hirten,  
 Eines Königs Wahnsinn mildernd!  
 Freud' und Lust im Einklang theilend,  
 Und der Schwermuth Klage lindernd.

Er.

Gleich der Sonne, deren Strahlen,  
 Gute, Böse gleich erquickten,  
 Ist ihr Lieben: und sie suchen  
 Alle Herzen zu bestricken.

Sie.

Gleich der Sonne, die selbst Blinden  
 Milde Wärme läßt umfließen,  
 So wir lieben: selbst den Spötter  
 In den treuen Arm wir schließen.

---

## Poesie und Liebe.

An Sie.

(Gefängnißlied.)

„Ich bin gefangen, ich bin in Banden,  
Ich habe keinen andern Gesandten!“

Maria Stuart



Das Herz, das liebt, ist einsam nicht,  
Der Mund, der singt, ist nicht allein,  
Die Brust, die hofft, ist stets voll Licht,  
Der Geist, der denkt, fühlt nirgends Pein,  
Aus Hoffnung, Lied und Gunst der Frauen;  
Läßt sich im Kerker Eden bauen!

Ich lieb das schönste Engelsbild,  
Ich sing manch süßes Liebeslied,  
Die Hoffnung mir im Busen schwillt,  
Mein Geist im hellen Lichte blüht;  
Ich liebe, sing', denk', hoff' und schlafe,  
Die Narren nennen dieses Strafe!

Doch Hoffen, Denken und Gesang  
Sie knüpfen sich der Liebe an,  
Denn jeder helle Saitenklang  
Ist dieser Liebe unterthan;  
Und jeder Ton der gold'nen Leier  
Stimmt sich von selbst zur Liebesfeier!

Dich seh' ich Holde, wo Du bist,  
Nur Dich in lieblicher Magic,  
Und wo mein Auge Dich vermißt,

Malt täuschend Dich die Phantasie.  
 Es dringt durch Schloß und Haß und Miegel  
 Dein Bildniß mit dem Schönheitszwiegel!

So wie die Wolke leicht und mild,  
 Umzogen von dem Sonnensaum,  
 Vom hohen Aether niederquillt,  
 Gleich einem Frühlingmorgen-Draum,  
 Und von der Wolke, licht bemalt,  
 Das Gnadenbildniß niederstrahlet;

So senket sich in Abendlicht,  
 Wenn küssend scheiden Tag und Nacht,  
 Dein süßes reizend Angesicht,  
 In seiner Anmuth stillen Pracht,  
 Auf der Begeisterung Gefieder,  
 Zu meiner Muse sanft sich nieder.

Und wie die Säule, die im Noth  
 Des Abends- und des Sonnenstrahls, \*)  
 Die weichsten Seelenklänge bot  
 Dem wachen Echo ihres Thals,  
 Das Licht beim Kommen und beim Gehen  
 Begrüßt mit lautem Liebesflehen:

So die Erinnerung auch bricht,  
 Beim Morgen und beim Abendschein,  
 Mit deiner Anmuth Zauberlicht  
 In meines Herzens Grund herein,  
 Entringet seinen tiefsten Fluthen  
 Die Sehnsuchtsklänge, die da ruhten.

---

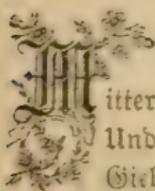
\*) Die Memmense-Säule, die beim Auf- und Niedergange der Sonne wunderbar ertönt.

So ringe sich denn dieser Laut,  
Daß du ihn hörest, von hier fort,  
Er bring', was ich ihm anvertraut,  
Er bringe dir mein liebend Wort,  
Und mög' mit tönenden Gewalten  
Dein Herz in Liebe mir entfalten.

Denn Schönheit ist des Sängers Preis,  
Durch ihn wird sie erst hochgestellt!  
Am liebsten sieht das Myrthe-Reis  
Dem edlen Lorbeer sich gesellt;  
Im Schatten nur von Ruhmeszweigen  
Kann Schönheit sich unsterblich zeigen.

## Auch die Todten sollen leben!

Obambagner-Drinklied eines Gefangenen, um Mitternacht.



Mitternacht! allein im öden Haus,  
 Und kein Leben seh' ich winken,  
 Sieh' denn, Grab! die Todten mir heraus,  
 Laß die Todten mit mir trinken!  
 Kommt heraus im Sterbgewand,  
 Setzt euch zu mir, ihr Gerippe,  
 Setzt mit eurer Knochenhand  
 Nun das Glas an blasse Lippe;  
 Und ihr sollt aus hohler Brust  
 Mir Beisheid anjeho geben,  
 Stoßet an, mit Schauerlust:  
 Auch die Todten sollen leben!

Mutter! dir das erste Schauglas,  
 Komm vom fernen, fernen Grabe,  
 Daß sich meiner Augen bitt'res Raß  
 An dem Leichenantlig labe;  
 Nimm dein Kind in deinen Arm,  
 Dem das Leben schon verblühend,  
 Mutterhand ist todt noch warm,  
 Mutterfuß ist todt noch glühend.  
 Mutterherz im Leichentuch  
 Fühlt für's Kind noch süßes Leben,  
 Mutter, trinke mit dem Spruch:  
 Auch die Todten sollen leben!

Nefte, wirf den Leichenstein von dir,  
 Denk' an jene Schauerstunde,  
 Als der letzte Kuß von mir und ihr  
 Auch dein Leben trank vom Munde;  
 Und sie folgte bald dir nach,  
 In der Blüthenzeit der Glieder;  
 Kommt, o kommt, und werdet wach,  
 Setzt euch freundlich zu mir nieder.  
 Was das Leben euch verneint,  
 Hat der Tod euch doch gegeben,  
 Trinkt und rufet nun vereint:  
 Auch die Todten sollen leben!

Schiller! bleicher Sänger, komm hervor,  
 Der du diesen Spruch gedichtet,  
 Der du an der Schatten düstern Chor  
 Dieses Lebehoch gerichtet;  
 Zaudre nicht an diesem Ort  
 Auch ein Glas mit mir zu leeren,  
 Selbst ein Gott erscheinet dort,  
 Wo die Herzen ihn verehren!  
 Hattest lebend Todte lieb,  
 Liebe todt nun auch das Leben,  
 Trink' nun mit der Hand, die's schrieb:  
 Auch die Todten sollen leben!

Jugend, todt' Jugend, o auch du.  
 D'erschein' im Geiste mir wieder.  
 Steige aus dem Grab der Zeit im Nu,  
 Angethan mit dem Kranz der Lieder;  
 Füh' die Schatten mir herauf,  
 Der verflungenen, süßen Stunden:

Stell' die Ideale auf,  
 Für die glühend ich empfunden;  
 Todte Jugend! ich bin Mann,  
 Ideale, sie verschweben,  
 Todte Jugend stoß denn an:  
 Auch die Todten sollen leben!

Liebe! früh verschieden, heißbeweint,  
 Die ich nun zu Grabe trage,  
 Hab, mit andern Todten dich vereine  
 In dem theuren Sarkophage;  
 Komm also, o Liebe, jezt,  
 Wenn die andern Todten nahen,  
 Mich beim Weine, der mich legt,  
 Einmal liebend zu umfassen;  
 Todte Liebe! weise hier  
 Bis die Todten sich erheben,  
 Trink zum Abschied noch mit mir:  
 Auch die Todten sollen leben!

Lehtes Glas sei jeko mir gefüllt,  
 Lehtes Glas sollst 'rum nun gehen.  
 Wißt ihr Todten, wem es gut?  
 Wißt, es gilt dem Wiedersehen!  
 Gebt die Hand mir, drückt sie fest!  
 Daß ihr wollt mich mild empfangen,  
 Wenn am großen Schnitterfest  
 Guer Wirth nun kömmt gegangen.  
 Und mein Grab mit einem Kranz  
 Wird ein Freund vielleicht umweben,  
 Spricht vielleicht im Abendglanz:  
 Auch die Todten sollen leben!

## Stammbuch - Blätter.



1.

In Himmel wohnt ein König  
 Beharrlich und gerecht,  
 Und ihm ist unterthänig  
 Der Herr so wie der Knecht.  
 Ein großer Herrscher ist er,  
 Der vieles schon gekonnt;  
 Er hat nur zwei Minister  
 Die Sonne und den Mond.  
 Er hat uns auch gegeben  
 Die „Welt-Constitution,“  
 Und stößt in seinem Leben  
 Kein Wesen von dem Thron.  
 Und stirbt auch einst allmählig  
 Ein Mensch und ein Geschlecht,  
 So macht er sie erst selig,  
 Beharrlich und gerecht!

2.

Wo das Sonnenlicht nur strahlet,  
 Wo nur eine Blume blüht,  
 Wo im Frauenaug' sich malet  
 Anmuth, Liebreiz und Gemüth;  
 Wo das Ohr nur ist empfänglich  
 Für den Reiz der Harmonie,  
 Da ist ewig unvergänglich  
 Vaterland der Poesie!

Und der Sohn der hohen Musen  
 Findet stets der Heimat Spur,  
 Denn ihn nimmt an treuen Busen:  
 Liebe, Freundschaft und Natur!  
 Selbst die Thräne, die den Abschied drückt,  
 Wird zur Perle, die sein Leben schmückt.

## 3.

Zwei Pole hat der Wanderstab  
 Wohin man immer wand're,  
 Der Eine schaut hinab ins Grab,  
 Zum Himmel schaut der And're.  
 Und weiß man an dem rechten Pol  
 Den Wanderstab zu fassen,  
 So schreitet man behaglich wohl,  
 Durch Menschen wie durch Straßen.  
 Drum schlage ich mein Saitenspiel  
 Dem Himmel an zur Feier,  
 Mir leuchten oben Sternlein viel,  
 Die „Venus“ und die „Leyer.“  
 Doch wenn sich mir die „Jungfrau“ mild  
 Im süßen Licht thut zeigen,  
 Da möcht' ich mich, vom Schmerz erfüllt,  
 Zum Grabespol wohl neigen!

---

Gratulation zu meinem Geburtstage,  
von mir an mich.

(Am 8. Februar.)



Geliebter Freund! empfang' an diesem Tage,  
Was dir das treue Herz des Freundes bringt,  
Gefühlt ist jedes Wörtchen, das ich sage,  
Weil es aus tiefem Busen widerklingt;  
Soll ich mit dir des Tages Fest begehen,  
So ist's, als wär's mir selber auch geschehen.

Denn uns umschlingen lang schon zarte Bande,  
Verbrüdert lang schon gleichgehegter Sinn,  
Ich zog dir nach in weitentfernte Lande,  
Denn deine Nähe nur war mir Gewinn;  
Was du gelebt, geliebt, verloren, gefunden,  
Ich hab' es mitgelebt, hab's mitempfunden.

Ich war mit dir entzückt, als treue Minne  
Die heißen Schläfe labend dir gekühlt,  
Ich hab' mich dir geweiht, als Bierinne,  
Bei Nacht ertönt, was du des Tags gefühlt;  
Gehört mit dir, was Stern und Ros' und Blüthe  
Und Schönheit spricht zum offenen Gemüthe.

Ich hab' mit dir geweint durch lange Nächte,  
Als herbe Thränen dir das Aug' geäht,  
Als dir der Hohn der bittern Schicksalsmächte  
Des Herzens Krone tödtlich hat verletzt;  
Ich hab' mit dir in's Sargtuch eingeschlagen,  
Die ganz allein im Herzen dich getragen.

Mit dir fand ich die heil'gen Tröstnerinnen:  
Natur, Religion und Boesje!

Ich theile so dein Fühlen und dein Sinnen  
In dieses Kleeblatts himmlischer Magie;  
Durch sie allein erblicken nur wir beide  
Das All' der Wesen stets im Festtagskleide.

Du stehst hier, Freund, allein im fremden Kreise,  
Es theilet Niemand mit dir Weh und Lust,  
Dir klinget nicht, nach langgewohnter Weise,  
Ein Freundschaftschor aus vieler Freunde Brust;  
Nicht eine auch von allen schönen Händen  
Wird heute dir ein freundlich Zeichen senden.

So will denn ich allein dich nicht verlassen,  
Und mit dir theilen dieses Tages Fest;  
Noch inniger und wärmer dich umfassen,  
Im Arm dich halten ewig treu und fest;  
Und mit dir leben für das Reich der Wahrheit,  
Für Frauenschöne und für Geisteskларheit.

## Tröstworte

an eine zärtliche Mutter beim Dahinscheiden ihres fünf  
Monate alten Töchterchens.



Die Blüthe fiel, die wunderzarten Farben,  
Vom Frühlingshauch ihr lieblich angeweht,  
In lebensloser Blässe schnell erstarben,  
Vom Sturm geknickt, der durch des Weltall geht;  
Doch einstens, wenn am lautern Tag der Garben  
Das Reich der reinen Wesen aufersteht,  
Wird auch das Blütenkind, mit schönern Leben,  
Dem treuen Mutterstamme rückgegeben.

Die Thräne labt, es laben auch die Klagen  
Das Mutterherz, dem alles sonst gebricht;  
Doch laß dein Herz an Tröstung nicht verzogen,  
Zum Schöpfer heb' empor dein Angesicht.  
Laß' von des Glaubens Fittig hin dich tragen,  
Durch Zeit und Raum und Sein zum ew'gen Licht;  
Ein ew'ger Tag vereinigt dann auch Beide:  
„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!“

## Roscu-Angebilde am Vermählungstage der Rose.

Am 10. April 1830.


 Amortelle w'ge Farben liebe  
 Mir als Sinnbild wandelloser Treue  
 Und eröffne heut die Blumenreihe,  
 Daß ich sie der Schönheit sinnig weihel

Sonnenblume . soll vor Allen prangen,  
 Weil auf ihren lichtbethauten Wangen,  
 Aller Augen stillanbetend hangen,  
 Kömmt in hoher Anmuth sie gegangen.

Alpenrose . . soll herniedersteigen  
 Mit dem hohen Lichte, daß ihr eigen,  
 In des Festes farbenreichen Reigen  
 Als ein Schwesterbild der Braut sich zeigen.

Balsamine . . soll den Weihrauch geben,  
 Wenn für dieses und für jenes Leben,  
 Am Altar' im heiligen Erbeben,  
 Hand und Herz auch in einander streben.

Ehrenpreis . . ermangle nicht im Tanze,  
 Schmücke tiefbedeutend auch das Ganze,  
 Wenn um Preis der Lieb' im reinen Glanze,  
 Wirbt die Ehr' im hohen Tugendkranze.

Lilie . . . . du unschuldsvolle, reine,  
 Deine zarten Blätter auch vereine;  
 Denn im reinern Glanz und milder'm Scheine  
 Als sie, prangt auf Erden wahrlich keine.

Lebensblümchen soll es wünschend jagen,  
 Daß das Leben auch an Hymens Wagen,  
 Wie in gold'ner Liebe Frühlingstagen,  
 Nur auf Blumen werde hingetragen.

Mee . . . . du felt'ne, sinnig-rare!  
 Dien' als Zeichen diesem edlen Paare:  
 Einmal blüht die Liebe nur, die wahre,  
 Einmal nur von Wiege bis zur Bahre!

## Frühling im Herbst.



Sind die Rosen all vergangen  
 Blühet keine mehr für mich?  
 Nein, auf ihren süßen Wangen  
 Blühen Rosen wunderbarlich:

Sind die Blüthen abgefallen,  
 In der Schöpfung großem Kreis?  
 Nein, um Hals und Busen wallen  
 Blüthen ihr, so zart und weiß.

Sind die Sterne denn versunken,  
 Die der Frühling mitgebracht?  
 Nein, sie leuchten feuertrunken  
 Aus der Augen Strahlenpracht.

Ist der Scharlach denn verschwommen,  
 Den des Maies Morgen bot?  
 Nein, er ist erneut erglommen  
 Ihr um Lippen, mild und roth.

Sind die süßen Nachtigallen  
 Denn versummet all' jekund?  
 Nein, die süßen Sänger schallen  
 Mir annoch aus ihrem Mund!

Hat des Frühlings Zauberhschimmer  
 Ausgelöscht sein mildes Licht?

Nein, der Frühling lacht mir immer  
Aus der Holden Angesicht!

Dem, der Liebe trägt im Busen,  
Dem das Wort der Liebe spricht,  
Dem geneigt die holden Musen,  
Dem erstirbt der Frühling nicht.

---

## Wissmuthspiegel des Lebens.

**L**eben, du bist gar so fad,  
 Und die Lebenden noch fader!  
 Was geschieht, ist keine That,  
 Krieg und Kampf ist's nicht, nur Haber!  
 Spannung gibt's, doch bloß als Krampf,  
 Aus Verdorbenheit der Säfte;  
 Flamme ist es nicht, bloß Dampf,  
 Mächte sind's, doch keine Kräfte;  
 Freiheit schützen Schwindler vor,  
 Sich mit Frechheit zu beweisen,  
 Greifen nach dem Tricolor,  
 Weil es bunt ist, wie ihr Treiben!  
 Dorten macht von seinem Thron  
 Ein Monarch wohl gar den Kutscher,  
 Doch das Band der Ehrenlegion  
 Hieret dafür seinen Kutscher!  
 Dort plombiret ein Regent  
 Das Gehirn der Unterthanen,  
 Hier als Menschen man erkennt  
 Nur die Sprößlinge von Ahnen!  
 Hier schlägt man für Griechen sich,  
 Wenn sie alle sind erschlagen,  
 Thut dafür ganz frömmiglich  
 Millionen heim sich tragen!  
 Dorten wird das feste Land  
 Stets nur pfundweis' abgeschlachtet,  
 Pfeffer, Zimmt und Seidenband  
 Als das Höchste nur betrachtet!

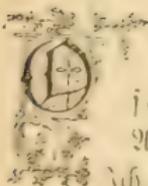
Dort auf dem Professorstuhl  
 Philosophen uns belehren,  
 Wie man soll den Höllenspuhl  
 Mysticismus stets verehren!  
 Hohe Hallen hat die Kunst,  
 Doch die Künstler darben,  
 Wangen decket bleicher Dunst,  
 Doch die Wand hat Farben!  
 Presse, du bist doch noch frei,  
 Nur die Schreiber sitzen!  
 Das geschieht nur nebenbei,  
 Da sie sich nicht erhitzen!  
 Toleranz ist auch zu Haus  
 Ueberall, man darf nur pusten:  
 Wagt sich aber nicht heraus,  
 Sie bekäme sonst den Husten!  
 Gilpost ist nun dort und da,  
 Nah' sind Länder sich und Meere,  
 Darum geht uns das nur nah',  
 Was recht weit aus uns'rer Sphäre!  
 Sterne heftet man auf's Herz  
 Dunkelheit ist d'rin ergossen,  
 Schlüssel trägt man hinterwärts,  
 Vorn ist man verschlossen!  
 Ritter wird ein Mann genannt,  
 Der den Sporn im Kopfe,  
 Der verdankt sein Ehrenband  
 Seinem Ruchentopfe!  
 Freundschaft ist in edler Kraft  
 Nirgends mehr zu Hause,  
 Sie geht bloß als Brüderschaft  
 Beim Traiteur zum Schmause!

Liebe ist von alter Spur,  
Gut für Glyptotheken,  
Uns're Mädchen suchen nur  
Gold'ne Hypotheken!  
Treue wird nicht mehr geschätzt  
Wie man einst vernommen,  
Deshalb ist sie auch zuletzt  
Auf den Hund gekommen!  
Leben, Leben, du bist fad,  
Und die Lebenden noch fader,  
Fad ist deine Friedenssaat,  
Und nicht minder ist's dein Hader!

---

## Herzens - Einsatz.

An Caroline.



D jag', wo setz' ich mein Herz denn ein,  
 Auf daß es mög' geborgen sein?  
 Ich hab's gesetzt an dein Angesicht,  
 Voll Anmuth und lieblicher Milde,  
 Sein reizendes wonniges Maienlicht  
 Bezähmte das Herz mir, das wilde;  
 Doch in dem Gesichte so zart und so fein,  
 Da blüht nicht der Liebe süßionniger Schein,  
 Da setz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

D jag', wo setz' ich mein Herz denn ein,  
 Auf daß es mög' geborgen sein?  
 Ich hab' es gesetzt an den süßen Strahl,  
 Der freundlich vom Auge Dir thauet;  
 Ich hab' ihn getrunken all' allzumal,  
 Wo ich nur dein Auge erschauet;  
 Doch in den verführerisch göttlichen Schein  
 Da leubtet kein Strahl der Umwindung hinein!  
 Da setz' ich mein Herz auch wohl nimmermehr ein!

D jag', wo setz' ich mein Herz denn ein,  
 Auf daß es mög' geborgen sein?  
 Ich hab' es gesetzt an dein Grübeln am Sinn,  
 Von Grazien lieblich umgaukelt,  
 In dem sich beständig im schallhaften Sinn  
 Ein sinniges Lächeln nur schaukelt;

Jedoch in die Grübchen, so reizend und klein,  
 Da drückte noch Amor den Pfeil nicht hinein,  
 Da sey' ich mein Herz auch wohl nummermehr ein!

O sag', wo sey' ich mein Herz denn ein,  
 Auf daß es mög' geborgen sein?  
 Ich hab' es gesetzt an den innigen Klang  
 Der Worte von rosigem Munde,  
 Des Wohlklang wie himmlischer Liedergesang  
 In kirchlicher, heiliger Kunde;  
 Jedoch in den Worten so tonvoll und rein,  
 Da tönt nicht der Liebe gefühlvolles Sein,  
 Da sey' ich mein Herz auch wohl nummermehr ein!

O sag', wo sey' ich mein Herz denn ein,  
 Auf daß es mög' geborgen sein?  
 Ich sey' es tief ein in das klagende Lied,  
 Ich sey' es tief ein in die Saiten,  
 Es wird der Wehklage, der zum Thre Dir zieht,  
 Vielleicht in die Seele Dir gleiten;  
 Und wie auch dein Herze mir Liebe vernein'  
 Im Liede wird Tröstung aus Schmerzen und Wein,  
 Da sey' ich mein Herzblut auf ewig nun ein!

---

## Die männlichen und weiblichen Gäste.

**D**rei weibliche Gäste im mensichlichen Herzen,  
 Die kann man auf ewig sich leichtlich verüßern;  
 Drei männliche Gäste auch ziehen da ein,  
 Du wirfst sie hinaus und doch kommen sie 'rein!

Die Liebe naht, geschäftig überbauet  
 Dein Leben sie mit Blumen und mit Duft;  
 Wie leichter Aether schmelzend niederhauet  
 Durch eines Blüthenbaines Morgenluft.  
 Zum Tempel macht sie deine Herzens-Zelle,  
 Und deine Brust zum reinen Heiligthum,  
 Es fluthet deines Blutes rothe Welle  
 In deinen Adern leicht und rasch herum;  
 Doch einmal nur kann Dich das Hebensüßen,  
 Das Glück der Liebe einmal nur beglücken;  
 Wenn Liebe einmal aus der Brust entfliehet,  
 Sie nimmermehr so rein zurück mehr zieht!

Die Unschuld, diese zarte Seelenblüthe,  
 Von keinem rauhen Odem noch berührt,  
 Dieses sorgenlose Kindseim vom Gemüthe,  
 Das weder irrt, noch weint, und dennoch rührt;  
 Wie eine Jungfrau wohnt sie, eingezogen,  
 Und heilig wirkend wie das Behugebot,  
 Sie schaut bescheiden aus den Augen-Begen,  
 Und spricht verschämt im zarten Wangenroth;

Sie ruht wie Goldstaub auf der Seele Jettig,  
 So glänzend rein und klar und zart und süßig!  
 Wird sie entweicht von einem einz'gen Blick,  
 Entfliehet sie und kehret nie zurück!

Die Scham, der Unschuld treue Brustschwester,  
 Sie windet reizend jedes Herzensband,  
 Der Liebe bindet sie die Schwingen fester,  
 Wenn sie mit leiser Gluth sich zu ihr fand;  
 Sie wohnt im zarten Bug der Augenlider,  
 Und in der Lippe wunderriamen Bug;  
 Im Klang des Wortes findest Du sie wieder,  
 Und in des halben Blickes Zauberflug.  
 Im Druck der Hand fühlst Du sie wappst du leben,  
 Und in dem Kuß ihr süßes Widerstreben;  
 Doch wenn Du roh sie fassst, unbewußt,  
 Entfliehet auf ewig sie aus deiner Brust!

Der Haß versucht zu Flammen anzublazen  
 Das Herz und was es sonst umfaßt mit Lust,  
 Als gält' es Berge glühend zu verglazen,  
 So facht er an die leicht entbrannte Brust;  
 Er trägt geschäftig Brennstoff hers zusammen,  
 Aus Argwohn, Wank und Wort und Blick und That;  
 Er nährt mit gift'gem Hauch der Vohr-Flammen  
 Von Morgens frühe bis am Abend spät;  
 Und an dem Spieß der Leidenschaften wendet  
 Er einen Braten um, der niemals endet!  
 Und wirfst Du tausendmal den Haß hinaus,  
 Er kehrt Dir tausendmal zurück in's Haus!

Der Horn, der heiße Krebs, der rothgekohte,  
 Der aus dem Antlitz seine Scheeren steckt,

Wenn er so lang in deinen Adern pochte  
 Bis er das wilde Blut Dir aufgeleckt;  
 Er faßt Dich an und schleudert von der Höhe  
 Der Menschheit Dich hinab, zum wilden Thier;  
 Die Sinne schreien selber ach und wehe,  
 Weil Du sie so verwildest selbst in Dir.  
 Er stürmt heran wie die empörte Welle  
 Und reißt Dich hin in grauer Blizeschnelle;  
 Und wirfst Du hinaus ihn tausendmal zur Thür,  
 Er kehrt erneuert ein, in wilder Eier!

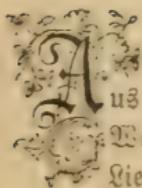
Der Neid, der Alz der schwer, mit stummem Drücken,  
 Sich auf die Brust des Menschen brütend legt,  
 Der an des Nächsten Glück, an jem Zurücken  
 Den Wolfszahn seiner heißen Eierde wegt;  
 Der Nimmersatt, der ewig frißt und hungert,  
 An fremdem Tisch nur stets zu Gaste geht,  
 Nach fremden Eigenthum begierig lungert,  
 An fremdem Glück als hag're Schildwache steht;  
 Der Vampyr, der mit unverwandten Augen,  
 Das fremde Glück zu todt versucht zu saugen,  
 Der Neid wird Abends oft von Dir verjagt,  
 Und kehrt zurück noch eh' der Morgen tagt.

## Lieder an Caroline.

1.

Bei Uebersendung meiner Gedichte.

Lina, kommen diese Lieder,  
 Einstens wieder Dir zur Hand,  
 Sitze zum Klaviere nieder,  
 Wo der Freund einst bei Dir stand.  
 Goethe.



Aus dem innersten Gemüthe,  
 Wo bei Liebes-Sonnenlicht,  
 Liederklang und Liederblüthe  
 Aus des Schweigens Knospe bricht;  
 Aus der tiefsten Herzensquelle,  
 Die auf ihrer reinen Fluth  
 Niederstrahlt die Sonnenstelle,  
 Treuer Liebe Himmelsgluth,  
 Ewig wogend auf und nieder,  
 Lina kommen diese Lieder!

Wenn ich einst aus Erdenchwüle,  
 Aus des Lebens Sonnenbrand,  
 Gingethan in stille Kühle  
 Diesem Dasein mich entwand;  
 Dann, in Hesper's Lichtgefieder,  
 Wenn der Tag zu Rüste geht,  
 Nimm, o Lina, diese Lieder,  
 Die mein Geist Dir zugeweh't  
 Als mein Herz sich zu Dir fand,  
 Einstens wieder Dir zur Hand!

Starb Dir auch der Freund hienieden.  
 Lebte er Dir doch im Gesang,  
 Und Du findest deinen Frieden  
 In des Freundes Liederklang.  
 Nimm das Lied, das er gesungen  
 Als dein Lieben ihm getagt,  
 Und das Lied, das ihm entflungen  
 Als er schmerzlich Dir entsagt,  
 Und im Geiste dieser Lieder  
 Sitze zum Klaviere nieder!

Laß die Hand hinübergleiten  
 Ueber dieses Tongesild,  
 Wo der Klänge Wechselstreiten  
 Lust und Leid so reich entquillt;  
 Und dein Aug, das thränenhelle,  
 Schau, mit seinem Wehmuthsblick  
 Auf die jungverwaiste Stelle  
 Neben deinem Stuhl zurück,  
 Wo, in Sehnsucht festgebannt,  
 Wo der Freund einst bei Dir stand.

## 2.

## Mondschein = Ständchen.

Lina leuchtet an dem Fenster,  
 Puna leuchtet in dem Blau;  
 Ob ich zu der holden Lina,

Ob zur holden Luna schau?  
 Ob es Lina's, ob es Luna's Licht,  
 Ach, ich weiß es selber nicht!

Lockt mich Lina, deren Anmuth  
 Ihren Strahl vom Fenster senkt?  
 Lockt mich Luna, die so milde  
 An dem blauen Zelte hängt?  
 Locket Lina, locket Luna mich,  
 Oder locken alle beide mich?

Süße Lina schau herunter,  
 Schon ein Stündchen wart' ich hier!  
 Süße Luna, Du kannst's wissen,  
 Ründ' es freundlich doch nun ihr,  
 Ruße Luna Lina her,  
 Sag' ihr, daß ich hier schon wär!

Holde Lina, sprich hernieder,  
 Nur ein Wörtchen, nur ein ach!  
 Holde Luna, sag' nichts wieder,  
 Denn die Nachbarsleut' sind wach!  
 O verrathe, Luna, treulos nicht,  
 Daß jetzt Lina mit mir spricht.

Lina, bist jetzt doppelt lieblich,  
 Jetzt, so Luna Dich bestrahl't;  
 Luna, bist jetzt zweifach milde,  
 Weil sich Lina in Dir malt;  
 Lina, Luna, schwesterlich  
 Küssen eure Strahlen sich!

Bleibe, Lina, noch ein Weilchen,  
 Gilest Du von hinnen schon?  
 Gilet Luna auch von hinnen,  
 Ihrer harrt Endymion!  
 Luna muß von hinnen gehen,  
 Du, o Lina, bleibe stehen!

Nun ade, o meine Lina,  
 Gruß und Kuß und süßes Wort!  
 Nun Ade, Du gute Luna,  
 Schreite rasch zum Liebsten fort:  
 Morgen Nacht, o Liebchen sag',  
 Morgen Nacht ist auch ein Tag.

---

## Lust in Thränen.



Wer nie Seligkeit  
 Der Thräne hat erkannt,  
 Wenn sie bei Lust und Leid  
 Im feuchten Auge stand;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie auf Mutterhand  
 Die Thräne hat geweint,  
 Wenn Alles ihn verkannt,  
 Wenn Alles ihm verneint;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem nie vom Wimper-Rand  
 Die klare Thräne rann,  
 Wenn er die treue Hand  
 Der Liebe sich gewann;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem nie bei Sehnsuchtspein  
 Nach dem geliebten Bild,  
 Die Thräne himmelsrein  
 Daß Auge je gefüllt;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem nie vor dem Altar',  
 Bei Andacht inniglich;  
 Die Thräne leif' und klar  
 Das Augenlied besichlich;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wem nie des Schicksals Macht  
 Das Leben so verlegt,  
 Daß er die halbe Nacht  
 An Thränen sich gelegt;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie nach Trennungsqual  
 Die Holde wieder sieht,  
 Wenn in dem Licht-Oval  
 Die Thräne ihr erblüht;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie im schweren Streit  
 Dem Glücke still entsagt,  
 Und es zum Trost im Leid  
 Der Thräne wieder sagt;  
 Der weiß es nicht wie süß es ist,  
 Der weiß es nicht wie süß es ist!

Wer niemals im Gebet,  
 Wenn ihm was Liebes krank,

Und er am Bette steht,  
 Daß Salz der Thräne trank;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

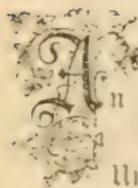
Wem niemals auf den Brief,  
 Den ihm die Holde schrieb,  
 Die Thrän' herunterließ,  
 Und auf den Zeilen blieb;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer nie ein eig'nes Kind  
 Um seine Tage sieht,  
 Mit Thränen es gewinnt,  
 Mit Thränen es erzieht;  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

Wer niemals auf die Knie  
 Vor Gott sich niederwirft,  
 Und bei des Lebens Müh'  
 Die Thräne niederschürft!  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist,  
 Der weiß es nicht wie süß sie ist!

---

## Schusucht.



An einem treuen Herzen liegen  
 Möcht' ich nur eine Stunde lang;  
 Um einen treuen Hals mich schmiegen,  
 Mit meinem Wesen krank und bang;  
 Auf treuer Schulter eine Stunde  
 Ausströmen lassen meine Wunde;

Auf eine treue Hand michücken  
 Möcht' ich zur wehmuthsvollen Stund'  
 Die Finger, die mich liebend drücken,  
 Hinführen an den heißen Mund;  
 Und an der Pulse leisen Schlägen  
 Die kummervolle Stirne legen!

In ein getreues Auge blicken  
 Möcht' gar zu gern ich wohl einmal;  
 Das Herzblatt mit dem Thau erquicken,  
 Aus treuer Augen süßem Strahl;  
 Nur einmal treue Augenlieder  
 Berühren mit den Lippen wieder!

An treuen Lippen möcht' ich liegen  
 In eines Kusses heißer Gluth,  
 Wenn sich die Herzen selig wiegen  
 Auf süßer Kusse Ebb' und Flut;  
 Wenn das Geständniß sie verweigert,  
 Und sich der Kuß zum Worte steigert!

An treuer Brust nur möcht' ich weinen,  
Ach, aus mich weinen insgeheim!  
Wenn treue Thränen ihr sich e'nen,  
Ist Thräne süß wie Honigseim!  
Und Himmelslust ist zu gen eßen  
Wo zwei Paar Augen überfließen!

Im treuen Arm möcht' ich vergehen,  
Vergehen gern schon jetzt, gleich jetzt;  
Ein treues Antlitz um mich sehen,  
Wenn schon der Blick zersetzt;  
Den letzten Seufzer dann im Leben  
Dem treuen Herzen wiedergeben!

---

## G r e t s ü l ; e.

An Caroline.



Sie war so mild, so feierlich war er,  
 Und Alle winkten uns mit süßen Blicken;  
 Die Holde trat so mild, so schmiegsam her,  
 Der Abend schien uns sorgsam zu umstricken;  
 Und alle Sterne aus dem Aethermeer  
 Sie schienen liebermuthigend zu nicken;  
 Ich aber kniete hin, von Wonnen übergossen,  
 Weil er und sie und Alle mich umschlossen!

Sie war beredt, und er war schweigsam still,  
 Und Alle schienen Liebeswort' zu flüstern;  
 Die Holde sprach, weil sprechen Liebe will,  
 Der Abend wollte sorgsam uns umdüstern;  
 Und alle Sterne, klar in Lichtesfüll',  
 Sie schwaigten mit dem Blinzelblick so lüstern;  
 Ich aber stand vom Irdischen gereinigt,  
 Weil sie, er, Alle keusch um mich vereinigt!

Sie war so warm, er war so lieblich kühl,  
 Und alle gossen Flammen in das Feuer;  
 Die Holde war so herz- und liebeschwül;  
 Der Abend floß um uns, ein kühler Schleier;  
 Und alle Sterne auf dem blauen Pfühl,  
 Sie trugen Opferflammen her zur Feier;  
 Ich aber fühlt' es klar wie Gottes Einheit,  
 Daß sie, er, Alle leuchteten in Rei .heit!

Sie war bewegt, er ruhig wie ein Traum,  
 Und Alle freis'ten still, um aufzulauschen,  
 Die Holde bebt' an meiner Lippe Saum,  
 Der Abend wehrt den Lüften, daß sie rauschen;  
 Und alle Sterne horchten durch den Raum,  
 Wie uns're Lippen die Gedanken tauschen;  
 Ich aber war beglückt und froh theilhaft,  
 Denn sie, er, Alle waren mir geheiligt!

Sie war so blaß, so geisterbleich war er,  
 Und Alle schienen trostlos auf uns nieder,  
 Die Holde weint, und Abschiedsthrän' schmerzt sehr!  
 Der Abend sprach: „Ihr seht euch nimmer wieder!“  
 Und alle Sterne, wie am Grab umher,  
 Sie senkten ihre Leichenfackel nieder!  
 Ich aber küßte still die nasse Wange,  
 Und ging hinweg zum finstern Lebensgange.

Zu jedem Abend geh' ich nun hinaus,  
 Und frage weinend: „Ist sie mitgekommen?“  
 Und alle Sterne frag' ich weinend aus:  
 „Habt ihr die Holde wirklich mir genommen?“  
 Den Abend möcht ich schicken in ihr Haus,  
 Um zu erfahren, ob sie schmerzbeklommen;  
 Und alle Sterne möcht' ich zu ihr senden,  
 Um ihren Traum auf meine Lieb' zu wenden!

---

## Wechsel in Jahreszeiten.

An Caroline.



Der Sommer kam, des Lebens gold'ner Baum  
 Stand vor mir da in seinen Fruchtgezweigen,  
 Es färbt ein glühend Roth des Blattes Saum,  
 Den süßen Lasten muß der Ast sich neigen;  
 Die Liebesblüthe, meines Herzens Traum,  
 Sie schien als Frucht dem Wunsche sich zu zeigen,  
 Denn Dich hab' ich zum Erstenmal gesehen  
 Wie eine Gottheit durch das Dasein gehen!

Da glühte und brannte  
 Mir rings die Natur,  
 Weil rings ich erkannte  
 Der Lieblichen Spur!  
 Ich suchte Erfrischung  
 Der glühenden Brust,  
 In stiller Umbüschung  
 Der einsamen Lust;  
 Doch führten die Wege  
 Von dort und von hier,  
 Es führten die Stege  
 Nur alle zu Dir!

Der Herbst kam, gelbe Blätter niederrauschen,  
 Die Erde zog ihr prächtig Ballkleid aus;  
 Ihr Grün muß die Natur mit Gelb vertauschen,  
 Mit einem Reiserkranz den Blütenstrauß

Der Scherze und der Münte Spiel zu lauschen  
 Sucht man gefellig nun der Musen Haus;  
 Da hab' ich wieder, Hoheit! dich gesehen,  
 Wie eine Blume aus dem Reich der Feen!

Da war's mir so sonnig  
 In Herz und in Brust,  
 Ich schauerte wonnig  
 Zusammen vor Lust;  
 Es rieselten plötzlich,  
 So frisch und so hell,  
 Die Lieder ergötzlich  
 Aus innerstem Quell:  
 Doch führten die Lieder  
 Von dort und von hier,  
 Sie führten mich wieder,  
 Nur wieder zu Dir!

Der Winter kam, es war die stille Erde,  
 Ein schlafend Kind, mit weissem Tuch bedeckt;  
 Der Laumelgott erläßt sein mächtig „werde“  
 Im Saal wird eine neue Welt erweckt,  
 Der Maske Spiel ermuthigt die Geberde,  
 Durch leeren Trug wird Aug' und Herz geweckt,  
 Da hab' ich wieder, Hoheit! Dich gesehen,  
 Ein Göttertheil dem Sterblichen zu Lehen!

Wie war ich durchschauert!  
 Wie war ich entzückt!  
 Als ich Dich erlauert,  
 Als ich Dich erblickt!  
 Ich schickte zum Rosen  
 Die Dolmetscher aus,

Die freundlichen Rosen,  
Den sinnigen Strauß;  
Denn Blumen und Blüthen,  
Von dort und von hier,  
Sie brannten und glühten  
Nur alle zu Dir!

Der Frühling kömmt; wie in der finstern Krippe  
Das süße Kind sein freundlich Aug' erschleß,  
So windet sich aus dunklem Blattgestrippe  
Das Licht der neugebornen Schöpfung los;  
Das Wachsthum öffnet seine Rosenlippe,  
Und Pflanzen schlüpfen aus der Erde Schoß;  
Mein Frühling aber mußte niedergehen,  
Denn Dich, o Heber! soll ich nicht mehr sehen!

Der schmerzliche Trennung,  
Von Dir so gewillt,  
Ist Todes-Erkennung,  
Ist Todes-Gebild!  
Hörst Du einst ein Klagen  
In deinem Gemach,  
So war's das Entzingen  
Vom sterbenden Ich!  
Ein geistig Getriebe  
Von dort und von hier,  
Es führet in Liebe  
Mich ewig zu Dir!

## Die Verlorne.

An Caroline.

Thema:

Meine Ruhe ist verschwunden,  
 Und mein Frieden mußte fliehen,  
 Fühle mich an Dich gebunden,  
 Deinen Siegeswagen ziehn.

(Aus Königs Ludwigs Gedichten.)



Meine Ruhe ist verschwunden,  
 Ruhlos 'ichler' ich meine Lage,  
 Zähle meines Daseins Stunden  
 Nur nach Thränen und nach Klage;

Und mein Frieden mußte fliehen,  
 Denn in jeden Puls der Ader  
 Füh' ich schmerzlich ein nun ziehen  
 Kampf und Streit und Herzenshader!

Fühle mich an Dich gebunden  
 Mit geheimen Zauberwolken,  
 Dich hab' ich herausgefunden  
 Aus des Lebens Truggestalten;

Deinen Siegeswagen ziehen  
 War das Höchste mir des Lebens, —  
 Doch dem Unglück zu entfliehen  
 Müht die Liebe sich vergebens!

Denn ich fühl's für ew'ge Tage:  
 Meine Ruhe ist verschwunden,  
 Weil ein krankes Herz ich trage  
 Wird mein Leben nicht gefunden;

Weil mein Leben mußte weichen,  
 Und mein Frieden mußte fliehen,  
 Seh' ich farblos mir erbleichen  
 Alle Lebens-Phantasien:

Doch ich fühl für hier und dorten,  
 Fühle mich an Dich gebunden!  
 In den Blicken, in den Worten  
 Hast Du mich stets treu gefunden;

Darum will ich all mein Leben  
 Deinen Siegeswagen ziehen,  
 Nach Dir ringen, nach Dir streben,  
 Nach Dir richten all mein Mühen.

Nimmer kann ich mehr gefunden,  
 Nimmer stillt sich meine Klage,  
 Meine Ruhe ist verschwunden  
 Und der Inhalt meiner Tage.

Meine Lieder mußten ziehen  
 Aus der hart zerriss'nen Leyer,  
 Und mein Frieden mußte fliehen  
 Aus des Herzens stiller Feier.

Sterbend schon an Schmerzenswunden  
 Fühl' ich mich Dir heiß gewogen,

Fühle mich an Dich gebunden,  
Fühle mich zu Dir gezogen.

Fühle Kraft nicht zu entfliehen,  
Fühle, daß ich stets will wollen  
Deinen Siegeswagen ziehen,  
Bis die Tage niederrollen.

Fühle daß ich nimmer werde  
Meiner süßen Lieb' entwunden,  
Fühle daß für diese Erde  
Meine Ruhe ist verschwunden!

Fühle daß nur Du den Horen  
Meines Seins den Reiz verliehen,  
Daß ich ohne Dich verloren,  
Und mein Frieden mußte fliehen.

Fühle mich in allen Räumen,  
Fühle mich in Musestunden,  
Fühle mich in süßen Träumen,  
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle daß ich Dich muß bitten,  
Weinend bitten auf den Knien;  
„Daß mich, bis ich ausgelitten,  
Deinen Siegeswagen ziehen!“

Deinen Siegeswagen ziehen  
Alle meine Herzgedanken,  
Und mein Frieden mußte fliehen,  
Weil durch deines Herzens Schwanken

Meine Ruhe ist verschwunden,  
Weil ich trotz dem Zweifeln, Wanken,  
Fühle mich an Dich gebunden!

Fühle mich an Dich gebunden!  
Will wie Ephen Dich umranken,  
Und in Worten, in Gedanken  
Deinen Siegeswägen ziehen!  
Meine Ruhe ist verschwunden,  
Denn mein Auge muß' erkranken,  
Und mein Frieden mußte fliehen,  
Weil mir deine Augen sanken,  
Wo die meinen Strahlen tranken!

Deinen Siegeswagen ziehen  
Will ich bis an's Lebens-Ende,  
Und mein Frieden muß' entfliehen  
Daß nur Fried' zu Dir sich wende;  
Meine Ruhe ist verschwunden,  
Deine nur will ich bewahren,  
Fühle mich an Dich gebunden,  
Doch Du selbst kannst frei verfahren!

---

## Die orientalische Frage in der Arche Noah.

Ein Declamations-Schwank.



Die Menschen wurden alle geschaffen aus Erde;  
 Sie kamen aus der Erde und vermehrten sich so sehr.  
 Daß der Himmel endlich dachte: ich gefährte  
 Zuletzt habe ich lauter Menschen und gar keine Erde mehr!  
 Darum ließ der Himmel die Herren Nerzte entspringen,  
 Um die Menschen in die Erde wieder hinein zu bringen.

Ja, so war es! — Als die gesammte Menschheit sich  
 den Magen verdorben

An dem bekannten unzeitigen Apfel-Compot,  
 Als eine Fluth von Sünden sie erworben,  
 Als Leib und Seele krank war und bankrott,  
 Da beschloß der Himmel, die Wassercur zu probiren,  
 Und die Menschheit von Grund aus wieder in Grund  
 hinein zu curiren.

Oh, das Wasser ist ein Heilmittel sondergleichen,  
 Es hat sogar die Tugend, daß es Sünden curirt,  
 Das Wasser duldet bekanntlich gar keine Leiden,  
 Aber d'rin herumschwimmen und krank sein, das passiert:  
 Die Hydropathen sind keine Recept-Papier-Verpuzer,  
 Die lassen sich nichts bezahlen, höchstens — ihre Pluger!

Also die Wassercur ward vom Himmel beschlossen,  
 Die Menschheit zu vertilgen à tout prix,

Nur Noah ganz allein sammt Frau und Sprossen,  
 Die bauten ein Schiff für sich und das liebe Vieh  
 Die Arche Noah mit der sonderbaren Matrosenrotte,  
 Das war das erste Schiff von der — deutschen  
 Flotte.

Ich kann es beweisen: denn die Arche hatte weder  
 Bucht noch Hafen,  
 Nicht einmal einen Labdebuisen; sie hatte auch kein Bett,  
 Sie könnte noch auf der trocknen Erde schlafen,  
 Wenn's nicht zum Glück so fürchterlich geregnet hätt'! —  
 Daß die Arche von der deutschen Flotte war, steht  
 auch ganz deutlich zu lesen,  
 Denn es heißt: sie ist von allen Seiten voller Pech  
 gewesen! --

Za die Arche war von echt deutscher Vereitung,  
 An Material, Mannschaft und Proviant,  
 Der Schnabel, glaub' ich, war die „Neue preuß'sche  
 Zeitung“;

Da war das Steuern natürlich Jedermann gleich bekannt!  
 Ein deutscher Professor übernahm Wind und Wetterzeichen,  
 Und ein Genier war da, um die Segel zu streichen.

Als die Arche nun fertig war, kamen die Passagiere  
 Von aller Welt Enden, aus jeglichem Eck,  
 Das kleine Vieh sowohl wie die großen Thiere,  
 Für die Cabinen, für die Kajüte und für's Verdeck;  
 Aber immer nur Mann und Weib, ein Ehepaar, so  
 steht es zu lesen,  
 Wieder ein Beweis, daß die Arche ein Kriegsschiff  
 gewesen.

Und als sich die Arche vom Land schon will trennen,  
Kommt daher geistlichen ein ganz kuriozes Weib,  
Nicht Fisch, nicht Vogel, ein Weien, gar nicht zu  
fennen,

Trug einen Schlafrock mit einem langen, langen Leib;  
Und Noah schmaukt sie an: wer bist du denn, so  
sage! —

Da läspelt das Weib: „Ach, ich bin die orientalische  
Frage!“

„Die orientalische Frage!“ ertönt's wie Merdio und  
Keter,

„Und so ganz allein?“ fragt die Frau von Noach-in;  
„Ein Weib, das so herumläuft ohne Mann, Cousin  
und Vetter,

So eine ganz herrenlose Dardanellerin!“

Ja, ledig bin ich, sagt die Frau Frage unumwunden;  
Ach, ich kann nichts dafür, daß ich noch nicht den  
rechten Mann gefunden!

Endlich wird die Fraue doch im Schiffe aufgenommen,  
Gleich aber entsteht ein Streit unter dem übrigen  
Gethier,

Der eine schreit „Hinaus!“, der And're schreit „Will-  
kommen!“

Der eine sagt „Herein!“, der And're sagt „Marickhier!“  
Und an dieser Einigkeit in Worten und Weien  
Erkennt man wieder deutlich, daß es lauter Deutsche  
sind gewesen!

Es bilden sich unter den kleinen Geschöpfen  
Verschiedene kleine Versammlungen dann;  
M. G. Saphir's Schriften, XXI. Bd

Den Vögeln kennt man Scherf und an Böpfen  
 Ihr Klima und ihr Vaterland gleich an;  
 Es setzen sich zuammen der Thiere kleine Staaten,  
 Um über die Aufnahme der Frage gemüthlich zu  
 berathen.

Die kleinen Vögel, Spatz, Fink und Meise,  
 Die kleinen Thierchen, Biber und Maus,  
 Die kleinen Insekten, Grille und Ameise,  
 Die rathen hin und her, sie rathen ein und aus;  
 Endlich geben sie von sich ein Ultimatum,  
 Gemacht, daß es bringt ein Vieh in der That um!

Und so lautet der Beschluß der gentes minores,  
 „Da wegen Mangel an Einheit und gutem Bier  
 Schon einmal Rom und Sparta ging kapores,  
 So beschließen in alleiniger einiger Einheit wir,  
 Daß man zum Heil der Welt die orientalische Frage  
 Bis zu einer zweiten Sintfluth noch weiter vertage.

Wir lassen sie laufen, sie macht uns nicht bange  
 Wir setzen an irgend einem Ufer sie aus,  
 Ist die Person gelaufen so lange,  
 So soll sie noch fortlaufen das alte Haus!  
 Ne erlauben Sie, hören Sie mal, der wäre zu vilfe  
 Wegen so ein.r übertragenen Mansjell machen wir noch  
 nicht mobile!“ —

Unterdeß wird der Weg immer nasser,  
 Die Arche geht schon ganz flott in die Höh',  
 Zu schwimmt durch das Weltmeer im wachsenden Wasser,  
 Und vom Decan direct hinein in die Spree;

Vom Nordwind getrieben in die Eider und Gifel  
 Bis hinein in den Sund, so schnell wie der Teufel!

Endlich nach und nach wird das Wetter dann doch  
 wieder heiter,

Wie immer, wenn es so lange geregnet hat;  
 Das deutsche Schiff schwimmt noch ein Stückchen weiter,  
 Bis sie endlich alle dasteh'n am Berge — Marat;  
 Vater Noah macht das Fenster auf und schickt hinaus  
 einen Raben:

„Schau nach, was wir da draußen Neues haben!“

Der Rabe, das ist der erste Courier gewesen,  
 Er flog hin und her wie im schnellsten Dutz,  
 Doch, wie in authentischen Quellen zu lesen,  
 Brachte er nur die wichtige Nachricht: „nichts  
 Neues“ mit,

Da dachte Noah: jetzt schick' ich die Taube aus, das  
 ist ein Frauenzimmer,  
 Die erfahren alle Neuigkeiten am ersten immer.

Und richtig, die Taube brachte auch gleich eine Doveiße,  
 Von Master Gobden ein Olivenblatt mit;  
 Das war eine Nachricht, eine frohe, eine feiße,  
 Wenn gleich auch mancher Unglücksrabe sie bestritt;  
 Auf diesem Blatte, das bis heut' noch grün geblieben,  
 Stand deutlich: „Es kommt zu nichts“ geschrieben!

Da tönt es freudig: „Vivat außgestiegen,  
 Das ungewisse Schwimmen es ist aus!“  
 Nach allen Seiten sah man's kriechen, rennen, fliegen,  
 Ein jeglich Wesen eilte in sein Land nach Haus;

Nur die orientalische Frage, es ist abominabel,  
 Die unglückliche Persen verirrt sich und kommt in den  
 — — Thurm von Babel!

Was sie dort macht, darüber geh'n verschiedene Gerüchte;  
 Ein Reisender, der von Babel kommt, erzählt,  
 Daß sie dort in verschiedenen Sprachen unterrichte,  
 Da hat sie sich ein recht dankbares Fach erwählt;  
 Vater Noah aber legte nieder sein Aletten-Commando  
 Und verkaufte die ganze Geschichte — licitando! —

---

## Beethoven's Grab.



Der Frühling kömmt; vor seinem Wagen tanzen  
 Die Schmetterlinge her,  
 Mit ihm ein Strahlenwale, wie gold'ne Lanzen,  
 Mit ihm ein Blüthendüfte-Meer,  
 Für ihn, in süßen Affonanzen  
 Singt Nachtigall die Zaubermähr!  
 Vor Allem schlüpft das Weilschen  
 Aus seinem Winterhaus,  
 Nach einem Weilschen  
 Kömmt Schneeglöckchen heraus!

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein:  
 „Wacht auf, wacht auf, es ist Sonnenschein,  
 Macht auf die Fenster, macht auf die Herzen,  
 Hinaus mit dem Leid, hinaus mit den Schmerzen,  
 Du Rose erwach', du Gräschen steh auf,  
 Ihr Schläfer im Boden, kommt alle herauf,  
 Ich läute Tag und Nacht,  
 Bis sie Alle sind erwacht,  
 Bis wach ist die Quelle, bis Echo ist wach,  
 Bis wach ist die Liebe, bis Sehnsucht ist wach,  
 Bis wach sind die Augen am schlafenden Baum,  
 Bis wach ist die Knospe, bis wach ist der Traum.  
 Ich läute bei Nacht und läute bei Tag,  
 Bis Leben und Weben im blühenden Hag,

Bis Wälder und Felder im Jugendschein blühen,  
 Bis Schmetterlinge gaukelnd im Sonnenstrahl glühen,  
 Bis Kinder sich tummeln auf schwellendem Grün;  
 Bis alle Kelche aufgeschlossen,  
 Bis Thau und Duft ins Eis geflossen,  
 Bis zum geheimen Boten werden Blüten sprossen,  
 Bis Lied und Lieb, die lieblichen Genossen,  
 Durch Büsche und durch Lauben sich ergossen,  
 Bis da wird zu des Frühlings Ehr' und Ruhme  
 Die junge Schöpfung rings zum Heiligthume,  
 Der Mensch zum Kind, das Wort zum Lied, das Herz  
 zur Blume.“

Jedoch Schneeglöckchen, weiß und rein,  
 Es läutet nicht bloß den Frühling ein,  
 Es ist ein Todtenglöcklein auch, es läutet durch's  
 Land

Vom Frühling in dem Chorgewand,  
 Wie er die Menschentünder an seiner Hand  
 Führt sanft hinab in's Schattenland!  
 Denn grad' im Frühling, wenn im jungen Leben  
 Gezweig und Blatt und Blüten beben,  
 In Blut und Blut die Bäume prangen,  
 Und Stern und Kern aus Knochen sprangen,  
 Und alle Sterblichen hinaus verlangen,  
 Wo Herz und Sinn und Geist gefangen  
 Von Sonn' und Mond in goldenen Spannen,  
 Da erst gehn gar viel Menschen ein  
 In den mit Blumen reich geschmückten Orden: Schrein,  
 Da vergehn viel Menschen zumal,  
 Wie die Blume im Thal,  
 Wie in Dämmerung der Strahl,



Da in dem Kirchhof ist ein Grab ein einfach selichtes,  
 Beleuchtet von dem Strahl des Mondenlichtes,  
 Da ruht ein großer Mann in kleinem Raume,  
 Die Lösung hat er nun vom Lebenstraume,  
 Die Ahnungen und Wunder, die in Tönemassen,  
 In Riesenklängen er zurückgelassen,  
 Die wir im Geist bewundern, doch nicht fassen!  
 Die Nacht allein hält Wacht auf seinem Grabe,  
 Wo Schwermuth lehnt am Blumenstabe,  
 Und in dem dunkelblauen Iffischleier  
 Des hohen Himmels hängt zur Seelenfeier  
 Die Mondesampel mit dem Silberfeuer;  
 Und wie der Nachtwind durch die Gräberblumen  
 geht,

Schneeglöckchen auch als Messner aufersteht,  
 Und läutet hinein in's Land so weit und breit,  
 Zum Seelenfest sein Todtengeläut!

Und durch das Dunkel der Mitternacht  
 Erscheint ein Götterweib in Strahlenpracht,  
 In ihren langen, losen, goldnen Locken flechten  
 Sich Sterne und Blumen zum sinnigen Kranz,  
 Das Psalter ruht in ihrer schönen Rechten,  
 Ein Strahlengürtel schließt die Falte des Gewands.  
 Aus ihren großen Götteraugen Geister sprühen,  
 Um ihre süßen Lippen Wundermärchen blühen,  
 Auf ihren warmen Wangen Minderträume glühen,  
 Aus ihrem lebensvollen Odem ziehen  
 Die Geister ungeborner Melodien;  
 Sie ist's, die Göttliche, die ihm den Nahm verlieh,  
 Sie ist's, die Fürstin aller Harmonie,  
 Die er erkannt, verehigt hat — die Symphonie.

Sie stieg herab, die Göttliche, von hoher Euhäre,  
 Und weint auf seinem Grabe eine Zähre,  
 Und mit ihr weinen alle ihre Kinder:  
 Die Geister der Höhe und der Tiefe nicht minder,  
 Die Geister des Lebens, die Geister des Herzens,  
 Die Geister der Freude, die Geister des Schmerzens,  
 Die Geister des Scherzes, die Geister des Humors,  
 Die Geister der Nacht und des finstern Todesbors,  
 Die Geister, die da dringen in die Tiefe der Gedanken,  
 Die Geister, die sich schaukeln im Lichte, dem blanken,  
 Die Geister der Abnung, die Geister der heiligen  
 Trauer,

Die Geister der Andacht, die Geister der Schauer,  
 Die Geister der Natur, die in Mätkielkraft walten,  
 Die Geister der Kunst, die mit freiem Geist schalten,  
 Die Geister alle, die empfunden, nicht gesehen  
 Durch die Symphonie in langen Scharen geben! —

Und als die Symphonie verklang im Accord,  
 Erklang das Schneeglöckchen sofort,  
 Und läutet hinein in's Land, so weit und breit,  
 Zum Seelenfest sein Todtengeläut!

Da fließt es süß einber. ein wunderjames Klängen,  
 Wie Leierton und süßer Stimmen Klang,  
 Wie Klagetöne aus zerrissenem Herzen dringen.  
 Wie Jubelton aus entzücktem Liebesfang,  
 Wie Harfenton in leisem Seitenschwingen,  
 Wie Sehnsuchtsseufzer, weich und lang,  
 Wie Glockenton und treuer Liebe Stimmen  
 Von ferne her auf Abendlüften schwimmen.

Und wie von dieser Harmonie getragen,  
 Erscheint ein edler Schatten zart und leif  
 Um ihn ertönen treuer Liebe Klagen  
 Und Lieder zu der Liebe Ruhm und Preis,  
 Und zu den Kränzen, die am Grabe lagen,  
 Legt er des Myrthenkranzes grünes Reiz,  
 Und flüstert leise: „Du Meister in Verklärung,  
 Empfange freundlich hier Fidelio's Verehrung.“

Und wiederum ertönt zur Mitternachtszeit  
 Schneeglöckchen zu dem feilichen Liedengeläut:

Wer naht? wer schwebet  
 Hieher in Engelsgestalt?  
 Wie sich's belebet  
 In Au und Flur und Wald!  
 Von Liedern überfüllt  
 Ist Luft und Raum,  
 Ein Liederstrom quillt  
 Aus Strauch und Baum!  
 Was Dichter erfunden,  
 Von Liebesweh und Wonnen,  
 Was Wehmuth gesponnen,  
 Bei Mond und bei Sonnen,  
 Was liebend entbrannt,  
 Was Sehnsucht empfand,  
 Was Herzen bezwang,  
 Was Herzen errang,  
 Bald selig, bald bang,  
 Wird Lied und Gesang!

Und von den Liedern rings umgeben  
 Sieht man ein Wesen lieblich schweben,

Von ihrem Antlitz lacht  
 Des Liedes Zaubermach  
 Um ihre Locken wallen  
 Gesänge wie von Nachtigallen;  
 Denn was sie denkt wird Klang,  
 Und was sie fühlt, Gesang,  
 Und was sie spricht wird Lied,  
 Und was sie singt, erblüht  
 Zur Blume für's Gemüth!  
 So nahet sie dem stillen Grao  
 Und schwingt den Zauberliederstab,  
 Und alle Nachtigallen kommen  
 Zu dem Requiem, dem frommen,  
 Und Alles, was nur Ton und Stimme hat,  
 Legt ein Blümlein auf des Grabes Altarblatt,  
 Das naht von Ost und Nord, und Süd und West,  
 Und stimmt ein Schmerzlied an zum Seelenfest.  
 Am Grabe aber kniet im Blumengewind,  
 Gleich in einem Kreis von Morgenröthen,  
 Des unsterblichen Meisters süßestes Kind —  
 Wer bist du, süßes Bild im süßen Liede?  
 Die Wellen rauschen, und Nachtigallen flöten:  
 „Ade laide!“

Darauf verbreitet um den Grabeshügel  
 Ein Licht sich und ein Sonnenschein,  
 Es rauscht auf seinem unbegrenzten Flügel  
 Das Himmelskind „Unsterblichkeit“ herein,  
 Und zu den Kränzen an der Grabeschwelle  
 Legt es also sprechend auch die Immortelle:  
 „Der Frühling, als Kammerherr der Erde,  
 Mit goldnem Schlüssel öffnet ihr Gemach,

Er rief dich ab von dieses Seins Beschwerde,  
 Als noch dein Lebensommer rüstig, wach,  
 Damit der Lebenswinter nicht, das Alter,  
 Durchfröstle je die Gluth deiner Psalter;  
 Denn wer gelebt hat siebzig Jahr und länger,  
 Dem wird's im Herzen immer bang und bänger,  
 Und Welt und Raum und Dasein wird ihm enger,  
 Denn seinen Herzbaum sieht er ohne Blätter,  
 Und Treu' und Lieb' und Glauben, seine Jugend=  
 Götter.

Erblick' so Bly nach Bly im Lebenswetter;  
 Talent und Geist und Phantasie,  
 Der Jugend Mitgift, der Jugendzeit Magie,  
 Sieht er entfliehen, von sich weichen,  
 Die Strahlen seines Ruhms sieht er erblichen  
 Und der Tod, mit dem Palaste der vier Bretter,  
 Kommt ihm als Freund nun in der Noth, als  
 Retter!

Du aber rettetest die unsterbliche Krone,  
 Unangestastet aus des Lebens feindlichem Hobne.  
 An deinem Kranze hängt noch voll die Blume,  
 Die Welt und Nachwelt dir gerückt zum Ruhme;  
 Es leben ewig fort die herrlichen Gesichte,  
 Die du geschöpft hast aus dem ew'gen Lichte;  
 Du brauchst ein prunkend Denkmal nimmer,  
 Das Eitelkeit nur baut zu eignem Schimmer.  
 Du brauchst kein Monument, welches dir erbauen,  
 Die sich selbst nur wollen vereewigt schauen!  
 Dein Denkmal steht da, wo man liebt das heilig  
 Schöne,  
 Wo man empfindet die Göttermacht der Töne,  
 Wo man im Herzen trägt die herrliche Gamöne,

Wo noch ein Herz für Kunst sich kann erheben,  
 Wo noch die Kunst wie Liebstrahl kann beglücken,  
 Wo noch ein Ohr ist, offen zu Gesängen,  
 Und für das Götterheil in Feuerklängen!  
 So lange man liebt: Kinder, Blumen, Dürte,  
 Der Liebe Wort, des Lenzes Morgenlüfte,  
 Des Morgenlandes Märchen, süße Träume,  
 Des Waldes Schauer, erites Blühn der Bäume,  
 Der Räthsel Reiz und der Ahnung halbes Dunkel,  
 Der Wolken Zug, der Sterne hold Gefunkel,  
 So lange ein Ton zum Herzen kann sprechen,  
 So lange die Thrän' aus dem Auge kann brechen,  
 So lange ein Herz kann erbeben in Wehmuth,  
 So lang' es an heil'ger Stätte kann beten in Demuth,  
 So lange wirst du leben ohne Schranken  
 Im Reiche des Nühlens, im Reiche der Gedanken,  
 So lang' wirst du irablen, ein flammend Meteor,  
 In der erhabenen Geister unsterblichem Hhor!"

---

## Sieben Zweige.



In Baum steht da mit sieben Zweigen,  
 Der Baum stand schon im Paradies,  
 Der Baum, er war dem Menschen ganz leibeigen,  
 Und ging mit ihm, als er's verließ;  
 Der Baum, er wurzelt fest nicht wie die andern,  
 Denn mit dem Menschen muß er werden, stehn und  
 wandern!

Und einen solchen Baum mit sieben Zweigen  
 Hat Gott für jeden Menschen hingestellt,  
 In diesem Baume ruht sein Lebensreigen,  
 In diesen sieben Zweigen seine Welt;  
 Sind diese fort, ist alles dann vergebens,  
 Denn dieser Baum, er ist „der Baum des Lebens.“

Und wie der Mensch nur eintritt in das Leben,  
 Streckt er die Hand gleich nach dem Baume aus;  
 „Den ersten Zweig mußt du, o Baum, mir geben,  
 Denn meine „Wiege“ mach' ich mir daraus.“ —  
 Des Baumes Seele aus den Zweigen spricht:  
 „Der erste Zweig, den haben der Mensch sich bricht! —  
 So geh denn hin und werde „Wiege“  
 Und werde zweiter Mutter Schoß,  
 Damit das Kindlein in dir liege,  
 Wie Blümchen in dem weichen Moos,  
 Und wieg' das Kind so Tag als Nacht,  
 Und wenn das Kindlein weint und lacht,

Und wenn das Kindlein Zähne macht,  
 Die Mutter weinend bei dem Kindlein wacht,  
 Dann wiege es und sing ihm Lieder zu,  
 Dann wiege es und wieg's in Schlummer und in Ruh':  
 Leb wohl o Zweig, der Abschied wird uns schwer,  
 Wir bleiben sechs Geschwister jetzt nur mehr."

Das Kind hat geweint, das Kind hat gelacht,  
 Das Kind hat geschlummert und Zähne gemacht,  
 Das Kind es wuchs zum Knaben heran,  
 Vom Knaben ward es ein Jüngling sodann,  
 Da fasset es ihn, da treibt es ihn fort,  
 Für ihn gibt's kein Hier, gibt's nur ein Dort,  
 Sein Herz bekommt Flügel, es treibt ihn vom Ort;  
 Da kommt er zum Lebensbaum mit Haß und Begier:  
 „Reiß gib einen Zweig zum „Wanderstab“ mir!“ —  
 Die Seele des Baumes wehmuthsvoll spricht:  
 „Der zweite Zweig, vergiß das nicht!“ —

Zwei Pole hat der Wanderstab, wohin der Mensch  
 auch wandre,  
 Der eine schaut hinab in's Grab, zum Himmel schaut  
 der andre.

Wenn in die Fremd' hinaus man zieht,  
 Dann grünt der Zweig in den Händen,  
 Ist jung der Stab und lacht und blüht,  
 An beiden Ecken und Enden;  
 Doch je weiter man ihn fortbewegt,  
 Wird er an Blüten leerer,  
 Wenn fremde Erd' er an sich trägt,  
 Wird jede Meil' er schwerer,  
 Ihn fasset n n ein Heimweh an  
 Nach seinem Baum, dem grünen

Er krümmet sich vor Sehnsucht dann,  
 Und kann nicht zum Stab mehr dienen.  
 Der Wanderstab zum Jüngling spricht:  
 „Rehr' heim und wandre weiter nicht,  
 Vom kleinsten Wassertropfen lerne du,  
 Der kleine Tropfen auch hat keine Ruh',  
 Er wandert ruhelos in's kleine Bächlein 'nein,  
 Dem Bächlein fällt nun auch das Wandern ein,  
 Es fällt dem Strome in den Lauf hinein;  
 Der Strom will auch nun Wandrer sein,  
 Und wandert in's Meer, waldaus, waldein,  
 Da fühlt der Tropfen, winzig klein  
 Im großen Weltmeer sich allein;  
 Es faßt ihn Heimweh an und Sehnsuchtspein;  
 Er steigt als Nebel zur Wolke hinauf,  
 Die landwärts zieht mit beflügeltem Lauf,  
 Er zieht mit der Wolke so lang und so weit,  
 Bis unter ihm liegt das Heimatsgebäud',  
 Da wird nun dem Tropfen die Sehnsucht zu groß,  
 Drum bricht er die Wolke und reißet sich los,  
 Und sinket als Thräne herab in den Heimatssee!“ —

Der Jüngling kehrt verdüstert heim,  
 Da reget sich in ihm ein anderer Keim,  
 Er sucht nach einem Dinar, doch weiß er nicht was,  
 Bald möchte er dieses, bald möchte er das,  
 Er sucht ohne Ruhe, er sucht ohne Raft,  
 Bald dieses bald jenes er wechselnd erfaßt;  
 Zum Lebensbaum spricht dann seine wilde Begier:  
 „Neh' gib einen Zweig zum „Stedenyferd“ mir!“  
 Des Baumes Seele erwiedert dumm und hohl:  
 „Der dritte Zweig schon, merk' dir's wohl!“ —

Wie traurig, daß der Mensch dem Spielwerk weicht  
 Des Baumes schönsten Zweig, des Lebens schönste  
 Zeit.

Ein Steckpferd nur ist's, mit dem er buhlt,  
 Ein Steckpferd mit Sorg' und Lieb' er schult.  
 Der Eine hat ein einzig Steckpferd,  
 Ihm zum Ritt der Phantasie beschert,  
 Der Zweite hat ein zweites, für den schlimmsten Fall,  
 Der Dritte hat von Steckpferden einen Stall;  
 Wie unerträglich ist nicht oft ein Steckpferd,  
 Das oft ganz allein Haus und Hof verzehrt,  
 Das oft sogar solchen Hunger mit sich bringt,  
 Das es für sich allein die Sorg' für Frau und Kind  
 verschlingt! —

Doch endlich naht heran die Manneszeit,  
 Der Jüngling wirft das Steckpferd bei Seite;  
 Ein höh'res Sehnen in der Brust erwacht,  
 Das Herz verlangt sein Recht mit aller Macht,  
 Und zum Lebensbaume sagt er mild und klar:  
 „Jetzt gib mir einen Zweig zum „Traualtar!“  
 Des Baumes Seele reicht den Zweig ihm her:  
 „Der vierte Zweig, nur dreie bleiben mehr!“ —

Wie glücklich, wen zum Altar hingezogen  
 Ein reines Herz, ein keusch bewahrtes, hat,  
 Der mit dem Schaume sinnempörter Wogen  
 Sein flüchtig Herz nicht füllte übersatt,  
 Der in den Brautkranz, früh ihm zugeflogen,  
 Nicht flieht ein halb verwelktes Herzensblatt,  
 Dem sich der Lieb.-zweig zum Ring gebogen,  
 Zum Trauring einfach, schlicht und spiegelglatt,

Zum Trauringe, in dem kein Stein je schimmere,  
 Damit kein Stein den Ehepfad verkümmere! —  
 — Der Himmel hat in jedes Menschenherz gegossen  
 Von wahrer Liebe einen Tropfen, hell und rein,  
 Dem Urquell aller Liebe ist er entsprossen,  
 Sein Strahl, er ist des Himmels Heimatschein,  
 Er fällt in's Herz, das sich ihm aufgeschlossen,  
 Und wird allda zum schönsten Edelstein.  
 Dann fällt, demselben Liebesquell entlossen,  
 Ein zweiter Tropfen in ein zweites Herz hinein,  
 Zusammen streben dann die beiden Quellgenossen,  
 Wenn sie in beiden Herzen fühlen sich allein,  
 Wenn beide Tropfen dann wie Schweitertropfen  
 In beiden Herzen zittern, beide Herzen dehnen,  
 Zusammen träumen, ahnen, wähen,  
 Das ist der Liebe Weh, der Liebe Sehnen!  
 Wenn beide Tropfen dann sich durchgewunden  
 Durch Erdenickelamm, durch Erdeninnenspiel,  
 Wenn Tropfen sich zum Tropfen hat gefunden  
 So rein und klar, wie er vom Himmel fiel,  
 Wenn sie vor Gottes Altar dann bekunden,  
 Daß Eins sie bleiben wollen bis an's Ziel,  
 Dann spricht der Himmel: Dem Herzen Heil und Segen,  
 Dem Herzen, das, nachdem es sich verirrtete,  
 In seines Lebens vielverschlungenen Wegen,  
 Nachdem es suchte, strebte, irrte,  
 Ein züchtig Frauenbild kommt hold entgegen,  
 Geheissen, daß ein Wort den schönen Leib ihr gürtete  
 Heil dem Mann, der seinen vollen Kranz kann legen  
 Dem Weib auf's Haupt zum Kranz der Würde!  
 Denn alles, was der Mensch nur nennet Erdenglück,  
 Denn alles, was als Blume steht im Leben,

Der Rose Duft, des Reichthums Silberblick,  
 Der Dünste Kranz, des Zerlorns Küstweben,  
 Des Ruhmes vielbenedictes Geschick,  
 Der Aeolsharfe zauberisch Erbeben,  
 Das Lied, gemacht, daß es das Herz bestrick',  
 Des Tanzes aug'erquickend Elfenweben,  
 Das alles reicht im Erdenthal hienieden,  
 An Herzensglück und Seelenfrieden,  
 Nicht an das Glück, durch ein treues Weib bechieden! —

Nun heißt's das Leben ernst anzugreifen,  
 Der Mensch beginnt nach Weitz, Erwerb umber zu  
 schweifen,  
 In Haus und Schrein will er die Schätze häufen,  
 Er streckt zum Lebensbaum die Hand nun aus:  
 „Nun gib einen Zweig zum „Speicher“ für mein  
 Haus!“ —

Die Seele des Baumes aber spricht dabei:  
 „Der fünfte Zweig, es bleiben nur noch zwei!“ —

Und es erstrebt der Mensch und sammelt ein,  
 Nichts ist ihm zu schwer, nichts ist ihm zu klein,  
 Er kennt kein Ich, kein Du, er kennt nur das Mein,  
 Er beirrt das Feuer, er beschwört den Stein,  
 Er umarmt das Wasser und liebkost das Wein,  
 Und hat er gefüllt so Speicher als Schrein,  
 So legt er sich selber hin als Wacht und Wardenin,  
 Im Mißrauen und Angst und nagender Pein,  
 Und gönnt sich nicht Zweije, noch Labrunn, noch  
 Wein,

Bis ermatten er fühlt sein müdes Gebein:  
 Und ichut sich nach „Rube“ und ruft ihr „Grüßwein!“

Und schlief zum Lebensbaum ermattet sich hier:  
 „Gib einen Zweig zum „Ruh- und Sorgenstuhl“  
 mir!“ —

Die Seele des Baumes spricht: „Du weißt es doch,  
 Der sechste Zweig, es bleibt nur einer noch!“ —

Der Sorgenstuhl des Menschen im sechzigsten Jahr,  
 Er ist ihm Wiege, Wandersitz, Steckpferd und Altar.  
 Vergangenheit steht hinter ihm im Reichentalar,  
 Der Baum steht entzweigt, der blüthberoll war!  
 Von allen Kränzen, die Andern er geflochten,  
 Kein einziger sein eigenes Haar umflucht,  
 Von allen Kämyfern, für die er mutbig hat gefochten,  
 Kommt keiner jetzt, der für und mit ihm sicht,  
 Von allen früheren Lebensflammen=Dochten  
 Strahlt brusterhellend ihm kein einzig Licht,  
 Die Herzen alle, die einst für ihn pochten,  
 Stehen still und pochen nunmehr selber nicht! —  
 Wenn so der Mensch ist lang geschritten  
 Durch seines Lebens dunklen Corridor,  
 Wenn jeder Tag ihm eine Blume hat zer schnitten  
 Aus seines Herzens vollem Blumenflor,  
 Wenn Salk er sah in jeden Trunk sich schütten,  
 Und Gifte träufeln in des Leumunds Ohr,  
 Wenn er am Heiligsten Verletzung hat erlitten,  
 Wenn Doldb ihm ward, was er als Strauß erfor,  
 Wenn, was mit Geist und Körper er erstritten,  
 Wenn auch das bischof Gut in seiner Fehler Mitten  
 Verheht ihm ward von der Verkennner Chor,  
 Dann erst tritt ein Genius vor seinem Sorgenstuhle  
 Und spricht: Schied' nicht im Groll aus dieser Erden-  
 idule.

Sei undankbar nicht gegen tausend Liebesgaben,  
Die Welt und Menschen doch für Welt und Menschen  
haben,

Sei undankbar nicht gegen tausend Liebeszeichen,  
Die warme Herzen doch den warmen Herzen reicher,  
Sei undankbar nicht gegen Tausende und Ginen,  
Die herzempfänglich mit dir lachen, mit dir weinen.  
Sei undankbar nicht für die Theilnahm' deines Strebens,  
Wenn dir schon winkt der letzte Zweig des Lebens." —

Zu dem Baume schleipt sich dann der Mensch im  
Silberhaar:

„Reich mir den letzten Zweig zur „Krücke“ dar!“ —  
Die Seele aus des Baumes letztem Zweig entflieht,  
Der nur als Krücke mit dem Silbergreise zieht!  
Als Schatten nur des Baumes schwankt der Mensch  
einher,

In seiner Brust wird es an Harmonien leer,  
Es schweigt der fünf Sinne stürmisches Quintett,  
Es schweigt der Liebe und des Hasses Bankduett,  
Es schweigt der wilden Wünsche großer Chor,  
Die Hoffnung trägt kein reizend Solo vor,  
Die Leidenschaften gehen ausgespielt nach Haus,  
Der Raum wird öd', die Lichter gehen aus,  
Das Leben schlägt das letzte Notenblatt schon um. —  
Allein der Mensch, obwohl gebeugt und rückenkrumm,  
Er hängt am Leben fest, schleipt an der Krück' sich  
mühsam

Zum Lebensbaum, da steht nur noch der — kahle  
Stamm!

Der schwache Greis mit dürren Armen ihn umfaßt:  
„Gib frisches Leber, Baum! gib frischen Zweig und Ast!“

Und wie den Stamm er umflammert mit knöcherner  
 Hand,  
 Fällt plötzlich dann der Stamm als „Sarg“ auseinander!'  
 Vier Bretter und zwei Brettchen, es sinkt still der  
 Mensch hinein,  
 Der Sarg schließt Mensch und Baum und seine Seele  
 ein,  
 Der Sarg wird in die Erd' gelegt, in kühlen Raum;  
 Der Sarg blüht aus der Erd' als neuer Lebensbaum,  
 Denn nur der Monich vergeht, und nur der Baum  
 verdorrt,  
 Jedoch der Wald besteht, die Menschheit dauert ewig  
 fort.

---

## So wird sie.


 eht mir die Hand, ihr lieben Herrn und Frauen,  
 Und folget mir in's Land der Phantasie,  
 Durch grüne Thäler, blaue Berge, Sonnen-Auen,  
 Euch führt das Wunderkind: die Poesie.  
 Doch müßt ihr willig euch ihr anvertrauen,  
 Ihr habt keine bess're Freundin wohl als sie!  
 Was ist Poesie? So hör' ich fragen dort und hie,  
 Wann denn entsteht sie, wo ward sie und wie?

Ein Röslein stand ganz ungeziert,  
 Im Knospenmiederchen keusch eingesehnürt,  
 Wie sich's für junge Röslein stets gebührt,  
 Wie der Blumenengel hielt die ganze Nacht  
 Beim Röslein wie ein Mutterauge Wacht.  
 Da kömmt der fecke Knab', der Morgenstrahl,  
 Und fällt auf's Röslein, das erschrickt zumal.  
 Der Morgenstrahl, der ruft den Zephyr her,  
 Ob nicht das Röslein zu bewegen wär'!  
 Der Zephyr sagt: „Das hat gut Ding!“  
 Und ruft dazu den Schmetterling,  
 Und alle drei, o Herr, erbarme dich,  
 Sie theilen in dem Röslein sich.  
 Der Morgenstrahl den Thau erst trinkt,  
 Der an des Rösleins Wimper blinkt,  
 Der Zephyr haucht in die Knospe 'nein,  
 Dem Röslein wird sie dann zu klein,

Es eilt daraus hervorzugehn,  
 Und als offene Rose dazustehn.  
 Das war erwünscht dem Schmetterling,  
 Der in der offenen Rose sich verding.  
 Dem Blumenengel wird für's Nöslein bang,  
 Er weiß, ein Schmetterling, der liebt nicht lang,  
 Er ruft deshalb dem Dornenheer:  
 „Da pflanzet euch um die Rose her,  
 Und kommt der Schmetterling, der Flügelmann,  
 So laßt ihn nicht zur Ros' heran!“

Der Engel sprach's,  
 Das Nöslein hört's,  
 Der Schmetterling brach's,  
 Kein Dörnlein webr't's.  
 Der Engel schwand,  
 Der Falter auch,  
 Die Rose stand  
 Verblüht am Strauch.

Es weicht und bleicht der Wangenschein,  
 Es zieht und flieht ihr Duft so fein,  
 Es neigt und beugt das Haupt ganz matt,  
 Es sinkt und fällt ihr bleiches Blatt,  
 Es fällt nach kurzem Lebensloß  
 Der Mutter Erde in den Schoß.  
 Und Mutter Erd' spricht mildgesinnt:  
 „Du bleibst ja doch mein Herzenskind!  
 Wenn alle Welt mit Recht dich schilt,  
 Das Mutterherz das richtet mild.  
 Wenn alle Welt dich hart verdammt,  
 Bleibt Liebe doch der Mutter Amt:

Denn alle Welt und alle Leut,  
 Und alle Blumen weit und breit,  
 Sie trugen dich nicht in Leibeshaft,  
 Sie fängten dich nicht mit ihrem Saft,  
 Sie hielten dich nicht wurzelfest  
 Bei Sturm und Wind von Ost und West,  
 Sie wissen's nicht, sie fühlen's nicht,  
 Daß Mutterherz ganz anders spricht;  
 Drum sei dir von der Mutter Erd'  
 Die Leichenfeier doch besichert.  
 Sie führt dich hin zur letzten Ruh',  
 Denn Tod und Mutterlieb' deckt alles zu!" —

Drauf legt sie die todt' Rose matt  
 In einen Sarg aus Lotosblatt,  
 Als Leichentuch dann auf der Bahr'  
 Ein Lilienblatt wie Silber klar.  
 Die Babre trugen vier Rosenschwestern dann,  
 Viele, Maßlieb, Vergißmännicht und Guzian,  
 Als Trauerkerzenträger, Paar und Paar,  
 Glühwürmchen gingen zur Seit' der Bahr';  
 Und Glockenblumen, zart und fein,  
 Die läuteten den Zug dann ein.  
 Sodann zum innigen Gebet  
 Das Himmelschlüßlein betend geht;  
 Denn ein Gebet am Schluß vom Erdenlauf  
 Schließt für die Seel' den Himmel auf! —  
 Und ganz zuletzt den Grabgesang  
 Die Nachtigall dem Nöslein sang:  
 „Du hast gesehn nur einen Tag  
 Du hast gehört nur eine Klag',

Du hast geblüht nur eine Stund',  
 Du hast geküßt nur einen Mund,  
 Du hast gelacht nur ein Moment,  
 Hast dann geweint bist an dein End',  
 Von Neue geknickt fielst du herab,  
 Und sielest auf dein eigen Grab.  
 Und wie da war dein Angesicht  
 Gewoben einst aus Schnee und Licht,  
 Webt Neue jetzt zur Sterbezeit  
 Aus Schnee und Licht dein Sterbekleid! —

Der Leichenzug bewegt sich fort anigt,  
 Ein Elfenkind am Wege sitzt.  
 Das Elfenkind im Mondenschein,  
 Das lugt in einen Spiegel 'nein.  
 Das Elfenkind im Lichtgewand  
 Trägt eine Aeolsharfe in der Hand,  
 Und alles, was es in dem Spiegel schaut,  
 Wird Sang und Klang und Harfenlaut;  
 Und alles, was vorüberzieht,  
 Wird Saitenton und Herzenlied.  
 Und wie der Leichenzug sich präsentirt,  
 Das Elfenkind gleich präludirt,  
 Und Laute quellen aus der Harf',  
 So schmerzlich süß, so schmerzlich scharf,  
 Wie Todesruf, wie Wiederhall,  
 Wie Trösterwort, wie Märchenschall,  
 Wie Seufzer, die vom fernen Strand  
 Das Heimweh schiekt zum Heimatland,  
 Wie Waldgeräusch, wenn Sehnsucht wacht,  
 Wie Glockenton um Mitternacht,

Und wer da hört, was dieses Kind  
 Aus Harf' und Spiegel singt und sinnt,  
 Der lauscht und lauscht und weiß es kaum,  
 Ist's Märchen, Luftgebild, ist's Schaum und Traum.  
 Es spielt ihm um das Herz mit Lust,  
 Wie kühle Gluth um heiße Brust.  
 Er hört das Wort, die Melodie,  
 Er folgt dem Flug der Phantasie,  
 Und Behmuth faßt ihn an wie nie,  
 Er hört und lauscht und fragt: Wem und was und  
 wie?

Seht ihr, lieben Leut', so wird die Poesie.

---

## Die Geheimnisse von Baden.

Ein alter Curgast. — Ein Heuriger.

### Der Heurige.



ich bitte man gefälligst um Entschuldigung, bin  
erst angekommen,  
Und war in Baden noch gar niemals nie,  
Allein aberst es wird hier Brunnen genommen,  
Man trinkt hier Molke, Schwefelwasser in der Trüb',  
Allein aber es jeht jeder solo, jeder jeht alleene,  
Zusammenjessellung und Conversation ist keene. —

### Der Alte.

Ach! Sie sind ein Berliner, das liege ja glaub' ich  
in Preußen,  
Auch eine schöne Gegend, dort heißen sie die Donau  
Spre,   
Und wenn sie ihren Sand vom Zellverein losreißen  
So bleibt von Deutschland nicht die blasse Idee.  
Also, Sie wundern sich über Badens stille Wesen?  
Für ihn) O Rabbi Miba! Der ist noch nicht dagewesen.

### Der Heurige.

Die Conversation, der Geist ist allens, uf Ehre,  
Die Cur ist einzig und alleene für's Gemüth,  
Die Molken, die Bäder, det ist allens Chimäre,  
Daß Amüjement allein ist das Heilgebiet.

Sie reden von Sand? Nun Sie mögen mir jloben,  
Der Staub ist bei ihnen auch jut aufgehoben.

### Der Alte.

Der Staub? Der Staub, der wird sie doch nicht  
genieren?

Der Staub, der gehört in Baden schon mit zu der Cur,  
Das ist kurioser Staub, man kann ihn sortiren,  
Parkstaub, Straßenstaub, Staub von Wald und von  
der Flur,

Er bietet Abwechslung in verschiedenen Graden,  
Es sind vereinigte Stäube von Tüffel, Weiferöders,  
Alland und Baden!

### Der Heurige.

Ist das Menschenmöglichkeit! Und der Staub ist so  
fleißig!

Im Park ist er schon Morgens in aller Früh',

Den ganzen Tag arbeitet er für dreißig,

In der Stadt, in der Krainerhütte, dort und hie,

Auch auf dem Weg jebt er dem Wagen bis an die Achse,

Und das Allens, jollt' man's jloben? für zwei Gulden

Tage.

### Der Alte.

Ja, das gehört auch zu den Geheimnissen von Baden!

Die Tar'! Die Tar'! die ist Manchem ein Gräu',

Denn Curgäste gibt's, Curgäste von Gottes Gnaden,

Die wollen Alles auf Einmal, und Alles in Eil',

Doch jollen sie bezahlen, da lassen sie die Badner sitzen,

Das Geld joll sich Baden\_malen und den Staub doch

jprützen!

### Der Heurige.

Und wie ist's mit der Societé, dem geselligen Leben  
Ist viel Unterhaltung, Partie, Conversation?  
Wie kommt's, daß man grad' zu Mittag eben  
Im Park sich braten läßt, wenn groß die Hitze sehn?  
Wenn anderwärts die Leut' in Ruhe transpiriren,  
Arbeiten die Menschen erst im Park spazieren.

### Der Alte.

Das ist auch ein Geheimniß von Baden mitunter,  
Das muß man kennen, wie ich als alter Badegast,  
Im Mittagspark find wenig Leute d'runter,  
Die jetzt im Park erst kamen zur Mittagskraft.  
Die eine Hälfte sitzt für den Abend sehn auf ihren  
Nestern,  
Die andere Hälfte sitzt noch da von gestern.

### Der Heurige.

Allein man hört kein Gespräch, es sitzt Jeder alleene,  
Der zeitliche Austausch macht sich man nicht recht,  
Die Herren thun den Damen ja nicht ein Bißchen  
schöne,  
Man sieht auch nur das Nummertalament vom schönen  
Geschlecht,  
Die Frauen stricken, halten Pant, man soll reutiren,  
Die Männer aber wollen ja nichts hazardiren!

### Der Alte.

Das ist ein Geheimniß von Baden wieder;  
Der Schwefel, der macht die jungen Leute stumpf,  
Und weil zu den Frauen kein Galanthomme sich sezt  
nieder,  
Stricken als Erjagmann sie sich ihren Strumpf.

Unre jungen Männer sind keine Herzbefrickter,  
Sie haben nichts im Aug' als ihren Zwickel.

### Der Heurige.

Jetzt ist's ja schlimme! Der Abend wird schon länger,  
Da muß man wohl in's Theater wieder geh'n,  
Bei dem Gedanken schon wird mir bang und bänger,  
Denn wie wird's mit der Beleuchtung dort ausseh'n?  
Ist's wahr, was man von hier erzählt sich in der  
Ferne?

Der Director gibt zum Entréebillet noch Jedem 'ne  
Lanterne?

### Der Alte.

St! St! Die Beleuchtung ist Vaden's größtes Geheimniß.  
Das ist eine solide Person, läßt sich bei Tag nicht seh'n,  
Der Mond, der wird bestraft für sein Verschäumniß,  
Wenn er nicht stets will im Kalender steh'n.  
In Vaden wurd' sich fallen, das wär' ein großes Laster,  
Denn man fällt dabei jegleich auf ein — schlechtes  
Pflaster!

### Der Heurige.

Was soll das rothe Zelt im Park bedeuten?  
Ganz wie aus Schillers „Räthsel“ heraus:  
„Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,  
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus!“ —  
Ist das vielleicht zu mancher Tagesstunde  
Ein Casino für die mitgebrachten Hunde?

### Der Alte.

Auch dies Geheimniß will ich Ihnen lösen,  
Dies rothe Haus, das Sie hier schauen,

Ließ einst ein Pascha, der in Baden hier gewesen,  
 Zum Souvenir als ein klein Haremchen bau'n.  
 Es steht jetzt leer, zur Erinnerung nur pflegen  
 Abends Stimmen hier zu fragen: „Haben's tau  
 Türken g'jegen?“

#### Der Heurige.

Ich danke schönstens, jetzt zum Schluß nur noch Genes,  
 Sollte det wohl ooch een Geheimniß sint,  
 Auf dem Berg oben steht een Hüttchen, een kleenes,  
 Zum Schutz vor Sonnenschein, vor Dichtkunst und  
 vor Wind,  
 Das ist nicht ganz recht, weil Mancher sagen könnte:  
 „Der Park ist blos für Anlagen, aber nicht für Talente.“

#### Der Alte.

Da wenden sie jetzt an den rechten sich eben,  
 Ich löse das Geheimniß Ihnen im Nu,  
 Für Jemand, der niemals hat Ruhe gegeben,  
 Baute ein Gönner allhier eine hölzerne Ruh',  
 Und auf dem Galvariberg oben ruft mancher Kurz=  
 weil'ger:  
 „Wand'rer, steh' still! Hier ruht ein kurioser Heil'ger.“

## Die Journale in der Arche Noah.



Man jagt allgemein, ich weiß nicht ob auch mit Recht,  
 Die Menschen seien jetzt ganz verdorben und schlecht,  
 Die Welt sei so von Lastern jetzt eingenommen,  
 Daß schon eine zweite Sintfluth wäre gekommen,  
 Wenn nicht der Himmel schon erfahren hätt' anicht,  
 Daß alle Sintfluth auch nichts hat genützt!

Ja, die Menschen sind schlecht, sind von Grund aus  
 verdorben,

Besonders diejenigen, die noch nicht gestorben,  
 Denn die Todten, die sind die Braven und Auserlesenen,  
 Man frag' nur alle Wittwen nach ihren „jelig Ge-  
 wesenen!“

Aber die noch leben, die sich noch unterstehen nach  
 Lust zu schnappen,

Die kann man alle Augenblick beim Schlechten ertappen;  
 Es gibt Menschen — es ist um den Verstand zu  
 rauben! —

Es gibt Menschen — entschuldig — die einer Zeitung  
 nichts glauben.

Es gibt Andere — das ist ärger als Mord, —  
 Die glauben wieder Zeitungen jegliches Wort!

Und es gibt gar Andere — man kann in der Welt  
 nicht mehr bleiben, —

Es gibt gar Andere — die sogar Zeitungen schreiben.  
 Es gibt Menschen, die sich eher die Füße verrenken,  
 Ehe sie in ein Concert zu gehen gedenken,

Und sollt' man ihnen auch einen „Cerele-Sig“ schenken!

Es gibt sogar Menschen — entartete Wesen! —  
 Die noch „Dunkel Tom's Hütte“ nicht gelesen!  
 Es gibt verstockte Gemüther — Sie glauben das  
 nicht! —  
 Die lesen in Journalen gar nie ein Gedicht,  
 Und käm es erst ganz brühheiß vom Ofen,  
 Und hätt' es auch nicht mehr als achtundvierzig  
 Strophen.  
 Es gibt Menschen, die sind ärger als die gemeinsten  
 Diebe,  
 Sie stehlen uns den Glauben an platonische Liebel  
 Sie sagen, es soll's ihnen verzeihen der Herr von Plato,  
 Aber es hat sich viel geändert von ihm bis a dato! —  
 Es gibt Gourmacher, die gerathen gar nicht in Grimm,  
 Wenn die Graufame sagt: „Sie sind aber schlimm!“  
 Viel Frevler sagen: „Man könnte Kritiken über Ira  
 Abrigde sehen,  
 Von holden Kritikern, die kein Englisch verstehen,  
 Sie sagen ferner, wenn unsern Possen ein Wig zu-  
 weilen entschlüpft,  
 So sei es nicht unmöglich, daß ihn der Dichter ge-  
 schnipft,  
 Es gibt Ghrabschneider, die sagen, es gäbe Recensenten  
 Die nicht grad immer leben von ihren Renten,  
 Welche alle Künstler nur ihre „Staatspapiere“ heißen,  
 Und ihnen immer einen Coupon herunterreißen  
 Auch, sagen sie, gäbs Redacteurs in allen Ländern,  
 Die nie erröthen und doch oft die Farbe ändern!  
 Doch noch schlechter sind, wie wir es lesen,  
 Die Menschen alle vor der Sintsfluth gewesen,  
 So schlecht, daß von ihnen war nichts mehr zu hoffen,  
 Daß sie zuletzt in ihren Sünden und im Wasser ersoffen,

Nur für den frommen Noah blieb die Arche offen,  
 Er, seine Kinder, von jeglichem Vieh ein Paar. —  
 Die Gesellschaft war zwar klein, aber rar!  
 Aber draußen war ein Regen, gar nicht zu sagen,  
 Ein Wetter, man soll'e keinen Recenienten hinaus-  
 jagen,

Und aus Langeweil beschlossen viele von den Thieren,  
 In der Arche Zeitungen zu redigiren;  
 Herr Noah gab ihnen willig gleich die Concession,  
 Und nachdem sie erlegt die Caution,  
 Erschien die erste Probenummer schon!

Zuerst kündigte „Kiferiki,“ — der Herr „Hahn“ —  
 Sein „Morgen-Chronicle“ vor Tags schon an,  
 Das geht täglich nun wie ein Perpendikel,  
 Er kräht an jedem Tag denselben Artikel,  
 Und drückt die Augen zu, der Hahn, als Beweis,  
 Daß er den Artikel schon auswendig weiß.

Drauf wird auch der „Bär“ als Redacteur bestellt,  
 Er redigirt die „Zeitung für die elegante Welt.“  
 Der „Maulwurf“ wird auch ein Redacteur zur Stunde,  
 Er gibt ein Journal für „Astronomie und Sternens-  
 kunde.“

Der „Kufuk“ auch füllt seine harmonische Bedeutung  
 Und redigirt eine „musikalische Zeitung.“  
 Die „Schnecke“ kauft sich auch ihr großes Druckpapier,  
 Und beglückt die Welt mit einem „deutschen Courier.“  
 Der „Dorsch“ mit seinem Haupt schmuck kommt auch  
 heran,

Und kündigt für Familienleben „den nützlichen Haus-  
 freund“ an.

Endlich wird auch das „Murmeltier“ ein Journalist,  
 Und redigirt auch ein Journal, „den Humorist!“

Und in der Urthe Noah alle diese Blätter  
 Haben eine politische Richtung sie reden vom Wetter:  
 Ihr Stoff fällt ihnen vom Himmel ganz gesegnet!  
 „Es regnet!“ „Es regnet!“ „Es regnet!“ „Es  
 regnet!“

„Es regnet! Das ist ein großes Behftel,  
 Das sagt ein Jeder anders im Leitartikel!“  
 Der Eine sagt: „Wir haben Veut'n mit Parapluis  
 begegnet,

Woraus man vermuthet, daß es regnet!  
 Wenn's aber auch nicht regnet, das Paraplu,  
 Das bleibt doch einmal ein „fait accompli.“  
 Der Andere sagt: „Es regnet, der Dattelrand ist  
 wohl wahr,

Doch was es für ein Regen, das ist noch nicht klar,  
 Noch ist erst festzusetzen der Satz:  
 Regnet es Land oder regnet es Platz?“

Der Dritte sagt: „Wären nicht gerade Regennöfken  
 am Horizont,  
 So schiene entweder die Sonne oder der Mond!“  
 Ein anderes Blatt wird polemisch und sagt: „Einer  
 unsrer Herrn Collegen,

Tritt in Angelegenheit von diesem Regen  
 In seiner Ansicht uns feindlich entgegen,  
 Wir lassen dem Leser über zu entscheiden,  
 Wen der Regen trockener g lassen von Beiden!“  
 Ein fünftes Blatt sagt in Mondbentlich uad Hute:  
 „An diesem ew'gen Regen sind nur die Juden schuld!  
 Die Wolken da oben sind lauter Hebräer,  
 Sie sind am Himmel die Hausfirengeher,  
 Die saugen von der Erde jeden Tropfen an,  
 Und wenn sie voll sind, plagen sie dann.“ —

Nach diesen politischen Demern und Bligen,  
 Kommen aus der Arche die beliebten „Localnotizen,“  
 Auf welche die Leser besonders sich spizen.

— „Eine Bachstelze hat mit Bedauern das rechte  
 Bein gebrochen.“ —

— „Ein Storch hat sich mit dem Schnabel in den  
 Bauch gestochen.“ —

— „Ein Kalb that aus dem Stall sich entfernen,  
 Daraus können unsere Mütter was lernen.“ —

— „Eine Gans ist gestern plötzlich gestorben,  
 Sie hat sich an zu viel Kukuruz verdorben.

Wir theilen den Fall mit, damit in allen Gebieten,  
 Die Hausfrauen sich vor ähnlichem hüten!“

— „Aus Liebesgram tödtete sich ein Selcher,  
 Aus Discretion aber sagen wir nicht welcher.“

Nach den „Localnotizen“ kommt erst das Beste daran,  
 Da fangen die lieben Inserate an:

— „Eine Hege erbietet sich als Amme geschwind,  
 Zu einer soliden Familie ohne Kind!“ —

— „Ein Pavian, Witwer, in den besten Jahren,  
 Auf anderen Wegen unerfahren,  
 Sucht eine Frau voll Reiz und Hulden,  
 Er sieht weniger auf Geburt als auf 200 Gulden!“  
 Und alle diese Blätter, die wir hier nannten,  
 Gatten in der Arche nicht mehr als — sechs Pränu-  
 meranten!

Man denke das arme vielgeplagte Wesen,  
 Noth sollte alle Blätter halten, wenn auch nicht  
 lesen,

Er sprach: „Es ward mir ja gesagt beim Beginnen,  
 Ich soll in der Arche Pech haben von Außen und  
 Innen!“

In seiner Angst macht er das Auge auf ganz klein,  
 Da flog eine Taube ihm ins Maul hinein,  
 Und wie es denn geht, wenn der Mensch Bed' ein-  
 mal hat,

Sie brachte im Munde wieder ein „Blatt!“  
 Ein Delblatt! Ein Delblatt ist das einzige Blatt auf  
 Erden,

Bei dem ein Redacteur kann fett noch werden!  
 Und als die Arche auf dem Berge ruhte aus,  
 Stiegen die Herren Redacteurs alle aus,  
 Zerstreuten sich nach Süd und Ost und West und  
 Nord,

Aber die Blätter leben in dem Geiste fort,  
 Sie können jetzt so, wie es damals gewesen,  
 Ueber den politischen Horizont in allen Zeitungen lesen,  
 In jedem Blatt uns dasselbe begegnet:

„Es regnet! es regnet! es regnet! es regnet!“

Das Eine kommt Abends, das Andere kommt früh,  
 Mit seinem papiernen Regenparaplui,  
 Und manchmal, das kann man auch zuweilen sehen,  
 Bleibt so ein Paraplui in Gedanken ganz stehen!  
 Aber die politischen Blätter, die sind zu beneiden  
 noch,

Ein jedes hält sich doch an ein sicheres Wetterloch;  
 Aber die literarischen Blätter, die engelreinen,  
 Die nichts verdauen, die nichts deuten, die nichts  
 melden,

Die sich um nichts kümmern, wie sie sagen,  
 Die im Namen vom Sonnengotte Phöbus  
 Bündhölzel verkaufen, Charaden oder Rebus,  
 Von was sollen die ihr Dasein z'ehn?  
 Wahrlich, das sind „die Geheimnisse von Wien“

Aber der Himmel ist gnädig, diese armen Geister,  
 Mit lauter Recensionen speist er!  
 Für die hat Gott erschaffen Komödianten und Artisten,  
 Pianisten, Flötisten, Violinisten, Lautonisten,  
 Und das große Heer der Virtuosen,  
 In Kinderröckchen und in Pluderhosen,  
 Diesen dienen wir arme Künstler zur Speise,  
 Drum sprech' ich dieses auch nur ganz leise;  
 Sonst lesen Sie es morgen schon gedruckt,  
 Wie mich vielleicht Einer ganz hat verschluckt.  
 Und wenn davon dann sollte sein die Sprach',  
 Bitt' ich Sie, reden Sie mir nichts Uebles nach!

— — — — —

## Reden und Sprechen

oder:

### Redensart und Wahrheitsfahrt.



Der Himmel hat dem Menschen die Sprache gegeben,  
 Das Sprechen macht ihn zum höchsten Conterfei,  
 Das Reden aber ist vor dem Thiere kein Vorzug eben,  
 Denn Reden kann auch der Staar, der Papagei.  
 Nur was die Menschen sprechen, soll man beachten,  
 Doch was die Leute reden, muß man verachten!

Man spricht anders in Schwaben und anders in  
 Sachsen,

Die Sprache hat Grammatik, Regel, Gesetz,  
 Doch reden kann man, wie der Schnabel gewachsen,  
 Es gibt keine Regel, wie man die Zunge weg;  
 Das Sprechen ist gemacht, auf daß die Klugen schweigen,  
 Das Reden ist gemacht, daß sich die Narren zeigen.

Wem Sprechen im Sinne: „Gedanken offenbaren“,  
 Ist nur die eine Bezeichnung: „sprechen“ bekannt,  
 Das Reden jedoch geht in tausend Formularen  
 Durch Saal und Zimmer, und Stadt und Land,  
 Man heißt's auch: plaudern, plappern, schwägen,  
 klatschen,

Ausrichten, schnattern, wispeln, munkeln, tratschen!

Wer fremde Sprachen sich macht eigen,  
 Der gilt als ein grundgelehrter Mann,  
 Wer sich mit „fremde Reden“ doch will zeigen,

Der ist mit seinem Titel anders dran!  
 Die ungebundene Rede läßt man dem Buch passiren,  
 Die ungebundene Sprache wird hie und da geniren!

Die Sprache hält sich fest an angestammte Worte,  
 Ein jedes Wort muß welthistorisch sein;  
 Nur hie und da, an diesem, jenem Orte,  
 Erfindet ein Poet ein Wörtchen klein,  
 Beim Reden doch, da red't man lange Stunden,  
 Und doch ist jedes Wort fast rein erfunden.

Es gibt leider jetzt gar viel Redefiguren,  
 Man seh' nur unsre Festessen alle an,  
 Was machen da die Redner für Figuren!  
 Sie stoßen mit dem Glas und mit der Rede an.  
 Sie reden sich ein gar vom großen Ruhme,  
 Und sprechen sich aus durch des Weines Blume!

„Er spricht wie ein Buch,“ hörte früher man so sagen,  
 So hielt den Sprecher man für geistreich drum,  
 Jetzt möchte man Einen für solches Lob verklagen,  
 „Er spricht wie ein Buch“, heißt jetzt: „Er spricht  
 dumm.“

In unsern Büchern sieht man nur Bilder oder Fehde,  
 Doch von der Sprache ist gar nicht die Rede!

Und unsere Journale! St! — ich jag's unter vier  
 Augen --

— Denn wenn's Einer hört, so ist es mit mir aus! —  
 Die reden von Allem, was sie sich aus dem Jinger  
 saugen,

Doch mit der Sprache will Keiner heraus.  
 Und weil in ihnen all' ist nur die Red' vom Acteur,  
 Drum heißt ihr Chef sich richtig: Redacteur.

Die Sprach' ist die Trägerin der Gedanken so zu sagen,  
 Drum lebt sie in den Journalen angenehm,  
 Denn da hat die gute Sprache gar nichts zu tragen,  
 Da hat's die Sprache ungeheuer bequem!  
 Die Redacteurs selbst sind nicht zu sprechen für Jeden,  
 Doch lassen, Gottlob, die Meisten „mit sich reden“!

Die Wahrheit, jagt Kant, ist kritisch und historisch,  
 Natur und Kunst beruht auf Wahrheit immer,  
 Wie wahr die Kritik jetzt, das ist notorisch,  
 Zu ihr braucht die Kunst in Wahrheit eine gute Natur.  
 Den Weg zur Wahrheit muß sich die Kritik ebnen,  
 Denn Wahrheit beruht — auf Erfassen des Gegeb'nen!

Die Wahrheit wird nackt gemalt, darum auch hängen  
 Ihr ihre Freunde alle ein Mäntelchen um!  
 Und weil sie sich so sehr um die Wahrheit drängen,  
 Erblickt gar nichts von ihr das Publikum.  
 Das Wahrsagen aus der Hand will nicht mehr behagen,  
 Jetzt läßt man sich das Wahre in die Hand nur sagen!

Die Männer, die sich stets auf Wahrheit nur spreizten,  
 Die hatten von jeher nirgends ruhigen Stand,  
 Drum heißt's ja: Mit der Wahrheit kommt man am  
 weit'sten!

Man kommt ganz weit, von Land zu Land,  
 Und weil die Wahrheit liegt im Weine für Prasser,  
 Drum trinken die Leute jetzt ungebeuer viel — Wasser!

Es ist ein Gebot: man soll der Wahrheit nicht zu  
 nahe treten,  
 Drum halten sie sich in Ehrfurcht ganz weit von ihr,  
 Die Wahrheit süßlt sich gekränkt und betreten!

Sie erscheint wohl oft im Drucke, doch nicht auf  
 Druckpapier,  
 Nur Kinder und Narren die Wahrheit noch bieten,  
 Dafür haben sie auch: „eig'ne Engel, die sie behüten!“

Die Wahrheit heißt einem gewaltig in die Nase,  
 Drum, wenn man nies't, heißt's: „Helf' Gott!? 's ist  
 wahr!“

Drum schnupfen die Philosophen bei jeder Phrase,  
 Weil Wahrheit stets eine freie Brise war.  
 Den Wahrheitsprechern muß das Schnupfen theuer  
 kommen,  
 Weil sie das Jahr hindurch so viele Nasen bekommen.

Die Wahrheit hatte einstens einen Tempel,  
 Zur Zeit vom alten Heiligenthum,  
 Als Opfer brachte man, ein feierlich Exempel,  
 Alljährlich einen fetten Ochsen um.  
 Die Ochsen können dies nun nicht mehr vergessen,  
 Und brüllen und nennen die Wahrheit vermessen.

Die Wahrheit wächst auch ohne Begießen,  
 Obwohl sie oft wie begossen bleiben muß,  
 Sie lernt richtig folgern, richtig schließen,  
 Drum eil' ich in Wahrheit nun auch zum Schluß.  
 Ob ich Wahrheit gesprochen, sie sind zum Urtheil  
 berufen,  
 Sie können gütig bestätigen, und dann wider-rufen.

---

## Das Whistspiel der Ehe.



Den Karten gleich sind alle Frauenzimmer,  
 So glatt, so bunt und oft so fein gemalt,  
 Vom Rücken aus, da gleichen sie sich immer,  
 Nur das Gesicht allein stets anders strahlt,  
 Bei Frauen und bei Karten nützt Verstand gar nie,  
 Nur die Figur allein entscheidet die Partie!

Bei Karten und bei Frauen gibts verschiedene Spiele!  
 Die Lieb' ist blind, drum tappt sie bloß Tarok:  
 Der Leichtsinn liebt auf einmal viele,  
 Spielt „préférence“ mit einem ganzen Schock.  
 Zu Zweien spielte „mariage“ man einst und eh',  
 Jetzt spielt zu Zweien bloß man „écarté“!

Die deutschen Karten sieht man ganz verwaissen,  
 Die französischen gerathen nur allein,  
 In Lieb' und Eh', in allen Lebensweisen  
 Spielt den „französischen Fuß“ man allgemein,  
 Einst waren „Hoffnung, Glaub' und Lieb“ in Flor,  
 Doch jetzt sind „Geld und Rang und Titel“ Terzmajor!

Im Spiel der Liebe muß man kühn es wagen,  
 Nur als „Hazardspiel“ Amor es erschuf,  
 Doch ist Ehe ein „Kommerzspiel“ so zu sagen,  
 Die Eh' ist unter den Spielern der lange Puff!  
 Sie sitzen und sitzen und niemand etwas spricht,  
 Und spielen und beten: „Geduld verlaß uns nicht!“

Jedoch mehr noch ist die Ehe zu vergleichen  
 Stets mit dem „Whistspiel“ durch die Bank,  
 In Beiden sieht man stets dieselben Zeichen,  
 Entweder tiefes Schweigen oder lauten Lant,  
 Bestimmt vom Schicksal ist die Partie,  
 Man spielt zusammen und paßt doch nie.

Die Frau spielt aus nach Wohlgefallen,  
 Die gute Frau, sie macht allein „A-tout“!  
 Der Mann jedoch man merkt's bei Allen,  
 Der gute Mann gibt bloß stets zu!  
 Und invitirt der Mann auf einmal „coeur“,  
 So trifft's sich's oft, sie hat kein's mehr! —

Oft kann der Mann ihr Spiel gar nicht verstehen,  
 Er weiß nicht: Was meint sie denn damit?  
 Der Dritte aber scheint drauf einzugehen --  
 Das nennt im Spiel man „eine falsch' Invit“,  
 Der Dritte aber kennt die Zweite schon,  
 Und find't die Dame richtig — singleton!

Auch Farb' bekennen muß man lehren  
 Im Ehespiel, so wie im Whist,  
 Daß, wenn die Männer Herz begehren,  
 Sie nicht zum Trotz mit einer pique da ist.  
 Denn wenn die Frau gibt falsch' Couleur,  
 Verliert der Mann gar oft auch die Honneur.

Ja, Lieb' und Eh' und alle Lebensarten  
 Sie gleicht dem Kartenspiele ganz und gar,  
 Der Zufall macht, das Schicksal gibt die Karten,  
 Die Hoffnung reicht die Marken dar,  
 Dem Glücklichen ein jedes Spiel geräth,  
 Wer Unglück hat, ist immerdar „la bête!“

Doch fad und traurig war das Leben,  
Gäß's Ehe nicht und auch nicht Liebespiel,  
Denn süß ist da so „Geben“ und „Vergeben“!  
Selbst jeder Stich ins Herz ist Hochgefühl,  
Der Hagestolz jedoch wie er sich stemm',  
Er wird am Ende ganz allein — Großschlemm!

— — —

## Es kommt zu nichts.



Wie die Welt entstand und das Welt-Theater?  
 Zuerst war „Nichts“, dann war das Chaos da,  
 Daraus entstand die Welt; das Chaos war ihr Vater,  
 Das Nichts aber ist der Welt ihr Großpapa!  
 Die Welt ist jetzt so gut, so herzlich um und um,  
 Es trägt jetzt Jeder seinen Großpapa in der Tasche  
 herum.

Also erst war Nichts und Chaos vorhanden,  
 Und nach Nichts und Chaos kam sogleich die ganze Welt.  
 Und so wie die Welt am ersten Tag entstanden,  
 So ist sie bis auf den heutigen Tag bestellt:  
 Es wechseln auf der Welt ab ganz läuberlichst,  
 Bald Chaos, Nichts und Welt, bald Welt, Chaos und  
 Nichts.

Man sagt: die Welt steht schon viel' Jahrhundert,  
 Dann sagt man weiter: die Welt muß ihren Gang so  
 geh'n

Hat Sie das Ding nicht auch schon oft gewundert?  
 Die Welt soll sonderbarer Weise geh'n und steh'n?  
 Allein sie geht, denn sie steht schon längst nicht fest,  
 Und sie steht, weil kein Mensch sie gehen läßt.

Die Welt ist also aus dem Chaos gekommen,  
 Jedoch das Chaos kommt nie aus der Welt,  
 Doch hat es einen andern Namen angenommen,  
 Weil sich gar zu viel Chaosse eingestellt,



Ein jeder Mensch denkt's — ein jeder Mensch spricht's,  
 Man wünscht's, man hofft, man möcht', aber es kommt  
 halt zu nichts.

Die deutsche Freiheit und das deutsche Drama,  
 Sie haben jetzt eine Zukunft, die werden dick und stark,  
 Wir haben Dramaturgen! O heil'ger Drama!  
 Dramaturgen in Budweis und in Steiermark.  
 Die Zeitung posant's, die Kritik beiricht's,  
 Wir warten auf einen Schiller, aber es kommt halt zu nichts.

Mit der deutschen Oper sind wenig' zufrieden,  
 Und eben so wenig mit dem deutschen Ballet,  
 Die „Stagione“ kommt, die Gesangs-Pyramiden,  
 Von Stimm' und Vortrag — ein wahres Bouquet —  
 Und neue Opern Abends beim Schimmer des Lichts!  
 Wir lauern, wir raffen, aber es kommt halt zu nichts.

Man liest eine Zeitung, Paris, London und Brüssel,  
 Telegraphische Doreiden und Neues dazu,  
 Man liest — und liest und steckt seinen Rüssel  
 Bis in die letzte Zeile des Blatt's ohne Ruh',  
 Man sucht Neues und Neues, die Zeitung verspricht's,  
 Man sucht und sucht, aber es kommt halt zu nichts.

Am schwarzen Meer, da sitzen sie in der Tinte  
 Und an der Donau da sitzend im Sand,  
 Die Federn gehen los, doch nicht die Plinte,  
 Die Flotten gehören alle zum gelehrten Stand:  
 Sie gehen auf und ab, und simuliren mit Verzerrung  
 des Gesicht's,

Man glaubt: jetzt haben sie's, aber es kommt halt zu n'äts.

Um Mitternacht, da wo die Wege sich kreuzen,  
 Kommen vierundzwanzig Noten und Doreichen zusamm',  
 Nach Frieden und Eintracht sie alle zeigen,  
 Der Verwicklung setzen sie Schranken und Damm,  
 Sie erfreuen sich alle des stärksten Gewichts,  
 Sie mögen — sie wollten — aber es kommt halt zu nichts.

Man hat Kunstvereine, die Künstler zu heben,  
 Es werden Bilder ausgestellt und verlost,  
 Das ist ein Gucken, ein Nennen, ein Leben,  
 Die Künstler athmen auf ganz frei und getrost,  
 Sie warten auf Behellungen ganz heitern Gesichts,  
 Man wird sehen — man möchte' schon, aber es kommt  
 halt zu nichts.

Da ist ein Wochenkrebz, der zu seiner Devise  
 Den Ausdruck: „es kommt zu nichts“ seit lange sich  
 nahm,  
 Wenn es doch zu etwas käme, da hätt' er eine Prife  
 Aus Nieswurz, wie er lange keine bekam!  
 Aber es ist ein Druckfehler, das: es kommt zu nichts,  
 Denn es soll eigentlich heißen: „er kommt zu nichts.“

Sie warten und warten und fragen beklemmen,  
 Was wird das End' vom Liebe sein?  
 Wann wird denn endlich Pikantes jezt kommen,  
 Fällt dem guten Mann gar nichts mehr ein?  
 Ich verweise Sie aber auf den Titel des Gedichts,  
 Der heißt: ja ganz deutlich: „es kommt halt zu nichts.“

## Wirkliches Gutachten über Gewerbefreiheit.



Der Dichter, d. h. der Verfasser von diesem Schwanke,  
hat mich heute zum Frauenzimmer erheben und er-  
nannt;

Ich bin ein Frauenzimmer, ein sehr kluger Gedanke!  
Ich bitte, das nicht zu vergessen und mich zu be-  
handeln galant!

Ich bin ein Frauenzimmer, ein Ding'sda, ein Eman-  
cipirtes,

Ein Emancipirtes, d. h. wenn man's nur anschaut, so  
capitulirt es.

Die Herren der Schöpfung, Sie werden wissen, wen  
ich meine?

Sie wissen gewiß, wer die Herrn der Schöpfung sind?  
Die Männer! — aber nur von in der Früh um Neune  
Bis fünf Uhr Mittag, so lange man sie im Amte  
find't:

Um fünf Uhr beginnen die Umstände der Frauen,  
Da sind die Herren der Schöpfung als Amtsdienner  
zu schauen.

Am Himmel regiert am Tag die Frau: die Sonne,  
Ihr Mann der Mond regiert in der Nacht,  
Das ist ganz gut gemacht für die himmlische Wonne,  
Auf der Erde ist's aber verkehrt grad gemacht.  
Da regiert am Tag der Mann, drum will ihm der  
Sommer behagen,

An einem kurzen Wiatertag hat er gar nichts zu sagen

Also die Herren der Schöpfung machen die Gesetze.

Wir Frauen sagen: Na lassen wir ihnen d'ie Freud'.  
 Sie haben ja nichts anderes zu thun, die lieben Schätze.  
 Sie machen Gesetze, so vergeht ihnen die Zeit!  
 Sie machen Gesetze, wie wir machen die Kleider,  
 Wenn sie nicht passen, — so ändern die Schneider!

Für uns Frauen ist es schwer, Gesetze und Kleider zu  
 machen,

Wir sind gar so komod, gar so appart, gar so „so so“  
 Das Kleid war das wenigste, aber die Neben Sachen,  
 Die sind theurer als das ganze liebe Stroh.  
 Was man zum Kleid und Gesetz nicht alles braucht, es  
 ist ein Jammer;  
 Es thät noth, mit dem Schneider käm' die ganze Han-  
 delskammer.

Da haben die Herren der Schöpfung in den letzten Tagen  
 „Gewerbegesetz“ gemacht; Taaschgesellschaft, Credit  
 mobilier,

Und Alles, ohne uns Frauen ein Wort davon zu sagen,  
 Sollen wir das leiden? — Keine Idee!

Sich wollen die Männer an der Gewerbebetreibung laben,  
 Und wir Frauen sollten den alten Zunftzwang noch haben?

Der Zunftzwang ist bis jetzt stets ein „Hemmschub“  
 geblieben,

Der alte Hops vom „Wandern“, „Meisterstück“, „Ge-  
 sell“, —

Wer sein Handwerk versteht, das Handwerk zu „lieben“,  
 Der werde unser Meister gleich auf der Stell'!

Die Junggesellen, die viel Courmacher, die Hin- und  
Her-Guischer,  
Die am längsten gewandert, sind die größten Prüfcher.

Nun, ihr lieben Schwestern, jetzt müssen wir uns erheben,  
Und darum halt' ich einen Vortrag jetzt parat,  
Wir Frauen müssen auch unser Gutachten abgeben,  
Wissen Sie was? wir bilden einen „Gemeinderath!“  
Sie meine holde Dame, ich und da n der Verfasser --  
Das wird ein Gemeinderath vom reinsten Wasser!

Also unser weiblicher Gemeinderath ist jetzt constituir't,  
Ich, wie ich hier steh', bin Vorsitzerin!  
Ueber die Gewerbefreiheit wird nun deliberirt,  
Ueber die Gewerbefreiheit in Lieb' und Ehe im  
strengsten Sinn.  
Wir wollen das Gewerbegesetz jetzt fassen beim Tragen!  
Die Frau Gemeinderath schweigt? Das hat was zu  
sagen!

Unsere Sitzung beginnt: und sollte eine Mätzin auch  
fehlen,  
So schlafe gleich eine andere auf ihrem Platz!  
Also Gewerbefreiheit soll sein für uns arme Seelen,  
In Liebe und Ehe, in Courmacher und Schak,  
Besonders aber wollen wir vor allen andern Geschichten  
Für die Hausfreunde eine Tauschgesellschaft errichten!

Besonders im Cabinet der Bewerber und Freier,  
Da wollen wir auf Gewerbefreiheit besteh'n!  
Sonn' werden die Männer endlich gar zu theuer --  
Man kann ja ohnehin kaum mehr besteh'n.

Wenn Eine reich ist, da wird's ein ewiges Werben geben,  
Aber ein armes Herz kann von dem Gewerbe nicht leben!

Wer um uns anhält, läßt sich „Werber“ nennen,  
Er wirbt schon für den Krieg auf Hieb und Schuß;  
Wir sind die Rekruten, aber, o verkehrte Welten!  
Der Rekrut dem Werber Handgeld geben muß,  
Jedoch wir denken: Werb' nur, und heiß dich heut'  
ein „Freier“.  
Hab' ich dich einmal, ist deine Freiheit beim Geier.

Um die Hand zu werben, das gehört zum alten Zunft-  
wesen,  
Aber man gebe Gewerbefreiheit um's Herz.  
Da braucht man keinen Lehrbrief, keinen Gewerbschein  
zu lösen,  
Man kann frei practiciren allerwärts.  
Ein Liebhaber braucht so wenig einen Talent-Ausweis  
zu haben,  
Wie Dramaturgen, Erzieher, Redacteurs und Schwaben.

Jede Frau soll sich ihre Cour machen lassen können,  
Wenn sie geschickte Leute findet, zu Haus,  
Da kann sie dabei sein, beim Cour zu schneiden, beim  
Trennen,  
Das ist wirthschaftlich, dabei kommt man besser  
heraus.  
Das werden Sie, liebe Schwestern, gleich klar auffassen,  
Will man was Solides, muß man sich's zu Haus machen  
lassen!

Anders aber, meine verehrte weibliche Gemeinde,  
 Anders — merken Sie das gefälligst im Aerenbeft —  
 Anders steht's mit dem Gewerbe der Hausfreundin,  
 Das ist was Anders, das ist ein „Localgeschäft“,  
 Der Hausfreund hat — es ist weg. n Leben und Sterben —  
 Dem Hausherrn erst die Zuständigkeit zu erwerben!

Ich aber, ich, Sie merken, ich, ein Frauenzimmer,  
 Ich bring' noch einen neuen Industriezweig in Aor,  
 Man kann doch nicht bleiben bei einem Hausfreund  
 immer,  
 Ich schlag' also eine „Hausfreund-Tauschgesellschaft“  
 vor!

Man tauscht grat' oder zahlt drauf ein paar Heller,  
 Das hebt den Verkehr und der Umlag wird ichneller.

Eine Concession wird keinem Hausfreund mehr gegeben,  
 Das war freilich den alten Hausfreunden bequem,  
 Aber auch die liebe junge Welt will leben,  
 Wer Talent hat, soll's verwerthen, das ist das beste  
 System

Die Ehemänner freilich werden ichreien Better und  
 Verderben,  
 Aber das Ehemannsrecht gehört zu den „beibränkten  
 Gewerben“.

Doch auch den Männern wollen wir etwas verpönnen,  
 Eine industrielle Unternehmung, eine Gewerbestrovbäe,  
 Wir wollen unsere Ehemänner ernennen  
 Zu unserm „Münz-Congreß“ und zu unserm „Credit  
 mobilier“;

Und wenn jeder Ghemann fünfzehn Millionen dazu  
 auch eignet,  
 In drei Tagen ist Alles von uns gezeichnet!

Und nun, verehrter Frauengemeinderath, jetzt wollen  
 zum Beschluß wir schreiten,  
 „In Anbetracht — dessen — daher — anjeho — und  
 auch daß —  
 „Indemo, — hinführo — deshalb — anderweiten —  
 „Dieselbe — vermaßen — hochbero — Erlaß —  
 „De dato — ad acta — anderseitig — wie oben“ —  
 — So! der Schluß macht uns Ehre, die Sitzung ist  
 aufgehoben!

---

## Die Lüwin.

An Mad. Adelaide Ristori.



Noch einmal gieb den grünen Wald mir wieder,  
 Erinnerung, mit rückgewandtem Angesicht!  
 Im grünen Dome schritt ich auf und nieder,  
 Die Nachtigall schlug vom Blatte ihr Gedicht,  
 Es rieselte vom Tagesglanzgefieder  
 Durch Zitterlaub herab ein Dämmerlicht,  
 Ein leises Krauschen zog durch alle Blätter,  
 Als gingen durch den Wald beredte Götter!

Die Brust entblößt dem Spiel der lauen Lüfte,  
 Die Locken frei vom Hauch des West's bewegt,  
 Hinein gestürzt in's Kräuterbad der Düfte,  
 Den Geist vom Waldgeheimniß angeregt,  
 Den Wolfenflug, der auf den Wipfeln schiffte,  
 Die Sehnsucht an den Purpurjaum gelegt,  
 Und in der Brust ein Nest von Nachtigallen,  
 So schritt ich durch des Walds gewölbte Hallen.

Gedanken stiegen von smaragd'nen Zweigen,  
 Und wandelten des Tags zur Seite mir,  
 Die Gottanbeterin, die Nacht, voll Schweigen,  
 Schlug alle Blätter auf, wie ein Brevier,  
 Es tönten durch das Licht vom Sternentreigen  
 Die Stimmen aus der Luft wie Klagen schier,  
 Im Frühroth zog die Luft, die morgenscharfe  
 Ihr „Ave!“ aus der Bäume Riesenharse!

Und als ich unter frischen Blätterwegen  
 Bewegt hineinschritt in den dunkeln Wald,  
 Trat eine junge Löwin mir entgegen,  
 Mit klugem Aug' und fürsüßlicher Gestalt,  
 Von gold'nem Haare, wie vom Nebren=Segen,  
 Die königliche Schulter stolz umwallt,  
 Und als ihr Blick sich tauchte in den meinen,  
 Fühlt ich das Herz im Busen sich versteinen.

Da nahm die Leier ich, die bandumschlungen  
 Und liedervoll geruht an meiner Seit',  
 Ich weiß nicht, war's der Schreck, der ihr entflungen,  
 War es der Pieder süße Jnnigkeit,  
 War es mein Blick, der ihren Blick bezwungen,  
 War es das Lied, mit seiner Mächtigkeit,  
 Nach Blitz und Lied und Saitenwiel der Mäusen  
 Fühlt' ich die Löwin ruh'n an meinem Busen.

Bei der Umarmung quoll in heißen Wellen  
 Daß rothe Blut mir aus zerschlagter Brust,  
 Es war ein schmeichelnd und ein brennend Quellen,  
 Die Wunde gab mir Bitterkeit und Lust,  
 Die Löwin sog an allen wunden Stellen,  
 Des nahen Todes war ich trunken mir bewußt,  
 So, Brust an Brust, und Herz gleichmiegt am Herzen,  
 Durchstreichsten wir den Wald in ew'gen Schmerzen!—

Sturm kömmt! der Wolken Orgelpfeifen füllen  
 Mit Riesentönen der gewalt'gen Bäume Dom,  
 Die Wolken Sonn- und Sternenschein verbüllen,  
 Und Blitz auf Blitz zerreißt den Regenstrom,

Die Löwin bebt! — Horch! fernes Löwenbrüllen!  
 An ihrem Leib zuckt jegliches Atom,  
 Ein Wlig! Ein Schlag! und fernes Rufen wieder!  
 Zum Tod erüare'n der Löwin schlanke Glieder! —

Die Sonne kam, und ging zu Tausendmalen,  
 Die todte Löwin hielt mich fest umkrallt,  
 Die spizen Klauen in den blut'gen Malen  
 Hineingewachsen tief mit Allgewalt,  
 Im Aug' verlodchen zwar die Lichtesstrahlen,  
 Doch unverfehrt und aufrecht die Gestalt,  
 Und wie ein Bild aus purem Gold gegossen,  
 Hielt sie jungfräulich keuch mich noch umschlossen. —

Mein Blut rann aus, die Wunden wurden Narben,  
 Das Salz der Thränen brannte minter heiß,  
 Es kam der Herbst, die grünen Blätter starben,  
 Entkleidet standen Baum und Zweig und Reis,  
 Es ging der Herbst mit seinen tiefen Farben,  
 Die Riesenstämme standen kahl im Kreis,  
 Und ihre dürren Wurzel, halbgebrochen,  
 Wie Runenschrift am kahlen Boden krochen. —

Horch! — „Werde“-Ruf! — Im grünen Lenzgewande  
 Liegt Wald- und Waldespracht vor mir,  
 Ein „Werde“-Ruf! die Blum' entkeimt dem Sande,  
 Die Welt wird jung, mein Herz wird jung mit ihr,  
 Die Auferstehung ruft vom Grabe'srande  
 Die todte Löwin an das Lichtrevier,  
 Sie schlägt die Augen auf in wilden Gluten,  
 Und alle meine Narben wieder bluten. —

„Ich war nicht todt, erstarrt nur vor Erschrecken,  
 Beim fernen Löwenruf gerann mein Blut,  
 Ich konnte nicht bewegen mich und strecken,  
 Doch hörte Deine Klagen ich recht gut,  
 Jetzt fühl' ich neues Leben, Auferwecken,  
 Vom langen Schlaf an Deiner Brust geruht!“  
 Die Löwin spricht's und legt die Korallenspitzen  
 Noch tiefer an, die mir das Herz zerschlugen.

So durch den Wald von Eichen und von Nüstern,  
 Trug wiederum die schöne Löwin ich,  
 Das Blut, das neue, trank ich wüthig lüstern,  
 Der Nägelmale Brand erfrischte mich;  
 Ihr Löwentou war mir ein süßes Flüstern,  
 Ihr gold'ner Blick mich räthselhaft beschlich,  
 So kamen wir zum Rand vom dunklen Walde  
 Und — — — — —

## Musik-Toast an Liszt.


 agisch durch die Luft gezogen  
 Komme, Musik! dein Rauberton,  
 Macht sich Feindliches gewogen,  
 Jedes Herz zu seinem Thron.  
 Menschen, die sich tödtlich hassen,  
 Sieht man liebend sich umfassen,  
 Enge Herzen sich erweitern,  
 Trübe Augen sich erheitern,  
 Alle schweren Kummertropfen  
 Sich zu Trostes Balsam läutern;  
 Und des Busens schmerzlich klopfen  
 Bald in immer leisern Schlägen  
 Sanft beschwichtigt sich regen.  
 Ach, zu Schmerz und Freudendingen  
 Ist ein Tönen, ist ein Klingen  
 Dem erfüllten Herzen nöthig;  
 Wie ein Freund ist Tonkunst huldig,  
 Die verträglich und geduldig,  
 Ist zu Weh und Trost erbötig;  
 Ist mit zarter Liebe thätig,  
 Uns die Tropfen aus den Augen  
 Raum verspürbar wegzusaugen,  
 Unsere Hoffnung zu verjüngen,  
 Unsere Andacht zu beschwingen,  
 Und durch Klang der zarten Saiten  
 Uns zum Schönen hinzuleiten;  
 Und in tausend, tausend Arten,

Bald mit starken, bald mit zarten  
 Klängen schmeichelt sie dem Ohre,  
 Lispelt kalt mit sonstem Wehen  
 Aus dem linden Haberrohre;  
 Wirret nun, gleich Liebesfliehen,  
 Süßer Liebe uns zu weihen  
 Aus arkadischen Schalmeyen;  
 Oder mahnt an Auferstehen  
 Aus dem Schmetteru der Vosaunen;  
 Scherzet mit verliebten Vaunen  
 Setzt auf leichtbetonter Zither;  
 Stürmet dann wie Ungewitter  
 In der Andacht heil'gen Chören  
 Aus den hohlen Orgelröhren;  
 Bald aus Gläsern, zart geschliffen,  
 Mit den Fingern leicht gegriffen,  
 Stürzt ein unnennbar Schnen  
 Sich durch alle Lebensadern;  
 Bald mit leisen Geistertönen  
 Spielend in der Harfe Saiten,  
 Die mit Zephyr säuselnd streiten,  
 Schwichtigt sie des Herzens Adern!  
 Ehe Künstler noch erstanden,  
 Die in Zwang und Takt sie banden  
 Ward von Wilden sie verstanden,  
 Pöhmte sie den Troglodyten,  
 Thronte in Nomadenhütten,  
 Und an unbefischten Stranden  
 Konnte kein Columbus landen,  
 Wo er nicht bei Menschenthieren  
 Ihre Zauber sah regieren!  
 Ja, Musik heißt jedes Klängen,

Daß in fortbewegten Ringen  
 In des Menschen Herz kann dringen;  
 Sei's mit wilden Klapperblechen  
 Scheuem Zagen Muth zu sprechen,  
 Sei's aus süßen Zauberflöten  
 Wilde Sinnengier zu tödten;  
 Sei's die Zither,  
 Die ein Gitter  
 Leis' umklingt in Abendröthen;  
 Sei's das Zagen  
 Tiefer Klagen,  
 Die an düstern Sarkophagen  
 Tiefgeschwellte Töne tragen;  
 Sei's den Lehren  
 Nun zu Ehren,  
 Ein erheiternd Senseschlagen,  
 Alles lehrt in sanften Tönen  
 Uns das Leben hier verschönen;  
 Alles quillt aus einem Strome  
 Auf zum heil'gen Himmelstrome! —  
 Du, mit Deinem Zauberneße  
 Sitzest an des Stromes Rand,  
 Ziehst die geheimsten Schätze  
 Aus dem Grund mit Wunderhand  
 Was er in den Schoß verborgen,  
 Jede Perle reich an Pracht,  
 Bringst Du an des Lebens Morgen,  
 Aus der magisch dunklen Nacht;  
 Zauberblumen, Votoßblätter,  
 Fabelpflanzen, wunderbar,  
 Wie sie durch die Gunst der Götter  
 Jener tiefe Schoß gebar;

Blutkorallen und Delphine,  
 Und die ganze Zauberwelt,  
 Die im Reiche der Undine  
 Ihren ew'gen Festtag hält;  
 All' die seltenen Gestalten  
 Aus dem Strom der Musika,  
 Steh'n bei Deinem Künstlerwalten  
 Lichtumflossen vor uns da;  
 Dir also, der Töne Meister,  
 Dieses Glas, das erste, gilt,  
 Das ein Kreis verwandter Geister  
 Dir mit Wein und Liebe füllt!  
 Dieser Wein vom Ungarlande  
 Sage Dir mit hoher Glut,  
 Daß die Kunst am Donaustrande  
 Wie am Strand der Seine ruht.  
 Dieses Weines gold'ne Klarheit  
 Sage Dir mit seinem Glanz:  
 Immer reichte noch die Wahrheit  
 Dem Verdienste seinen Kranz!  
 Dieses Weines rothe Tropfen  
 Sagen Dir mit hellem Licht,  
 Daß das Blut im Herzensklopfen  
 Jetzt nur Liebe zu Dir spricht,  
 Wein und Liebe, Kunst und Musen,  
 Alle gehen Hand in Hand,  
 Auch wer sie verehrt im Busen  
 Ist den Göttern anverwandt;  
 D'rum, Ihr Freunde in der Kunde,  
 Weil der Kreis so göttlich ist,  
 Rufet denn aus einem Munde:  
 „Hoch' und lange lebe Biszt!“

## Stimme des Tirolers.

(1818.)



Sie sollen sie nicht haben,  
 Des Brenners Scheidewand,  
 Sie sollen sich erst graben  
 Ihr Grab in unserm Land!

So lang Tiroler Schützen  
 Am Throne schirmend stehn,  
 So lang noch Stützen blitzen,  
 Und grüne Fahnen wehn;

So lang aus deutschen Zungen  
 Ein freies Wort erschallt,  
 So lang ein Lied gesungen  
 Wird im Tiroler Wald;

So lange deutsche Männer  
 Tiroler Feld bebau'n,  
 So lange soll der Brenner  
 In deutsche Lande schau'n.

So lang in uns'ren Höhren  
 Ein Vogellied erklingt,  
 So lang aus unsern Röhren  
 Die heiße Kugel singt;

So lang von uns'ren Ahnen  
Noch ein Gedächniß lebt,  
So lang um uns're Fahnen  
Der rothe Adl noch schwebt;

So lang noch deutsche Treue  
In uns'ren Bergen gilt,  
So lang noch fromme Weihe  
Tiroler Herz erfüllt;

Sie sollen uns nicht trennen  
Den Süden von dem Nord!  
So lang wir uns noch nennen  
Der deutschen Grenzen Hort.

Sie sollen sie nicht haben,  
Des Brenners Scheidewand,  
Sie sollen erst sich graben  
Ihr Grab in unserm Land!.

---

## Was ist der Mensch?

(1819.)



Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Schaf!  
 Zwar wird er nicht in Woll' geboren,  
 Doch wächst die Woll' ihm, wird sie im Schlaf  
 Und Wachen fleißig ihm geschoren!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Kind!  
 Zwar seine Haut ist nicht aus Leder,  
 Doch ist sie noch so fein und weich und zart und lind,  
 So gerbt die arme Haut doch Jeder!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Dachs!  
 Zwar fehlen ihm die starken Knöchel,  
 Doch kommen Menschen noch in ganzen Schocks,  
 Ihm Geist und Nacken einzujochen!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Hund!  
 Zwar fehlt die Treue ihm, die edle,  
 Doch wachsam ist er wohl zu jeder Stund',  
 Wie er nur spißle oder wetzle!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Roß!  
 Zwar fehlt ihm Lust zu führen Zaum und Bügel,  
 Doch „ventre à terre“ macht der Gottgenoß',  
 Nicht er von ferne nur die Prügel!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Skorpion!  
 Zwar liefert er das Gegengift nicht selber,  
 Doch wie jener frißt ein Mensch den andern schon,  
 Wenn sie zusammenkommen wie die Kälber!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Hecht!  
 Zwar hat er nichts Heiliges im Kopfe,  
 Doch er verschlingt sein eigenes Geschlecht,  
 Und sein Mitgeschöpf liegt ihm im Kropfe!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Haupt=  
 Kameel!  
 Zwar macht aus seinem Haar man keine Decken,  
 Doch kniet zur Erde sich die gute Seel',  
 Wenn neue Lasten seinen Rücken decken!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Basilisk!  
 Zwar stirbt er nicht am eig'nen Blick im Spiegel,  
 Doch er nur Höb'res ist, ein Denkmal, Obelisk,  
 Speit er sein Gift empor auf Berg und Hügel!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Thier=  
 gemisch!  
 Von allen Sorten, Arten, Racen.  
 Halb Schaf, halb Wolf, halb Greif, halb Stachelstich,  
 Halb Fuchs, halb Molch, ein Wild aus allen Klassen.

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Aff'  
 mit Sprach' und Wort!  
 Ein Erdkloß zum Pasquill geknetet,  
 Ein Blatt, am grünen Baum verdorrt,  
 Ein Ding, das erst sündigt und dann — betet!

Was ist der Mensch? — Der Mensch? — Ein Graf,  
Ein Fürst, ein Künstler, ein Beamter,  
Ein Dichter, ein Minister, ein Herr, ein Sklav',  
In allen Formen aber ein Verruchter, ein Verdammter!

---

## Kartoffelfeld - Phantasie.



Nicht nur der Hain mit Blütenbäumen,  
 Nicht nur das Thal, vom Strom durchrauscht,  
 Nicht nur der Park, in dessen Räumen  
 Die Nachtigall sich selbst belauscht,  
 Nicht nur der See mit grünen Säumen,  
 Wo Strahl und Welle Küsse tauscht;  
 Auch ein Kartoffelfeld wird schön theilhaft,  
 Wenn theuere Erinnerung es heiligt!

Nichts ist so klein in diesem Leben,  
 Kein Mensch so reizlos in der Welt,  
 Kein Würmchen und kein Pflänzchen eben  
 So arm vom Schöpfer hingestellt,  
 Dem nicht ein Etwas ist gegeben,  
 Wodurch es einem Wesen doch gefällt,  
 Und nichts ist in der großen Wesenkette,  
 Das nicht Beziehung zu dem Weltgeist hätte!

Denn selbst in die Kartoffelpflanze  
 Hat zarten Sinn Natur gewebt,  
 Sie labt mit mildem Blüthen glanze  
 Wohl jedes Aug', das um sie lebt,  
 Doch schenket sie ihr eigenes Ganze  
 Nur dem, der emsig nach ihr gräbt,  
 So soll ein Mädchen stets im Auge haben,  
 Wer Blüten sucht und wer ein Herz will graben!

Auch eine hausgeback'ne Lehre  
 Aus der Kartoffelpflanze spricht:  
 Wie so geschieht der Koch auch wäre,  
 Der aus Kartoffeln Torten flicht,  
 Erhebe über Deine Sphäre,  
 Du, erdgebornes Kind, Dich nicht:  
 Zum Butterteig wird niemals die Kartoffel,  
 Zum Liebesgott wird nimmermehr ein Stoffel!

So will ich denn ein Blättchen brechen,  
 Ein klein' Kartoffel-Souvenir,  
 Mit dieser Blüte will ich sprechen,  
 Mehr als die Ros' gefällt sie mir,  
 Weil keine Dornen an ihr stechen,  
 Weil Schmetterling nicht buhlt um ihr,  
 Weil sie nur blüht, um süßsam zu verkünden,  
 Es lohnt der Müh', den Inhalt zu ergründen!

---

## Des Künstlers Fluch und Segen.

Improvisation an Franz Liszt.



Da, die Kunst ist Gottes-Segen,  
 Das ist wohl ein wahrer Spruch  
 Doch es ruht auf ihren Wegen  
 Auch ein eig'ner Erdenfluch!

Denn auf jedem Künstler-Schritte  
 Folgt ihm der Philistertroß!  
 Keilt ihn ein in ihre Mitte,  
 Hängt an seines Traces Schooß!

Bald ein Heer von Enthusiasten  
 Summt um ihn mit sadem Schrei,  
 Ohne Ruhen, ohne Rasten  
 Wiehern sie ihr Einerlei!

Bald das Heer auch der Phantaster  
 Mit Ghafel' und mit Sonnet,  
 Und das Reich der Kritikaster  
 Schreckt ihn Morgens aus dem Bett!

Dann die Weiber! Ach! Erbarmen!  
 Kunst ist ihnen Nervenkrampf!  
 Dann Concerte für die Armen!  
 Dann der Neid mit seinem Kampf!

Dann das Heer der dummen Tröpfe,  
 Die in Jubel brechen aus,  
 Wenn im Thun der großen Köpfe  
 Sich ein Irrthum stellt heraus!

Wenn sich Lißt von fester Erde  
 Rettet in das Wasserreich,  
 Bleibt der Fluch und die Beschwerde  
 Und die Last doch immer gleich!

Nimmer Friede hat der Kämpfer,  
 Der für Kunst so viel erziegt,  
 Weil auch auf dem Reich der Dämpfer  
 Ihn die alte Qual umfliegt.

Und es kommt mit Blitz und Donner,  
 Hält den müden Künstler fest,  
 Und sogar der Wig der Bonner  
 Schleppt ihn fort zum Liederfest!

Und er findet nimmer Frieden,  
 Nicht zu Wasser, nicht zu Land;  
 Bis die Rettung ihm beschieden  
 Von der Rhein-Nix' gold'ner Hand

Sie gebietet ihren Wogen,  
 Daß aus ihrem tiefen Grund'  
 An das Tageslicht komm' gezogen  
 Eine Insel klein und rund!

Daß sie auf den Fluthen liege,  
 Wie ein schwimmend grünes Blatt,  
 Wie des Frühlings Blumenwiege,  
 Das zum Band den Rheinstrom hat!

Und die reizendste der Frauen  
 Mit dem zarten Lotosstab'  
 Ward von ihr auch außerselben  
 Als des Gilands schönste Gab';

Und so ward das kleine Ländchen  
 Nur zum Sommernächte-Traum  
 Oft erkönt dann Schubert's „Ständchen“  
 Träumerisch durch diesen Raum!

---

## Das Ehrenwort von Jenseits.



Die Trommeln wirbeln, die Fahnen weh'n,  
 Im Waffenkleide die Krieger steh'n,  
 Die alte Garde, befeelt von Muth!  
 Und durch die ehernen Gassen schritt  
 Der Kaiser hastig, mit festem Tritt,  
 Im grauen Rock und im kleinen Hut!  
 Und lautlos stehet das Heer zumal,  
 Kein' Wimper zuckt an der Front von Stahl,  
 Im ganzen Kreise ertönt kein Wort.  
 Da tritt aus Reihe und Glied ein Soldat,  
 Präsentirt, zieht aus der Brust ein Blatt,  
 Und reicht dem Kaiser die Schrift sofort!  
 Der Kaiser schauet den Krieger an,  
 Entfaltet hastig die Bittschrift dann,  
 Lies't, stuht, gibt sie dem Soldat zurück.  
 „Zur Lieb' und Heirat ist jetzt nicht Zeit,  
 Die Braut harret draußen im Waffenkleid,  
 Grob're sie, mit ihr Dein Glück!  
 Die Braut wird Ehre jezend genannt,  
 Das Brautbett winket in Feindefland,  
 Das Vaterland ist dann der Altar!  
 Hast du erobert die Braut im Krieg,  
 Bring' mir die Bittschrift nach Kampf und Sieg,  
 Dann auf mein Wort, dann seid ihr ein Paar!“ —  
 Der Kaiser spricht's und es hört's das Heer,  
 Da schallt wie Donner ein: „Vive l'Empereur!“  
 Die Bittschrift ruht auf des Kriegers Brust;

Die Trommeln wirbeln, es blitzt der Stahl,  
 Das Kriegslied schmettert durch Feld und Thal,  
 Und in den Krieg geht's mit hoher Lust! —  
 Man scheute den Krieg nicht, den wettergebornen,  
 Man scheute den Krieg nicht, den heldenverschwornen,  
 Man scheute den Krieg nicht, den göttererkornen,  
 Denn es ist der Krieg auch ein Engel von Oben,  
 Die da steh'n im Tempel den Herrn zu loben,  
 Und auf sein Geheiß zu besuchen den Erdenkloben.  
 Zu schreiten durch Länder von Strande zu Strande,  
 Zu wandeln durch Reiche im Feuergewande,  
 Zu brausen durch Völker im leuchtenden Brande.  
 Denn es ist der Krieg der Gedankenverbreiter,  
 Das Schwert allein ist der elektrische Leiter,  
 Der Degen allein ist des Wissens Begleiter.  
 Der Krieg nur allein hat im feurigen Wagen,  
 Durch dämpfige Nächte, in dämpfigen Tagen  
 Die Kerzen des Geistes durch das Weltall getragen  
 Denn nicht durch des Friedens entnernte Geschlechte,  
 Mit Bändern geschmückte, mit Silber beblechte,  
 Entstanden die Ritter für heilige Rechte;  
 Denn nicht durch den Frieden, den Gott der Papiere,  
 Den Gott der Maschinen, den Gott der Claviere,  
 Schwang siegreich der Glaube die Himmelsspaniere!  
 Denn nicht durch den Frieden, den schwächlichen, bleichen,  
 Verpflanzte die Menschheit ihr göttliches Zeichen  
 Weit über das Meer nach verwilderten Reichen!  
 Preis darum dem Kriege, dem Ubrabne der Ehre,  
 Dem Vater des Muthes zu Land und zu Meere,  
 Dem Träger der Künste von Spähre zu Spähre;  
 Drum Ehre dem Krieg, wenn ihm senden die Götter,  
 Wenn fahn er erschüttert die Weltgeschichtsblätter,

Wenn stark er bewährt die Vaterlandsretter,  
 Wenn vor seinem Donner Tyrannen erzittern,  
 Wenn vor seinem Blicke die Ketten zersplittern,  
 Wenn vor seinem Wolkenzug und Ungewittern  
 Die Freiheit hervorgeht aus all' ihren Gittern! —  
 Kanonen bliken, der Donner kracht,  
 Es liegt das Schneefeld in schwarzer Nacht,  
 Es schwankt die Jung' an der Wag' des Krieg's  
 Den Kaiser verläßt der Gott des Sieg's,  
 Mit letztem Muth und mit letzter Kraft  
 Das Heer zum Rückzug zusammen er rafft.  
 Und wie der Kaiser das Heer durchzieht.  
 Er den Soldat mit der Bittschrift sieht;  
 Das Schwert zur Hand, das Papier auf der Brust,  
 Steht er und kämpfet mit freudiger Lust,  
 Bis eine Kugel ihn niederstreckt.  
 Er sinkt, von quellendem Blut bedeckt,  
 Und noch im Sinken ruft jubelnd er  
 Dem düstern Kaiser sein: „Vive l'Empereur!“  
 Das Frankenheer hat Rußland geräumt,  
 Das Winternachtsmärchen ausgeträumt,  
 Den Kaiser führte heimwärts sein Glück,  
 Doch der Soldat blieb gefangen zurück.  
 Nach Jahr und Tag, als gesund er war,  
 Zieht heimwärts er durch Tod und Gefahr,  
 Durch Rußlands Eis, und durch Deutschlands Sand,  
 Treibt ihn die Sehnsucht nach Frankreichs Land.  
 Er wandert rastlos voll Angst und Noth  
 Vom frühen Morgen bis zum Abendroth,  
 Mit bleicher Wang', und mit wildem Bart'  
 Die Bittschrift auf seiner Brust bewahrt.  
 Und als er kommt in sein Vaterland,

Bei Waterloo schon der Kaiser stand.  
 Vergessen plötzlich ist Noth und Pein,  
 Er tritt in Reihe und Glied hinein,  
 Und mit dem Schwert in der tapfern Faust,  
 In Feindesreih'n er wüthend hau't;  
 Der Kaiser selbst sprengt im Kampf' heran,  
 Erkennt den Soldat und spricht ihn an:  
 „Eh bien, mon brave,“ so spricht er laut,  
 „Komm' Morgen zu mir, Du verdienst die Braut.“  
 Da trifft den Soldat eine Kugel schwer  
 Und sinkend ruft er sein „Vive l'Empereur!“ —  
 — „Komm' Morgen!“ das soll niemand wagen,  
 Der sterblich ist und irdisch geboren,  
 Der Mensch, dem Zufall zur Beute erkoren;  
 Denn zwischen Heut' und Morgen,  
 Liegt oft ein schwer Geheimniß verborgen;  
 Denn zwischen Heut' und Morgen ist die Nacht  
 Verkängnisvoll als Scheidewand gemacht,  
 Denn bis das Heute geht und Morgen kehrt wieder,  
 Geht eine Sonne auf, und eine Sonne geht nieder,  
 Denn zwischen Heut' und Morgen in Mitternachtsstund,  
 Da sitzen zu Rathe im himmlischen Rund,  
 Die Götter, die das Loß der Menschen rütteln,  
 Die Geister, die des Unglücks Urne schütteln,  
 Die Mächte, die den nächsten Tag regieren,  
 Die Kräfte, die den blinden Zufall führen,  
 Und die Dämonen, so die Schadenfreude kochen,  
 Daß sie zerstören, was für Morgen war versprochen,  
 Daß sie vernichten, was das Heut', in Glück erzogen,  
 Dem Morgen hat für Hoffnung vorgelogen!  
 Ja, zwischen Heut' und Morgen wandelt leise  
 Das Menschenschicksal seine Wandeltreise,

Bis Heute gehet und Morgen kehret wieder,  
 Legt selbst die Sonne ihren Purpur nieder,  
 Bis Heute geht, und Morgen kehret zur Zone,  
 Verliert der belle Sirius die Strahlenkrone,  
 Nun gar ein Mensch, ein Kind der flücht'gen Horen,  
 Ein Kaiser, der zum Throne nicht geboren,  
 Soll nimmermehr: „Kom' Morgen!“ jagen,  
 Denn eh' die Nacht auf ihrem schwarzen Leichenwagen  
 Das „Heut“ hat abgeführt zu abgetriebenen Tagen,  
 Und eh' die Sonnenrosse, glutbeschlagen,  
 Mit frischem „Morgen“ durch den Himmel jagen  
 Liegt des Urvators Krone, reich an Plagen,  
 Im Staube, von der Nemesis zerichlagen! —  
 Der „Morgen“ kam, von dem der Kaiser sprach,  
 Doch der Soldat lag verwundet und schwach,  
 Lag Jahre lang siech, und Trost ihm nur gewährt  
 Das Blatt auf der Brust, zur Seite das Schwert,  
 Als er genesen nach Jahren voll Noth  
 War schon das Kaiserreich und der Kaiser auch todt,  
 Doch der Soldat zu seiner Geliebten d'rauf sprach:  
 „Der König wird halten, was der Kaiser ver'prach!“  
 Die Uniform der alten Garde zieht er an,  
 Und hüllt die Wundschrist in ein Seidentuch sodann,  
 Und geht wohlgemuth ins Tuilerienschloß,  
 Und dringt ganz muthig durch den Lakaientroß,  
 Dringt an der Thronsaals innerste Grenz',  
 Begehrt beim König sogleich Audienz!  
 Und als vor den König sein Verlangen man bringt  
 Gewährt er gnädig und milde, und winkt,  
 Und der Soldat tritt heran bis aa den König schier,  
 Und macht die Honneurs, und beginnt d'rauf: „Sire,  
 Ich habe gekämpft im Kriege, voll Muth,

Ich habe vergossen in Schlachten mein Blut,  
 Für's Vaterland bin ich gezogen zur Schlacht,  
 Für's Vaterland bin ich zum Krüppel gemacht,  
 Ob Kaiser, ob König mein Landesherr hieß,  
 Mein Vaterland war in dem Namen mir süß!  
 Und was mir für's Vaterland der Kaiser verhieß,  
 Das hält wohl der König, den Gott nicht verließ;  
 Das Ehrenwort, das mir der Kaiser einst gab,  
 Das löset mein König dem Kaiser wohl ab!"  
 Der König lächelt mit mildem Angesicht,  
 Und nimmt das Blatt und liest, und spricht:  
 „Des Kaisers Ehrenwort, ich löst' es gerne ein,  
 Doch wer soll für die Wahrheit Bürge mir sein?  
 Ja, stände hier auf diesem Blatt Papier,  
 Der Name des Kaisers geschrieben vor mir,  
 Ich würde Dir halten, mein Guter, sofort,  
 Sein für das Vaterland gegebenes Wort,  
 Allein da sein Name unterschrieben nicht ist,  
 So gilt dies Papier nicht zur jetzigen Frist!"  
 Mit diesem Bescheid wird der Krieger entlassen,  
 Der in des Königs Hand die Bittschrift gelassen.  
 Der König legt auf den Tisch sie hin,  
 Und so gar Manches geht ihm laut durch den Sinn;  
 Er denkt an den Todten, und an das Geschick,  
 An die Götter, die das Recht stets bringen zurück.  
 Indessen sinkt des Abends schattiges Gefieder  
 Mit schwüler Luft auf die Erd' hernieder;  
 Der König setzt sich in den Lehnstuhl d'rauf,  
 Und lehnt das Haupt auf seinen gold'nen Anlauf,  
 Des Abend schlummers bildreicher Engel  
 Berührt sein Haupt mit seinem Lotosstengel, —  
 Wie er im Dunkel wird vom Schlafe umfangen,

Da weht ein Geisterhauch um seine Wangen,  
 Ein Schauer rieselt ihm durch Mark und Bein,  
 Die Thüre geht auf — und im Zwielicht tritt herein  
 Der Kaiser, der auf Helena schon ruht,  
 Im grauen Rock, im kleinen Hut;  
 Und lautlos schreitet er zum König heran,  
 Zeigt mit dem Finger auf die Bittschrift sodann,  
 Und schreitet weiter bis zum Tische hin,  
 Und nimmt die Bittschrift, blättert leise d'rin,  
 Ergreift die Feder, taucht sie langsam ein,  
 Und schreibt ein Wort mit kleiner Schrift hinein;  
 D'rauf steht er auf, legt nieder das Papier,  
 Und geht im Geistertritt hinaus zur selben Thür.  
 Der König schnell erwacht, er traut den Sinnen kaum,  
 Er glaubt, es täusch' ihn hämisch nur ein Traum,  
 Er steht auf, ergreift das Blatt, als wie zum Hohn,  
 Da steht ganz deutlich unterschrieben: „Napoleon“! —  
 Da neigt der König das milde Gesicht,  
 Mit Rührung und frommer Ergebung er spricht:  
 „Ein Ehrenwort muß heilig stets sein,  
 Es löste der Kaiser von Jenseits es ein —  
 Und um zu erfüllen, was er als Kaiser versprach,  
 Die Kiesel des Grabes er mächtig zerbrach.  
 Ein Wort, das ein Verstorbener im Leben gewährt,  
 Das werde vom Lebenden als heilig geehrt,  
 D'rum wie hier das Wort „Napoleon“ ist zu seh'n,  
 Soll gnadegewährend auch „Ludwig“ nun seh'n!“

## Sprüchwörter en papillote.



is ist eine alte Redensart im Leben,  
Und allgemein heißt's: „Ein Sprichwort, ein Wahr-  
wort!“

Doch dieses ist nun wiederum ein Sprichwort eben,  
Das schmuggelt sich von Mund zu Mund so fert;  
Allein wie und ob die Sprichwörter alle auch sind wahr,  
Das zu untersuchen bring' ich jetzt nur ein paar.

„Wer A sagt, muß auch B sagen“,  
Den Kindern allen sagt das schon der Instinct,  
D'rum muß man sich mit ihnen auch entschlich plagen,  
Bis man sie zum A nur bringt;  
Allein auch dies Sprichwort, bei den Großen zerbricht's,  
Die dummen Menschen sagen immer: „Ah“ und weiter  
nichts.

„Im Weine liegt Wahrheit“, sagen die Sprichwort-  
verfasser,  
Darum wird Einem so sauer in der Seel',  
Und darum trinken die Leute jetzt gar nichts als  
Wasser,  
Da kömmt ihnen keine Wahrheit in die unrechte  
KehL.  
Die Recensenten allein trinken wegen der Wahrheit  
noch Wein,  
Allein sie haben sie noch nicht, denn sie gehen auf den  
Grund nicht ein!

Ein and'res Sprichwort heißt nun wieder:

„Wem der Himmel ein Amt gibt, gibt er auch Verstand“,  
Das ist vom Himmel gnädig und bieder,

Daß er den Verstand erst gibt nach der Hand,  
Denn wenn man den Verstand früher besitzt,  
Hat man oft vergebens auf das Amt gewirzt!

„Mit der Wahrheit“, heißt's ferner, „kömmt man am  
weit'sten“,

Das ist einmal ein recht wahres Wort,  
Denn Alle, die sich in der Welt noch auf Wahrheit  
spreizten,

Die kamen immer weit von ihrem Lokale fort!  
Die Wahrheit und die Medizin sind immer allirt,  
Durch beide wird man — schleunigst erpedirt!

„Für den Tod“, sagt man in Preußen, Oestreich, Sachsen,

„Ist kein Kraut gewachsen in der Welt“,  
Das soll heißen: gegen den Tod ist keines gewachsen,

Für den Tod sind Kräuter genug ausgefüllt,  
Das Kraut ist der Aussteller, der Art gibt jem Accent,  
Der Tod cassirt's ein, und das Ganze leiht „Recept“.

„Das Werk soll den Meister loben“, sagt die Sprichwort=  
Iß,

Ein schönes Sprichwort, das muß man geteuh'n!  
Allein auch mit diesem hat es seine Niss'n,

Wenn man so in die Journale köunt' seh'n;  
Da sähe man, wie man's auch der Welt verberg',  
Das Sprichwort nur verkehrt: „Der Meister lobt sein  
eig'nes Werk!“

„Mit den Wölfen muß man heulen“, ja wohl zu dienen!  
 Das merken sich viele Opernsänger jetzt,  
 Sie heulen mit den Wölfen und mit den Ghibellinen,  
 Das wird oft als recht heulsam geschätzt.  
 Doch mit den wirklichen Wölfen zu heulen, fällt Nie-  
 mand ein,  
 Denn das leidet nicht der Anti-Thier-Verein.

Noch ein Sprichwort cursirt unter den Leuten:  
 „Den Sack schlägt man, den Esel meint man!“  
 Das ist auch nicht immer der Fall! Bei Weitem!  
 Man fängt 'das Ding auch verkehrt oft an,  
 Man führt gegen einen Reichen aus einen Schlag,  
 Da schlägt man den Reichen und meinet den Sack!

„Was dem Einen recht ist,“ so heißt es wieder,  
 „Das muß dem Andern billig sein.“  
 Das Sprichwort aber ist unsern Journalen zuwider,  
 Da trifft oft nur das halbe Sprichwort ein,  
 Der Eine läßt sich loben, das ist dem Einem recht, er ist  
 willig,  
 Allein, dem Gelobten kommt das gar nicht — billig!

„Eine Hand wäscht die andere“, das ist eine Wäsche,  
 Man hat dazu gar nicht Hände genug,  
 Man wäscht sich die Hand durch Courier und Depesche,  
 Man wäscht sich die Hand, bald dumm und bald klug,  
 Jedoch, je mehr man wäscht, der Wäsche zum Trug,  
 Je mehr man wäscht, desto größer der Schmutz!

„Deß Brot ich ess', deß Lied soll ich singen“,  
 Das ist ein gutes, altes deutsches Wort,

Allein, es hat sich geändert mit vielen andern Dingen,  
 Man hat es leider vergessen an so manchem Ort,  
 Man ißt deutsches Brod und böhmischen Kasan,  
 Und kräht ein Lied mit dem französischen Hahn!

„Die Gerechtigkeit ist blind“; die Arme ist zu bedauern,  
 Allein sie hat ein gar gutes Blinden-Institut,  
 Die Advocaten behandeln sie zwischen vier Mauern,  
 Und sie behandeln sie so ärztlich, so gut,  
 Daß sie schon den „Scheinen“ nach kann gehen,  
 Und schon ganz gut — durch die Jünger kann sehen.

Ein anderes Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen“,

Das Sprichwort bewährt sich zu jeglicher Zeit,  
 Darum wird das größte Glück in der Ehe genossen,  
 Wenn auch Eines von Beiden erst im Himmel ist!  
 Und weil der Himmel Ehen schließt, nach wie vor,  
 D'rum schauen die Mädchen mehr als die Jünglinge  
 empor!

„Wie der Herr, so der Diener“, hört gar zu oft man  
 klagen,

Das ist vielleicht, das ist oft gewiß auch wahr,  
 Allein, eine Ausnahme muß man davon sagen,  
 Die wird im Leben gar zu deutlich klar:  
 Die großen Herr'n sind höflich, gerecht und mild,  
 Doch ihre kleinen Diener sind manchmal anders gewillt!

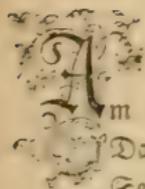
„Wer Feuer haben will, muß den Rauch leiden“,  
 Da schneiden die Frauen ein finst'res Gesicht;  
 Die Männer sollen Feuer haben zu allen Zeiten,  
 Jedoch aber rauchen sollen sie nicht.

D'rum jeder Mann sein Feuer im Kaffeehaus braucht,  
 Und wenn er nach Haus' kömmt, ist er ganz — aus=  
 geraucht!

Wiederum sagt ein Sprichwort ganz richtig  
 Und ganz wahr: „Ende gut, Alles gut“,  
 Darum, wie ich jetzt ende, das ist wichtig,  
 Allein, daß ich ende, das allein ist schon gut,  
 Und weil ich Ihnen zu Liebe jetzt ende und wand're,  
 D'rum hoffe ich auch (macht die Bewegung des Atatschens), eine  
 Hand wäseth die and're.

---

## Der Gmundner See.



Am Abend, als der Tag von hinnen schied,  
 Da war der gold'ne See so strahlenmüd,  
 Sein Antlitz schien so sonnenmatt,  
 Sein Auge war vom Taglicht satt;  
 Er rüftet sich zum Schlaf im kühlen Haus,  
 Er dehnt die Riesenglieder gähmend aus,  
 In kleinen Wellen wiegt er selbst sich ein,  
 In leisern Wogen spricht er zum Uferstein,  
 Ein stilles Lächeln auf dem Angesicht,  
 So schläft er ein beim Sternentamvenlicht! —

— Und wieder sah den See ich an um Mitternacht,  
 Da schlief er nicht, und war auch nicht erwacht,  
 Er schien bestrickt von schwerem Traum',  
 Vom raschen Athem zeugt des Ufers Schaum,  
 Es hob sich seine Brust so schwer,  
 Als ob ein Alp d'rauf aufgethürmet wär';  
 Und in dem Schlafe murrte und grollt er fort,  
 Und spricht in Angst manch' unverständlich Wort,  
 Und manchmal höhnt er laut, wälze sich im Bett,  
 Als ob ein schlecht' Gewissen er wohl hätt!  
 Und um des schweren Schläfers Bett herum  
 Steh'n Helsenmänner schwarz verbüllt und stumm;  
 Und Beichte hält der See um Mitternacht,  
 Bekennet, wald' Unhold ihm im Busen wach,  
 Wald' Unhold er in tiefem Herzen hegt,  
 Wald' einen Sturm für morgen in sich trägt,

Welch Gelüft' er trägt und bösen Muth,  
 Um zu verschlingen fremdes Hab' und Gut,  
 Und als der See voll Neu' vollbracht die Beicht,  
 Ward ihm die Brust so froh und leicht,  
 Er schlummert wieder sanft und lächelnd ein,  
 Und schläft sanft bis zum frühen Morgenschein. —

— Und als ich wieder kam zum See war's Tag,  
 Mit off'nem blauen Aug' er vor mir lag,  
 Er war so eben frohen Muthes aufgewacht,  
 Er wusch das Aug' sich klar in Himmelspracht;  
 Da ringt aus dunklem Wolfenschoß  
 Ein Felsenhaupt, ein Felsenarm sich los,  
 Und wunderbar steigt aus dem Nebelflor  
 Ein Bildersaal von Bergen stolz empor;  
 Und wie der Nebelvorhang von der Scene fällt,  
 Steht herrlich da die stolze Riesenwelt,  
 Die Riesenwelt, die — eine Ehrenwacht —  
 Den See umgibt so Tag als Nacht!  
 Und von des Sees Ufer-Rand  
 Stoßt keck ein rascher Kahn vom Strand,  
 Und furcht dem See mit wilder Lust  
 Mit scharfem Kiel die weiße Brust;  
 Der See, der heut mit edlem Muth  
 Dem Schiffer dar die Silberfluth!  
 Die lange Narbe von des Kieles Stock  
 Berichligt den grünen Wappenrock,  
 Doch lacht der See im jungen Tag,  
 Und trägt den Feind zum sichern Hag!

## Der stille Bote.

An Frau J. R.



Ein stiller Bote geht durch's Land,  
 Dem Herrn dort oben ausgesandt,  
 Er wandert leis', er wandert stumm,  
 Er steht nicht still, er schaut nicht um,  
 Klopft hier und dort an eine Thür'  
 Und ruft hindurch: „Komm, rasch mit mir!“  
 Da hift kein Säumen und kein Zagen; —  
 — Wer will den Herrn denn fragen? —

Stein ist des Voten Angesicht,  
 Er weinet nicht, er lächelt nicht,  
 Er geht bei Nacht, er geht bei Tag,  
 Ihn rührt nicht Bitt', ihn rührt nicht Klag';  
 Wen er soll rufen ab, zur Stund',  
 Legt er den Finger auf den Mund. —  
 Ob seine Stunde schon geschlagen! —  
 — Wer will den Herrn denn fragen!

Gar mancher ruft den stillen Mann:  
 „O klopfs' bei mir Erlöser, an!  
 Mir ist es hier so weh und bang,  
 Ich harr' auf Dich schon schmerzlich lang!“ . —  
 Der Bote kalt zur Erde blickt:  
 „O, nicht zu Dir bin ich geschickt,  
 Du mußt Dein Weh noch tragen!  
 — Wer will den Herrn denn fragen!“

Daneben tritt der Bote ein  
 Bei Jugend, Glück und Lichterschein,  
 Und winkt dem Haupt, von Lust umglänzt,  
 Dem Jugend erst das Glas kredenzt,  
 Und aus dem vollsten Glücks-Accord  
 Führt es der Bote mit sich fort,  
 Nicht Aufschub darf er wagen;  
 — Wer will den Herrn denn fragen!

Warum der Bote läßt den Greis,  
 Und nimmt das Kind vom Elternkreis?  
 Warum er nach der Blüte greift,  
 Nicht nach der Frucht, schon satt gereift?  
 Warum aus einem vollen Strauß  
 Nimmt er die Knospe bloß heraus,  
 Die kaum den Thau getragen?  
 — Wer will den Herrn denn fragen!

Warum ist Freud' ein fliegend Blatt,  
 Das Leid jedoch ein Nimmerjatt?  
 Warum hat Lust so Sprach' als Wort,  
 Der Schmerz jedoch verstummt sofort?  
 Warum das Lachen selbst, besorgt,  
 Vom Weinen seine Thränen borgt,  
 Wenn Wort' den Dienst versagen?  
 — Wer will den Herrn denn fragen!

Hast Du die Zukunft denn enthüllt,  
 Und weißt, was ihren Schoß erfüllt?  
 Ward deines Kindes Lebensfahrt  
 Bis an ihr End' Dir offenbart?

Weißt Du, ob Gott sie jetzt nicht nahm,  
 Um ihr zu sparen Weh und Gram? —  
 Wenn trübe Stunden an Dir nagen,  
 Mußt Du Dich selbst so fragen!

Einst kommt der Bote auch zu Dir,  
 Und führt Dich schweigend hin zu ihr;  
 Der Herr, der mild und huldig blickt,  
 Der früher hat nach ihr geschickt,  
 Führt Dir sie zu, im Lichtgewand,  
 Vom Erdenlauf nicht welkgebrannt,  
 Verklärt wirst Du dann jagen:  
 — Man soll den Herrn nicht fragen!

---

## Die Rosen der Elisabeth.


 Auf hohem Fels, an grünen Borden,  
 Das Wartburgschloß erhaben steht,  
 Wo mild und fromm erzogen worden  
 Die Huldprinzeß Elisabeth.  
 Um sie herum ein Sän-erorden  
 Hat ihren Geist und Sinn erhöht;  
 Denn Wissen, Kunst und Liebesstrophe  
 Erblühten reich an ihres Vaters Hofe.

An ihrer gold'nen Wiege fanden  
 Geneigte Feen sich bescherend ein,  
 Auf ihrem holden Antlig standen  
 Der Rose und der Lilie Schein,  
 Der Tugend hohe Engel banden  
 Ein Bindband ihr aus Sternen rein,  
 Und als das Kind zur Jungfrau sich entfaltet,  
 Ward eine große Zukunft ihr gestaltet.

Umgeben noch von Kunst und Spiel der Zither,  
 Noch wandelnd halb im Kinderzauberreich,  
 Erblickte sie ein junger Fürstenritter,  
 An Jahren arm, jedoch an Thaten reich,  
 Zum Bund berufen ward kein Dritter,  
 Denn Herz um Herz, das findet sich sogleich,  
 Ein Herz gebent's, das andere Herz wird's inne,  
 Und schnell vereint sich Heldenthum und Minne.

Ein jedes Frauenherz in seinem kleinen Raume  
 Schließt Vierter Zukunft Glück und Unglück ein,  
 Ein fest verschlossnes Buch mit gold'nem Saume  
 Ruht zauberhaft in ihm so Lust als Pein!  
 Es ruhen Blätter d'rin vom gold'nen Lebensbaume,  
 Mit Lettern hell und licht wie Sternenschein,  
 Und wieder Blätter wie im schweren Fiebertraume  
 Ein hart geängstigt Herz sie sieht vom Todeschrein;  
 Im Strom der Zukunft mit dem wilden Schaume  
 Fällt Blatt um Blatt vom Frauenbuch hinein,  
 Doch einst, wenn von der Erd' sich wird erheben  
 Des Stoffes und der Zeiten dicht gewebter Flor,  
 Dann wird das Frauenherz, das sich vom Erdenleben  
 Zu seiner Heimat schwinget hoch empor,  
 Nicht nur von dem, was es für sich allhier erkor,  
 Dem Himmel müssen volle Rechnung geben,  
 Und beichten vor des Himmels off'nem Ohr,  
 Nein, auch von allen Herzen, die ihm nahe waren,  
 Ob es ihr Leben hat verbittert, ob beglückt,  
 Nein, auch von allen Stunden, Tagen, Jahren,  
 Die es von Andern ergänzet und zerstückt,  
 Nein, auch vom Glück der Kinder, die es sollte wahren,  
 Ob es ihr Seelenheil gefördert, ob geknickt,  
 Nein, auch vom Glück des Hauses und der Laren,  
 Ob es in Milde oder Wildheit sie beschickt,  
 O über alles das wird einst dort droben  
 Von allen Frauenherzen Rechenschaft erhoben!

Doch wo ein Frauenherz im Buch der Weltgeschichte  
 Für eine große Zukunft eingezeichnet steht,  
 Wenn es von Gott bestimmt zum hohen Altarstücke  
 Zu dem ein ganzes Volk einst wandelt im Gebet,



In den Blättern ihrer Wappen,  
 „Rittersporn“, „Eisenhut“ und „Helm“ dabei.  
 Dann zuletzt das Aug' zu laben,  
 Kleine Bagen, Edelknaben,  
 „Goldlack“, „Schwertel“ und „Aglei“! —

Alle kamen, um den Strauß zu binden,  
 Tausend Gaben d'rein zu winden,  
 Tausend Formen zu erfinden,  
 Flur und Halde zu ergründen,  
 Ob in dunkeln Wiesengründen  
 Noch ein Blümchen wär' zu finden!  
 Und es kamen die Feen  
 Aus den Wäldern, aus den Seen,  
 Und es kamen die Sylphen  
 Aus den Teichen, aus den Schilfen,  
 Und es kamen die Elfen  
 Um den Damen zu helfen,  
 Mit zierlichen Händen  
 Den Strauß zu vollenden.  
 D'rauf läuten die Blumenglocken,  
 Die Geister zu locken,  
 Und Glühwürmchen leuchten  
 Im Dunklen und Feuchten,  
 Und nach einem klein Weilchen  
 Bringt die „Demuth“ ihr „Weilchen“.  
 Die „Tugend“ tritt in den Kreis  
 Mit einem Zweiglein „Ehrenpreis“;  
 „Brennende Lieb“ eilt herbei,  
 An ihrer Seite „Frauentreu“,  
 Die „Klugheit“ mit geflügelter Sohle  
 Fügt dazu die „Sinn-Viole“

Dann kam die „einfach stille Güte“  
 Mit einer zarten „Erdbeerblüthe“,  
 Die „Milde“ in Wort und in Miene,  
 Bringt die holde „Balsamine“!  
 Dann winden die Geister, die leichten, behenden,  
 Den lieblichen Strauß mit unsterblichen Händen,  
 Um ihn dem Wesen auf Erden zu senden.  
 Zu dem ein fürstliches Herz sich soll wenden!  
 Und um den Glanz des Straußes zu vollenden  
 Erwählte aus dem Reich der Blumenzone  
 Die Liebesgöttin, die strahlende Dione,  
 Dem Strauß zur höchsten Zier — die „Kaiserkrone“.

Ein solcher Kranz ward auch für sie gewunden,  
 Von der mein Lied die Wunderjag' erzählt,  
 Such' einen Strauß hat bei Elisabeth gefunden  
 Der junggefrönte Held, der sie zur Frau erwählt!  
 Die junge Fürstin, in des Glückes gold'nen Strahlen,  
 Verzaß das fremde Unglück, fremdes Leiden nicht,  
 Ihr Herz empfand den Wiederschmerz der Qualen,  
 Das Leid, so des Bedrängten Herz oft bricht.  
 Und selber stieg sie oft vom Söller nieder,  
 Ein reich gefülltes Körbchen in der Hand,  
 Ein einfach' Kleid umhüllt die zarten Glieder,  
 Geht unerkant dahin, wo sie die Armuth fand,  
 Und brachte selbst die Speisen und die Gaben,  
 Und brachte selbst, so Linnen, Labung und Arznei,  
 Und weinte sanft wo Kranke sich erlaben,  
 Und stand voll süßen Mitleids oft dabei.  
 Denn Mitleid ist des Schöpfers Künstlerzeichen,  
 Das in der Menschenbrust als Zeugniß steht,  
 Daß er als Ebenbild ist Gottes Gleichen,



Sie aber schlägt die Augen hoch empor,  
 Von Gott war es ein Gnadenzeichen wieder,  
 Und Thränen tröpfeln ihr vom Wimperflor,  
 Sie nimmt die Rosen aus des Körbchens Schatten,  
 Reicht ihm sie hin und spricht in hold verschämter

Zucht:

„Ein treues Frauenherz hat Rosen für den Gatten,  
 Selbst zu der Stunde, wo er nur nach Dornen  
 sucht!“

Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt  
stets bin.



Weiß nicht, woran es liegt,  
Daß ich stets bin vergnügt;  
Steck' ich auch tief im Loch,  
Bin ich stets fröhlich doch;  
Dunkel ist meine Zelle,  
Heiter mein Naturell,  
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Wenn ich auch Kopfsweh hab',  
Denk' ich: S'ist Gottesgab!  
Denk' mir bei diesem Weh,  
„Hab' einen Kopf, Suchhe!“  
Wenn ich hätt' keinen Kopf,  
Nähm' man mich nicht beim Schopf! —  
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Regnet es spät und früh,  
Freut mich mein Paraplui,  
Kömmt d'rauf die Hitz heran,  
Freut mich die Blouse dann,  
Wenn dann der Donner kracht,  
Herz mir im Leibe lacht. —  
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin

Hab' ich vier Groschen Geld,  
Frag' ich: „Was kost't die Welt!“

Bleibt vom Geld keine Spur,  
 „Geld ist Chimäre nur!“  
 Plagen die Schulden mich:  
 „England hat mehr als ich!“  
 Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Seh' ich 'nein die Zeit,  
 Freut mich Kurzsichtigkeit;  
 Hör' ich vom langen Haar,  
 Freut mich die Glaze gar;  
 Denk' ich an Zukunft hin,  
 Freut mich, daß alt ich bin!  
 Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Kömmt wo ein Feuer aus,  
 Freut's mich, ich hab' kein Haus!  
 Driht Ueberschwemmung ein,  
 Freut's mich, kein' Brück' zu sein!  
 Fällt der Schnee hoch wie ein Haus,  
 Freut's mich: die Post bleibt aus!  
 Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Wird's Rindfleisch theurer jezt?  
 Freut mich: Dohs hochgeschätzt!  
 Tritt nun die Viehseuch' ein,  
 Freut's mich, ein Mensch zu sein;  
 Holznoth mich auch nicht reizt,  
 Uns wird schon eingeheizt.  
 Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Krieg ich ein Rendez-vous,  
 Freut mich ihr schlechter Gout;

Kaufe vergebens ich,  
 Freut die Bewegung mich;  
 Wird sie mir untreu gar,  
 Freut's mich, daß ich's erpar'.  
 Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

Liebt mich das Publikum,  
 Freut's mich, daß ich nicht dumm;  
 Schmäh'n mich manche Leut',  
 Freut's mich, daß ich geschickt;  
 Spricht man gar nicht von mir,  
 Freut's mich am meisten schier,  
 Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin!

## Grillen aus „Moriz-Ruh.“

## Unmuth.



Ich bin verdrießlich, kanns nicht lassen  
 Und mach' ein saueres G sicht;  
 Die vielen Neider thun mich hassen,  
 Und die Geliebte mag mich nicht!

Die dummen Leut' find mir zuwider,  
 Die Klugen find aber so rar,  
 Das Schweigen schlägt nicht ganz darnieder,  
 Das Sprechen aber bringt Gefahr!

Ja bei den garst'gen Frauen allen,  
 Da fand' ich wohl noch einen Schatz,  
 Doch bei den schönen, die mir gefallen,  
 Ist immer schon besetzt der Platz!

Die mich lieben, bewundern und schätzen,  
 Sie haben Lust mir nur beschert,  
 Die mich verleumden, hassen und hegen,  
 Sind nicht einmal der Rache werth!

Die Erd' ist stets dieselbe,  
 Die Bäume wie sie blüh'n,  
 Sie find im Herbst stets gelbe,  
 Und in dem Frühling wieder grün!

Durch alle Erdentheile  
 Regiert nur e i n e Macht,

Sie heißt die „lange Weile“,  
Die Königin der Nacht!

Mir ekelt schon die Sache!  
Ich wünsche Eines nur:  
Ich wollt', ich wär' ein Drache,  
Und sie ein Schaf der Flur;

Dann packt' ich sie im Schnabel  
Und trüg' sie in die Höh',  
Und sagte dann dem Babel  
Der ganzen Welt: Adieu!

### Selbstkenntniß.

Unter allen Menschen auf der Welt  
Bin ich nur klug und weise!  
Das sag' ich mir wohl hundert Mal  
Des Tages über, aber leise;

Ich sag's nur mir allein,  
Ich sag' es keinem Zweiten,  
Denn ich vertraue, was ich denk'  
Nur einem recht Gescheidten!

Alles, was gekommen ist,  
Hab' ich voraus geseh'n,  
Doch weil die Welt gestolpert ist  
D'rum ließ die Welt ich geh'n.

Ich prophezeie Schnee und Frost  
Bei Sonnenglut und Schmelz,

Und rufe: „Wer kein Esel ist,  
Der sorg' für seinen Pelz!“

Schimpft hie und da ein Demagog  
Im Journal sich weiblich satt,  
So sag' ich gleich: „Dreht sich der Wind  
So wendet sich das Blatt!“

Wenn Einer zu dem Andern spricht:  
„Die Menschen all' sind gleich!  
Weiß gleich ich, daß er arm ist,  
Der Andere aber reich!“

Wenn Jemand ewig murrend spricht:  
„So bleiben kann es nicht!“  
So weiß ich, daß er Schulden hat,  
Hämorrhoiden oder Gicht!

### Liederquell.

Nur aus zerklüftetem Gestein  
Entspringt die volle Quelle;  
Nur aus zerrissenem Gemüth,  
Entspringt des Liedes Welle!

Nur wer verschmachtet schier vor Durst,  
Den labt so recht die Quelle;  
Nur wer vergeht in Liebesleid,  
Den labt des Liedes Welle!

## Est modus in rebus.

Wohl den Kukul könnt Ihr fragen,  
 Und er gibt Euch gleich Bescheid,  
 Doch die Nachtigallen schlagen  
 Nur aus eig'ner Lust und Leid.

Wohl den Gimpel lehrt ihr wieder,  
 Daß er Euer Liedlein pfeift,  
 Doch die Lerche ihre Lieder  
 Aus der Höhe selbst sie greift!

Papagei läßt sich erweichen  
 „Spizhub!“ „Spizhub!“ nach zu schrei'n;  
 Doch dem Aar und Seinesgleichen  
 Impft Ihr Euer Wort nicht ein!

Staarmag, Drossel, Fink und Meise  
 Fernen willig Euer Lied,  
 Doch die Gule, stumm und weise,  
 Euer Tagzgeplapper flieht!

Und die Galgenvögel geben  
 Billig ihre Federn her,  
 Säng'er doch die höher schweben,  
 Singen nur zu Gottes Ehr'!

## Ich ein „Rückwärts-Mann.“



Gndlich will geschiedt ich werden,  
 Epper ist's noch nicht zu spät;  
 Kann ein beliebter Mann auf Erden  
 Epper heißen, wenns fort so geht;  
 Wenn ich lerne mit Manieren,  
 Epper rückwärts zu marschieren.

Keinem Menschen ich's verhehle,  
 Und es soll gedruckt da steh'n,  
 Daß ich möcht' von ganzer Seele  
 Zu dem Alten rückwärts geh'n;  
 In die alten guten Zeiten  
 Möcht' als Krebs ich rückwärts schreiten.

Rückwärts in die Jugendzeiten  
 Möcht' ich wandern wohlgemuth,  
 Wieder durch das Leben schreiten  
 Möchte ich mit Rosenblut;  
 In die Haut mit Bäh'n' und Haaren  
 Möcht' ich rückwärts wieder fahren.

Rückwärts in die erste Liebe,  
 Wo ich unterm Fenster stand  
 Mächtlich gleich dem besten Diebe,  
 Auf der Brust ihr Busenband;  
 Trotz des Regens, trotz der Hunde,  
 Möcht' ich rückwärts gleich zur Stunde.

Rückwärts als im Rock von Leinwand,  
 Durch die Welt ich jubelnd flog,  
 Hunger that vergebens Einwand,  
 Wenn ich meinen leeren Beutel zog;  
 In der Jugend Wanderjahre  
 Möcht' ich rückwärts, nah der Bahre.

Rückwärts wo nach Hoffen, Harren  
 Bei dem Menschen Eingang fand,  
 Und man an den Stunden-Karren  
 Noch nicht Dampf hat angespannt;  
 In die Zeit des „schön“ geduldig,  
 Möcht' ich rückwärts ungeduldig!

Rückwärts in die schönen Kreise,  
 Wo Familienglück noch war,  
 Nicht verschied'ne Meinungsweise  
 Umgestürzt den Hausaltar;  
 In des Herd's gesell'gen Zeiten,  
 Möcht' ich rückwärts wieder schreiten!

Rückwärts in das Wiener Leben,  
 Wie es einstens hat geblüht,  
 Gugelhupf mit Weinbeerl und daneben  
 Frohsinn, Biederkeit, Gemüth;  
 In das Leben ohne Sorgen  
 Möcht' ich rückwärts noch vor Morgen!

In die Zeit des Sperls und Braters,  
 Wo beim Essen man geplauscht,  
 Nie besorgt um's Ohr des Katers,  
 Der daneben hat gelauscht;

In die Zeit vom lauten Blandern  
Möcht' ich rückwärts ohne Baudern.

Rückwärts in die fünf Theater,  
Hier voll Ernst und dort voll Spaß,  
Als noch Dramaturgen und Berather,  
Nicht verschneidert Ziel und Maß;  
Ja zu „West“ und „Schikaneder“  
Möcht' ich rückwärts so wie Jeder!

In die Zeit, wo man in Pöffen  
Auf Politik nicht getrost,  
Wo sich harmlos der Spaß ergossen,  
Der von Boten nicht gestrost:  
In die Zeit von „Raimund“ selig  
Möcht' ich rückwärts gern allmählig!

In die Zeit, wo man geschrieben,  
Und gelesen flink ein Blatt,  
Nichts gedeutelt nach Belieben  
Jedes Lesers Willkür hat;  
In die Zeit, wo harmlos Jeder,  
Möcht' ich rückwärts mit der Feder!

In die Zeit, wo Fleisch und Semmel  
Ohn' Gemeinderath gerieth,  
Groschen-Laibel wie die Tremmel  
In dem Bäckerei-Gebiet!  
Wo die Dachsen waren billig,  
Möcht' ich rückwärts gar zu willig!

In die Zeit, wo für einen Kreuzer  
Man keine Zeitung noch bekam,

Jeder Kellner, Stubenheizer  
 Nicht geschrieben sonder Scham;  
 In die Zeit ohn' Leitartikel  
 Möcht' ich rückwärts gleich vom Zwickel!

In die Zeit, wo der Hebräer  
 Emancipiret noch nicht war,  
 Doch wo die Schaar der Pharisäer  
 Sie nicht zaus'ten stets am Haar,  
 Wo man wagte nicht gar Hekerei;  
 Möcht' ich rückwärts frank und frei!

In die Zeit, wo — und so weiter,  
 Und so weiter et caetera,  
 Et caetera und so weiter,  
 Und so weiter et caetera;  
 In die Zeit der tempi passati  
 Möcht' ich rückwärts gleich a dati!

Nachden ich so klar und offen  
 Mich zum Rückwärtsmann erklärt,  
 Leg' ich schlafen mich im Hoffen,  
 Morgen bin ich sehr begehrt;  
 Auf der Börj', ohn' Larifari!  
 Steh' ich zwanzig über pari!

## Kinder, Lichter und Blumen.

## Ein Weihnachtsbaum.



## Kinder.

Ein Kindlein, lieblich wunderhold,  
 Am Wiedersehen vom Himmelsgold,  
 Tritt Abends in das Zimmer ein;  
 Ein Bäumchen hat es ausgeschmückt,  
 Ein Bäumchen hat es abgepflückt  
 Im ewiggrünen Tannenhain;

Stellt auf den Tisch das Bäumchen her,  
 Belastet es mit Segen schwer,  
 Mit Blumen und mit Kerzen viel,  
 Mit Sternlein und mit Bildbezier,  
 Und spricht: „Ihr Kindlein kommt zu mir,  
 Daß ich den frommen was bescheer!“

Es lächelt hold, es lächelt mild,  
 Daß jedem Kind das Herzchen schwillt,  
 Und lugt durch's grüne Tannenreis;  
 Die Kindlein steh'n um es herum,  
 Sie falten ihre Händchen stumm,  
 Die Wänglein roth, die Herzchen heiß;

Ihr Neuglein durch die Thränen lacht,  
 Und staunen ob des Bäumchens Pracht,  
 Wie Alles das so herrlich ist;

Der Väter spricht: „Lieb' Kinder, denk,  
 Daß Alles hat Euch Christ geschenkt,  
 Der gute, liebe, heil'ge Christ!

Er hat die Kinder gar so lieb,  
 Daß er auf's heil'ge Bäumchen schrieb,  
 „Die Kinder zu mir kommen laßt!“  
 Besucht sie wieder seinestheils  
 In dieser Nacht des Licht und Heils,  
 Mit seiner Gaben süßen Last! —

Dann steigen von dem kleinen Baum,  
 Wie aus dem schönsten Morgentraum,  
 Viel Englein in den Kinderkreis;  
 Und fassen sie so weich, so warm  
 In ihren lichten Engelsarm,  
 In ihre Arme lilienweiß.

Und flüstern: „In dem Bäumchen da  
 Ist Gott dem Kinderherzchen nah',  
 Und aus dem Bäumchen grün und klein  
 Tönt ungehört des Heilands Wort,  
 Daß er Vater, Schutz und Hort,  
 Der frommen Kinder stets will sein!“

### Weißes Herzchen.

Weißer Flamme! Wie der Glaube,  
 Wie die Schwinge weißer Taube  
 Steigst Du in die Luft empor,  
 Klar und lauter ist Dein Glühen,  
 Deiner Strahlen holdes Blühen  
 Zieht hinauf zum Himmelsthor.

„Weiße Rosen!“ Weiße Flammen!  
 Liebe, Glaube eng beisammen!  
 Weiß ist auch des Todes Kleid!  
 Doch aus weißem Grabgewande  
 Lösen Deine Todesbände  
 Weiße Engel einst zur Zeit!

### Grünes Kerzchen.

Wenn der weiße Schnee zerronnen  
 Und der Götterjüngling naht,  
 Wenn den Flüssen und den Bronnen  
 Ist gelöst die Zung' der Wonnen,  
 Daß sie plaudern früh und spat,  
 Tritt auch an das Licht der Sonnen  
 Grünes Leben, grüne Saat!

Grün steh'n alle Lebensbäume  
 In der Jugend goldnen Au;  
 Grün sind aller Nächte Träume,  
 Wenn nur Lieb' und and're Schäume  
 Aufgeführt den Märchenbau;  
 Grün sind alle Weltenräume,  
 Stellt die Hoffnung sie zur Schau!

### Roths Kerzchen.

Blut ist roth und roth ist Feuer,  
 Beides gibt ein feurig' Blut!  
 Blut ist irdisch, täglich neuer,  
 Feuer ist ein himmlisch Gut;  
 Und das Böse und das Gute,  
 Erd' und Himmel liegt im Blute!

Denn im Blut die Erdentheile  
 Wolten wilde Blut und Brand,  
 Doch im Blut die Himmelstheile  
 Zeigen auf den Diamant:  
 „Da ist Feuer auch zu finden,  
 Doch zum Leuchten, nicht zum Bünden!“

Rothe Rosen, rothe Wangen,  
 Baaren Himmel auch und die Erd',  
 Irdisch Glühen und Verlangen,  
 Himmlisch Sehnen, lichtverklärt,  
 Doch den Himmel, den erhöhten,  
 Zeigt das Blut nur im — Erröthen!

### Blaues Kerzchen.

Blau sieht der „Himmel“, blau der „Ozean“ her,  
 Sag', „Treue“, wie bist Du denn blau?  
 Treu ist der Himmel, treulos das Meer,  
 Sag', „Treue“! sag' mir's genau!

Das „Auge“ ist blau, die Flamme ist's auch,  
 Sag' „Treue!“ wie bist Du denn blau?  
 Die „Flamme“ verweht, nicht das Blaue im „Aug',“  
 O Treue! wie bist du so schlau!

Die „Kerne“ ist blau, „Bergismeinicht“ gar!  
 Sag' „Treue!“ wie bist Du denn blau?  
 Die „Kerne“ sie täuscht, das Blümchen bleibt wahr!  
 O Treue! sag' ob man Dir trau'!?

## Gelbes Kerzchen.

Gelb und golden brennt die Kerze,  
 Gelb ist Segen überall!  
 Gelb ist das edelste der Erze,  
 Gold, der Erde Herzmetall;  
 Gelb ist Reife, gelb die Saaten,  
 Gelb der Herbst, der Früchte bringt;  
 Goldgelockte Engel traten  
 Vor die Muse, wenn sie singt;  
 Gelb ist auch das Licht der Sterne,  
 Die dort hoch am Sternenzelt,  
 Aus des Hies gelbem Kerne  
 Ringt sich Leben in die Welt!

## Blumenkerzchen.

Blumen auf den bunten Kerzen,  
 Blumen um den Weihnachtsbaum,  
 Blüten unter grünen Zweigen,  
 Wie in einem Gartenraum!

Aus dem runden Rosenkelche,  
 Aus dem schlanken Lilienschacht,  
 Aus der Nelke würz'gem Becher  
 Steigen viele Engel sacht?

Schauen lächelnd, wohlgefällig  
 Auf die Dinge allerhand,  
 Segnen freundlich alle Gaben,  
 Äpfel, Nüsse, Spielzeug, Band;

Und sie segnen alle Hände,  
 Die den Lichtbaum aufgebaut,  
 Und sie segnen alle Kinder,  
 Die da spielen, leis' und laut.

Und sie schweben auf und nieder,  
 Durch der Stube Licht und Duft,  
 Küssen dann die Kinder wieder,  
 Und zerfließen in die Luft;

Und die Blumen in der Stube  
 Sind am Morgen thränenfeucht,  
 Denn die guten Engel weinten  
 Als der Morgen sie verjehucht!

### Todtenkerzen.

Allen Todten fromme Grüße  
 Dieser heilig stillen Nacht,  
 Die an diesem holden Feste  
 Einst mit uns geliebt, gelacht!

Die mit uns den Baum behangen,  
 Die mit uns den Tisch geschmückt,  
 Die mit uns von Kinderlippen  
 Lust und Wort und Kuß gepflückt!

Alle Todten, die da ruhen  
 In dem engen Friedensschorin,  
 Mögen ihre Seelen senden  
 In die Weihnachtsstüb' herein;

Die an un'rer Wieg' gesungen  
 Unser erstes Wiegenlied,  
 Die so lang mit uns gegangen,  
 Bis der Weg sie plötzlich schied.

Allen Eltern, deren Kinder  
 D'raußen liegen in der Erd',  
 Sei ein Licht und eine Thräne  
 Und ein Kinderfuß bescheert!

Allen Kindern, deren Eltern  
 Ohne sie man eingesenkt,  
 Sei ein Licht und eine Thräne  
 Und ein Herzfuß hier geschenkt!

Alle Kinder mögen kommen,  
 Die verwaist sind und allein,  
 Gaben hab' ich nicht für alle,  
 Aber Lieb' und Kerzenschein!

### Trosteskerzchen.

Jeder Mann hat seine Plage,  
 Ihren Kummer jede Frau;  
 Jedes Herz hat bitt're Tage,  
 Seine Risse jeder Bau!  
 Jedes Licht hat seinen Schatten,  
 Seine Raupe jeder Baum,  
 Ihren Sandfleck alle Matten,  
 Seine Qualen jeder Traum!  
 Jedes Herz hat seine Wunde,  
 Ihren Seufzer jede Brust,

Ihren Dorn hat jede Freude,  
 Ihren Stachel jede Lust!  
 Jedes Aug' hat seine Thränen,  
 Jeder Rücken seine Last,  
 Jede Seele hat ihr Sehnen,  
 Jeder Stamm hat seinen Ast!  
 Jeder Schmerz hat auch sein Ende,  
 Jeder Sturm hat ausgetost;  
 Jede Sonn' hat ihre Wende,  
 Jedes Weh' hat seinen Trost!  
 Jede Blum' hat ihren Stengel,  
 Jede Hoffnung ihren Grund,  
 Jedes Kind hat seinen Engel,  
 Ihren Flügel jede Stund',  
 Jeder Mensch geht and're Wege,  
 Dieser mühsam, jener flott,  
 Endlich führen alle Stege  
 Sie zusammen doch zu Gott!

---

## Die Zaubersehleier.

Ein Prolog.



Wiederum der Unglückssträne  
 Und dem tiefen Herzeleid,  
 Widmet heute diese Scene  
 Eine kurze Spanne Zeit!  
 Wiederum ein Wort, ein schlichtes,  
 Das allein zum Herzen spricht,  
 Tritt der Inhalt des Gedichtes  
 Scheu vor Guer Angesicht!  
 Wiederum als Opferkerzen  
 Brennen diese Herzen hier;  
 Wo sich finden milde Herzen,  
 Da ist stets ein Hochaltar!  
 Wiederum zur Wohlthatsfeier  
 Ladet dieser Tempel ein,  
 Und in einen „Zaubersehleier“  
 Hüllt er seine Milde ein!

Tausend Zaubersehleier wehen  
 Durch die göttliche Natur,  
 Durch den Geisternebel sehen  
 Unsichtbare Mächte nur!  
 Tausend Zaubersehleier hüllen  
 Um des Lebens Schicksal sich,  
 Schicksalschwestern ganz im Stillern  
 Weben sie ganz eifriglich!

Tausend Zaubersehleier schmiegen  
 Heimlich sich um Herz und Brust,  
 Tief darein gewickelt liegen  
 Bitt'res Weh und süße Lust!  
 Tausend Zaubersehleier decken  
 Gottes Fügungen hier ein,  
 Wie, weshalb sie sich vollstrecken,  
 Weiß wer sie gewebt allein!

Was die Götter niederschicken,  
 Hüllen sie in Sehleier dicht;  
 Diese Sehleier zu durchblicken  
 Streb' das Menschenauge nicht,  
 Wogen, flattern immer neuer,  
 Sie vor uns im Weltenraum,  
 Selbst der Schlaf ist Zaubersehleier  
 Nur für Nachtgezicht und Traum! —

— Wenn der Tag ist schlummertrunken  
 Auf das Bergbett hingesunken,  
 Wenn er streut die letzten Funken  
 In sein Brautgemach, in's Meer,  
 Dann kommt schwarz im Trauerkleide,  
 Witwe Nacht im blassen Kleide,  
 Abgelegt das Lichtgeschmeide;  
 Um die Erde weitumber  
 Hängt herab in Wehmuthsfeier,  
 Finsterniß, ihr Witwensehleier!

Wenn die Liebe, süßbefangen,  
 Auf des Mädchens Blütenwangen  
 Ist jungfräulich aufgegangen,

Wie ein Blümlein aufgetaucht,  
Sammeln still die Charitinnen  
Blumenfäden, Rosenlinien,  
Zum Geweb' sie zu verspinnen,  
Auf das Antlitz dann gehaucht  
Wird der Liebe, immer scheuer,  
Holde Scham zum Rosenschleier!

Wenn in Lebens dunkeln Stunden  
Bei des Unglücks off'nen Wunden  
Menschlich hat der Mensch empfunden,  
Und der Quell im Herzen springt,  
Steigen aus der Brust-Cisterne  
Zu des Auges klarem Sterne  
Laut're Tropfen gar zu gerne,  
Und des Herzens Mitleid bringt,  
Seine milde Opfersteuer  
In dem feuchten Thränenschleier!

Wenn das Herz ist voll von Bagen,  
Wenn der Zeiten bit're Klagen  
Vor uns steh'n mit herben Fragen,  
Deren Antwort Gott nur weiß!  
Steht die Zuversicht die holde,  
Mit dem Stab der Blumendolde,  
Ausgelegt mit Hesper's Golde,  
Reichnet durch den fernen Kreis  
Uns die Hoffnung hoch und theuer  
In der Zukunft Dämmerichleier!

Wenn die dumpfen Donner grollen,  
Wenn die Blitze sind gequollen

Aus den Wolken, unglücksvollen,  
 Die der Himmel niederhängt,  
 Kömmt die Sonne, sie zu zieren;  
 Mit Smaragd, Rubin, Saphiren,  
 Strahlenvoll sie zu spalieren,  
 Und mit Purpur reich durchsprinkt  
 Flammt im siebenfachen Feuer  
 Vogenhoch der Farbenjchleier!

Wenn die Welten gehen schlafen,  
 Alle Tagz- und Sorgenclaven  
 Segeln in den Schlummerhafn,  
 In die stille Bucht der Nacht,  
 Sehen wir in Himmels Hallen  
 Ueber diesen Welten allen  
 Einen blauen Schleier wallen,  
 Lebensbilder d'rein gebracht,  
 Jungfrau, Venus, Schwan und Leier  
 Schimmern durch den Sternensjchleier!

Und nach diesem Schleier oben,  
 Den der Vater uns gewoben,  
 Sei des Menschen Blick erhoben,  
 Wenn des Lebens Nacht uns droht;  
 Durch des Schleiers Aetherialten,  
 Durch der Sterne Lichtgestalten  
 Fällt ein Licht vom Jenseitswalten,  
 Daß von Gott Gewißheit bot:  
 Er enthüllt den Zauberjchleier  
 Von des Lebens Abenteuer!

(Hervortretend:)

Doch heut' entfaltet sich in diesen Hallen,  
 Der schönste unter diesen Schleiern allen,  
 Denn in sein weiches Lustgewebe fallen,  
 Die Thränen aus des Mitleids Feensce!  
 Die Fäden nehmen sie vom Herzzewebe,  
 Den Seufzer auch, der schwellend ihn erbebe,  
 Daß er zu fernem Unglück segnend schwebe,  
 Daß er umhülle tröstend fernes Weh!  
 Was hier gewebt des Wohlthuns Jubelfeier,  
 Das trägt ein Engel hin im Zauber-  
 schleier!

## Das Versöhnungs-Fest.

oder :

## Die Maiopfer im Herthahain.

**V**ergönnt's der Muse, aus den Unanweitem  
 Der wild Laweser und Rärm-vollen Zeit,  
 In welcher alle Nerven fiebrisch zittern,  
 In Zanf und Haß und roher Kräfte Streit,  
 In der die Eichen wie die Halme splittern,  
 Geiz und Necht und Treunung sind entzweit,  
 Vergönnt's der Muse nun, aus diesem Grauen  
 Auch fortzuführen in der Dichtung Friedens Mien!

Hinweg vom Anblick der polit'schen Syder,  
 Die tausendköpfig Staat und Land zerreißt;  
 Des Irrwahns ist man satt, der seine Glieder  
 Um Herz und Brust uns legt, so froch und dreist;  
 Hinweg vom Taumelgeist der blut'gen Lieder,  
 Der nur auf wilder Leidenschaft'nen Spaltung weis't;  
 Die Dichtkunst soll der Zeiten Wunden nicht durch-  
 wühlen,  
 Sie soll durch Jauverbalsam lindern sie und fählen.

Ein Tropfen von Vergessenheit aus ihrem Buder,  
 Dann fähit der schweren Zeit man sich entrückt;  
 Die Mauern schwanen, und es heben sich die Dächer;  
 Ein Himmel liegt vor uns, mit Frühlingen gestückt

Auf leichtem Fittig schwebt der frohe Zecher  
 In's Land der Dichtung, wo er Blumen pflückt,  
 Das Ufer flieht, ins Reich der Wunder-Meere  
 Schifft rasch er hin auf leichtbeslagter Fähr! —

Kennt Ihr die Insel Rügen, hoch im Norden,  
 Ein Himmelstheil, der in die Ostsee fiel,  
 Ein Märchen, das zur Wahrheit ist geworden,  
 Ein Blumenkahn, der blauen Wellen Spiel?  
 An Amphitritens Brust ein Blumen-Orden?  
 Das ist für heute unser Reiseziel;  
 Die Muse winkt, der Wundermantel liegt bereiter,  
 Und gerne nimmt sie mit, wer gerne sie begleitet!

Hier sind wir nun in Herthas deutschem Haine,  
 Hier, wo der deutschen Erde Mutter thront,  
 Hier ist der Eichenwald in seinem düstern Schein,  
 Hier ist der See, an dem die Göttin wohnt;  
 Hier feierten die Deutschen einst am Opfersteine  
 Ihr „Friedens-“ und „Versöhnungs-Fest“ im Maien-  
 Mond;

Mit Opfern kamen Mädchen, Knaben, Krieger, Hirten,  
 Geschmückt mit Eichenlaub und Kranz von Myrthen!

Und Jeder brachte zum Versöhnungs-Feste  
 Ein Opfer dar nach eig'nem Sinn und eig'ner Wahl;  
 Ein Blatt, ein Kranz, ein Vöglein mit dem Neste,  
 Ein Lamm, ein Band, und Blumen ohne Zahl;  
 Die Göttin wählt, was ihr das Höchste scheint und  
 Beste,

Das Opfer, das ihr am lieblichsten zumal:

Und alle legten sie, beim Klang gemischter Lieder,  
Die Gaben zu der Göttin Füßen nieder!

Ein Hirtenkind, im Haar von Gold,  
Von Elfenhand in Locken ihm gerollt,  
Mit Augen klar und tief und blau,  
Als ob ein deutsches Herz daraus stets schau';  
Einen Pfeil bringt es und Bogen,  
Von Ros' und grünem Laub umzogen,  
Legt es mit holdem Angesicht  
Vor Hertha nieder, und raunt und singt und spricht:  
„Ich bringe ein Opfer der Liebe in Leid und in Lust,  
Ich singe die Liebe aus glücklicher Brust:  
Was ist die Lieb'? Was ist die Lieb'?  
Wer das nur wüßt! Wer das beschrieb!  
Von der Erde ist's der Kern,  
Von dem Himmel ist's der Stern,  
Von der Luft ist's der Thau aus Aurorens Mund,  
Von dem Meere ist's die Perle auf sonnigem Grund;  
Von dem Tag ist's das Morgenlied,  
Von der Nacht ist's das Traumgebiet,  
Von dem Berg ist's Wiederhall,  
Von dem Thal ist's die Nachtigall,  
Und der Funke ist's am Stahl,  
Und von der Wolke ist's der Strahl,  
Und vom Seufzer ist's der Hauch,  
Und die Thräne ist's vom Aug',  
Und vom Herzen ist's die Christnachtzeit,  
Und von der Seele ist's Unsterblichkeit!“ —  
Die Göttin nahm das Opfer freundlich an und sprach:  
„Ein gottgefällig Opfer, doch ist es noch das höchste  
nicht!“ —

Der Zweite, der sich naht, bringt Lanze, Schwert und  
Schild,

Mit dem Lorbeerfranze reich umhüllt  
Als des Krieges und des Ruhmes Bild  
Legt er dies Opfer nieder am Altar,  
Bringt er der Göttin so sein Loblied dar:

— „Es lebe der Krieg! des Friedens gewaffnete  
Güter!

Denn noch ist die Sendung der Zeit noch nicht voll-  
bracht!

Noch dräuen die Stürmer, die unbändigen Wüther,  
Sie zerren an Frieden und Ruh' der Gemüther,  
Noch weben ihre Häupter in unseliger Nacht!  
Verfallen sind ihnen die heiligsten Güter;  
Die Fürsten des Haders, der Zwietracht Gebieter,  
Sie rüsten sich grinsend zur blutigen Schlacht;  
Darum bedarf es des Krieges, der Ordnung Behüter,  
Bedarf es des Schwertes historischer Macht!  
Der Krieg ist ein Naturgesetz, nur dem Kampfe der  
Kräfte

Entspringt die entscheidende, männliche That.  
Indessen der Friede, die Hand an dem Hefste,  
Mit ewiger Dauer seit ewig uns äffte,  
Versumpfte das Volk, verwelkte der Staat!  
Der Blitz und der Donner im Kriegesgeschäfte  
Entwickeln den Baum, entwickeln die Kräfte,  
Entwickeln die Blüte, entwickeln die Saat!  
Es lebe der Krieger, wenn zum Schutze er der Rechte  
Das Schwert hat genommen in eiserne Hand,  
Es lebe der Krieger, wenn er im heißen Gefechte  
Gekämpft für sein väterlich heiliges Land;  
Es lebe der Krieger, der gegen die Knechte

Der fremden Tyrannen, der rebell'schen Mächte,  
 Aus blühendem Rohre die Kugel gesandt;  
 Es lebe der Krieger, der durch kämpfende Mächte  
 Die Tage des Hohns und des Treubruches rächte,  
 Er strahlt mit dem Kranze vom Vorbeergeflechte:  
 Ein Denkmal des Sieges im purpurnem Brand!!  
 D'rum sei auch ein Evan, Evos gesungen,  
 Dem tapfern Soldaten ein jubelndes Lied;  
 Vom Laube der Eiche sei dankbar umschlungen  
 Ein Kranz für den Greis in des Kubmes Zenith,  
 Um's Silberhaar dem Helden siegend geschlungen,  
 So steht er im wilden Strome ein Fels aus Granit!  
 Es lebe der Held, der im Kriege unbezungen,  
 Ein vollendet' Bild aus dem Buch der Nibelungen,  
 Ein Banner und Banner der deutschen Zungen,  
 Ein Glanzmeteor durch das Jahrhundert zieht! —  
 Die Göttin nahm das Opfer freundlich an und spricht:  
 „Ein gottgefällig Opfer, doch ist es noch das höchste  
 nicht!“

D'rauf naht sich ein Chor feierverklärung'ner Barden  
 Das freie Gymbal tönt durch's grünende Land,  
 Des Berges frühblühende Blum' als Notarden,  
 Und eine zerrissene Kette in offener Hand;  
 Symbole der Freiheit, sie bringen sie dar,  
 Und singen ein Freilied an Herthas Altar:  
 — „Ein gold'ner Stern ist aufgegangen  
 Aus langer schmerzverhüllter Nacht;  
 Wir haben lang mit heißem Bangen  
 Mit bleichen, thränennassen Wangen  
 Dem Stern entgegensehend gewacht;  
 Da kam er endlich an mit Prangen,

In süßer, wundersamer Bracht;  
 Der Freiheit Stern ist aufgegangen,  
 Ein Demant aus dem finstern Schacht,  
 Des Himmels lichte Engel sangen,  
 Als er erschien, in Strahlenpracht;  
 Die andern Stern', wie goldne Spangen,  
 Sie wurden durch ihn leuchtend angefacht!  
 Der Freiheit Stern ist aufgegangen,  
 O, Sternanbeter, haltet eifrig Wacht!  
 Der finst're Dämon trägt Verlangen  
 Nach seiner alten, sternlosen Nacht!  
 Er möcht' mit feinen Eisenzangen  
 Den Stern vom Himmelszelt sich langen,  
 Weil er das Licht der Welt gebracht!  
 Der Freiheit Stern ist aufgegangen,  
 Der Himmel ist mit rothgold'nem Franzen  
 Wie Brautgezelt der Freiheit rings umfängen,  
 Drum haltet Wacht, o, haltet Wacht,  
 Und macht die Mund' und seid bedacht,  
 Und ruft zu jeder Stund: „Habt Acht! habt Acht,  
 Daß unser Stern vom Himmelszelt  
 Als Schuppe nicht zur Erde fällt!“  
 Die Göttin nahm das Opfer freundlich an und spricht:  
 „Ein gottgefällig Opfer, doch ist es noch das höchste  
 nicht!“

Und aus des Hains gedankenvollen Schatten  
 Entwickelt sich ein reicher Priesterzug,  
 Der auf dem Teppich gründamast'ner Matten  
 Sich nahest, seine Opfer sinnend trug;  
 Auf einem Pfühl von blumigen Rabatten  
 Ein gülden Band, ein Palmenzweig, ein Pilg,

Und reich geschmückt mit Erbeu, Ros' und Anemone,  
 Als Sinnbild dann die zarte „Kaiserkrone!“  
 Sie legen am Altar das Opfer nieder  
 Und ihr Gesang tönt so vom Echo wieder:

„Dieser Varden gold'ne Leier  
 Duldet feige Lieder nicht,  
 Dieses Sees krystall'ner Weiher  
 Hörte nie ein schmeichlerisch Gedicht;  
 Dieser Berge Freiheitsflammen  
 Duldet kein zweideutig Licht,  
 Diese Eichen, die von Odin stammen,  
 Sahen nie ein sklavisch Angesicht;  
 Dieser Opfer heil'ge Kerzen  
 Strahlten nie dem Heuchlerwicht,  
 Nur aus wahren, tiefem Herzen  
 Lied und Priester allhier spricht;  
 Was wir hier zum Opfer bringen,  
 Opfer sind's der Treu' und Pflicht,  
 Und die Lieder, die wir singen,  
 Singen wir aus Zuversicht!  
 Denn ein Band liegt hier geschlungen  
 Das bedeutet, daß ein goldenes Band  
 Frei sich knüpft und ungezwungen  
 Von des Volkes fesselloser Hand  
 Um die Kaiserkron', der lieblich jungen,  
 Und um's ganze treue Vaterland!  
 Und der Pflug, er ist ein sinnig Zeichen,  
 Daß aus den Wunden, jetzt der Erd geschlagen,  
 Steigen segensvoll in spätern Tagen  
 Hoch empor die gold'nen Garben!  
 Wie ein Held muß oft die Erde darben,

Die verwundet wird zu fremdem Glück',  
 Und der Pflug läßt ihr die Narben  
 Wie ein Ehrendenkmal nur zurück!  
 Und der Palmzweig, die Anemone,  
 Rose, Ephen, Pflug und gülden Band,  
 Sinnig beigestellt die Kaiserkrone  
 Um des gold'nen Reifes Rand,  
 Deuten an, daß sie zum Throne  
 Einig schaart so Volk als Land;  
 Das befreit vom Sklavenfrohne  
 Nun in seinem dürrn Sand  
 Auch der schlichte Bauer wohne;  
 Daß nun Kaiser, Ritter, Bürger, Bauer,  
 Ausgesöhnt, vereint und sinnverwandt,  
 Bürgen für der Ordnung Dauer,  
 Steh'n wie eine Gottesmauer  
 Schützend vor dem Völkerbrand!  
 Darum fort mit Angst und Trauer,  
 Da der Vater sich zu seinen Kindern fand,  
 Argwohn steht nun nicht mehr auf der Lauer,  
 Grüner ist die Erde und der Himmel blauer,  
 Wenn Hoffnungslichter sind entbrannt!  
 Junges Glück wird sich entfalten,  
 Aus dem jungen, grünen Szepterstab;  
 Recht, Gesetz und Fried wird walten,  
 Groll und Zwietracht steigt in's Grab;  
 Finst're Mächte, die durch's Leben walten,  
 Straf' und Rach' wird nicht mehr schalten,  
 Denn das Schönste, was der Himmel gab,  
 Um in's Herz der Fürsten, hochgehalten,  
 Seinen Götter-Einzig hier zu halten:  
 Die göttliche „Verzeihung“ steigt herab!

Denn „Verzeihung“ ist das Wort von oben,  
 Denn „Verzeihung“ ist der Gottheit Wort;  
 Wenn der Vorhang, blau gewoben,  
 Von dem Allerheiligsten da oben  
 Zieht der Weltenrichter fort,  
 Wird er seine Huld erproben!  
 Weil die Sünder er erhoben  
 Und die Reuigen auch führt zum Port,  
 Wird die Schaar der Engel loben  
 Ihn, den Fürsten der Vergebung fort und fort!“

Als die Priester d'rauf geendet  
 Ihrer lauten Opfer-Chor,  
 Sich die Göttin liebeich wendet  
 Zu der Opfergab', die sie erkor;  
 Und sie neigt das strahlen'e Gesicht:  
 „Dieses Opfer glänzt im schönsten Licht,  
 Höh'res gibt's im Menschenleben nicht!  
 Höheres nichts, als das Band der Treue,  
 Das um Band und Thron sich schlingt!  
 Höh'res nichts, als die Liebesweihe,  
 Die ein Volk dem Fürsten bringt!  
 Höh'res nichts, als das Wort, das freie,  
 Das mit Lieb vom Herz zum Herzen dringt,  
 Höh'res nichts, als wenn die Bürgerreihe  
 Thron, Gesetz und Recht in Lieb' umringt,  
 Höh'res nichts, als wenn zur „Vertrauungs-Weihe“  
 Jeder Tropfe Argwohn rasch versinkt,  
 Höh'res nichts, als wenn der späten Reue  
 Fürsten-Herz- und Wort Verzeihung bringt!  
 Höh'res gibt es nichts, als „Lieb“ und „Güte“,  
 Nur Gehorsam, Zügsamkeit allein ist Pflicht,



## Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

---

	Seite
Wanderlieder . . . . .	1
Der Fels . . . . .	5
Schmerzliches, ewiges Lebewohl . . . . .	8
Das Wiedersehen . . . . .	10
Trost im Echo . . . . .	12
Stille Liebe . . . . .	14
Der Doppelfrühling . . . . .	16
Silhouette der Einzigen . . . . .	18
Ewiges Suchen . . . . .	20
Der Mai der Liebe . . . . .	22
Das Ende vom Liede . . . . .	24
Der Stadtfrühling im Herbst . . . . .	27
Der Kinderengel . . . . .	29
Sternlieder . . . . .	31
Robin? . . . . .	34
Frag' und Antwort . . . . .	36
Die holde Feindin . . . . .	39
Die Erscheinung . . . . .	41
Blumenträume . . . . .	42
Vergebened Suchen . . . . .	45
Die Thränen . . . . .	48
Die Benennung des Vergißmeinnichts . . . . .	51
Die Locken-Parze . . . . .	52
Die zwei Rosen . . . . .	54
Das Blumen-Bouquet . . . . .	55

	Seite
Liebeßweise . . . . .	56
Die Eisblumen am Fenster . . . . .	57
Die unzertrennlichen Schwestern . . . . .	59
Das treue Wesen . . . . .	61
Sehnsucht nach blauen Augen . . . . .	63
Sehnsucht an Sie . . . . .	66
Gleichnisse: pro und contra . . . . .	67
Poesie und Liebe . . . . .	70
Auch die Todten sollen leben . . . . .	73
Stammbuch-Blätter . . . . .	76
Gratulation an meinem Geburtstage, von mir an mich .	78
Trostworte an eine zärtliche Mutter beim Tabinischeiden ihres fünf Monate alten Töchterchens . . . . .	80
Mosenangebinde am Vermählungstage der Rose . . . . .	81
Frühling im Herbst . . . . .	83
Wißmuthspiegel des Lebens . . . . .	85
Herzens-Einfaß . . . . .	88
Die männlichen und weiblichen Gäste . . . . .	90
Lieder an Caroline . . . . .	93
Lust in Thränen . . . . .	97
Sehnsucht . . . . .	100
Gegensätze . . . . .	102
Wechsel in Jahreszeiten . . . . .	104
Die Verlorne . . . . .	107
Die orientalische Frage in der Arche Noah . . . . .	111
Beethoven's Grab . . . . .	117
Sieben Zweige . . . . .	126
So wird sie . . . . .	135
Die Geheimnisse von Baden . . . . .	140
Die Journale in der Arche Noah . . . . .	145
Neden und Sprechen, oder: Nedensart und Wahrheitsfahrt	172
Das Whistspiel der Ehe . . . . .	156
Es kommt zu nichts . . . . .	159

	Zahl:
Weibliches Gutachten über Gewerbefreiheit . . . . .	163
Die Löwin . . . . .	169
Musik-Toast an Biszt . . . . .	173
Stimme des Tirolers . . . . .	177
Was ist der Mensch? . . . . .	179
Kartoffelfeld-Phantasie . . . . .	182
Des Künstlers Gluch und Segen . . . . .	184
Das Ehrenwort von Jenwärts . . . . .	187
Sprüchwörter en papillote . . . . .	194
Der Gmundner See . . . . .	199
Der stille Bote . . . . .	201
Die Rosen der Elisabeth . . . . .	204
Ich bin vergnügt, weil ich vergnügt stets bin! . . . . .	211
Grillen aus „Moriz-Ruh“ . . . . .	214
Ich, ein „Rückwärts-Mann“ . . . . .	218
Kinder, Lichter und Blumen . . . . .	222
Die Zauberjchleier . . . . .	230
Das Verjöhnungsfest, oder: Die Maiepfer im Herrlabam	235

*M. E. W.*



M. S. Saphir's Schriften.

-----



M. S. Saphir's  
Schriften.

---

Zweiundzwanzigster Band.

---

---

Brünn, Wien & Leipzig.

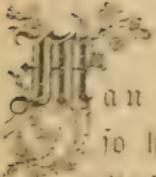
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.

Druck von fr. Karafiat in Brünn.



## Zeit-Cavalende.

Variation auf das alte Thema: „Man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!“

an muß mit der Zeit fortschreiten“, so heißt die Vertrauenswurzel, welche die hohe Altschule aller Deffentlichkeit uns in den Mund steckt, um dadurch das Hervorbrechen unserer Weisheitszähne zu befördern. „Man muß mit der Zeit fortschreiten!“ heißt es auf Lehrstühlen und Kathedern, in Journaleten und Clubs. „Man muß mit der Zeit fortschreiten“, sagen Despoten und Liberale. „Man muß mit der Zeit fortschreiten!“ schreiben Kannegießer und politische Barbieri.

Es gibt aber nichts Abgeschmackteres, Unerträglicheres, Elenderes, Verderblicheres, als dieses erblich fortgepflanzte Saft- und Kraftsprüchlein:

„Man muß mit der Zeit fortschreiten!“

„Man muß auf der Zeit reiten!“ so muß es heißen, man muß die Zeit zureiten, sie bändigen und im Zügel halten. Die Zeit ist keine alte Matrone in Reifrock und Spitzen-Manschetten, mit der man Hand in Hand den Altvaterischritt fortschreiten

kann. Die Zeit ist ein wildes, tolles, kolleriges Pferd, ein Wildfang; wer mit diesem Pferde Hand in Hand gehen will, wird geschleppt, geschleift, und von seinem Hufschlage zertreten. Auf die Zeit hinauf muß man sich schwingen und sie mit sicherem Kniefchluß umfassen, sie zügeln und bändigen; man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Wer sich einbildet, er schreitet mit der Zeit fort, der ist ein Narr, die Zeit schreitet mit ihm fort! Er glaubt mit der Zeit zu gehen, und er taumelt mit ihr fort; mit der Zeit geht kein Mensch fort, die Zeit leidet keinen Menschen neben sich; wer nicht stark genug ist, sich auf sie hinaufzuschwingen, mit ihr wie auf der Windsbraut davon zu jagen, oder sie unter seinem Drucke stehen zu machen, den wirft sie aus dem Sattel, und trabt allein von dannen.

Man soll mit der Zeit fortschreiten; das können jene Menschen thun, die mit der Zeit spazieren gehen, d. h. die Philosophen und Zeit-Faullenzler, die lassen die Zeit hübsch an der rechten Seite gehen, führen sie ein bißchen in die Luft und wieder nach Hause; aber wer mit der Zeit eine Geschäftsreise machen will, der muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Ein jedes Ding hat seine Zeit, sagte Salomon; er hätte sagen sollen: ein jeder Mensch hat seine Zeit, es gibt keinen Menschen auf der Welt, der nicht ein-

mal eine Zeit gehabt hat, in welcher ihm das Glück zu Gebote stand; es gibt keinen Dummkopf auf der Welt, der nicht einmal eine Zeit gehabt hat, in der ihm ein kluger Gedanke zu Gebote stand; es gibt kein häßliches Frauenzimmer auf der Welt, welches nicht einmal eine Zeit hatte, eine Eroberung machen zu können. Wenn alle diese die glückliche Zeit unbenützt entkommen ließen, so geschah es, weil sie bedächtig, mit deutschem Phlegma und grundgelehrter Faulheit mit dieser Zeit gemächlich fortschreiten wollten; hätten sie diese Zeit bei den Mähnen ergriffen, ihr die Sporen in die Seiten gesetzt und mit ihr davongesaußt, sie wären weiter gekommen; denn: man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

Man muß mit der Zeit fortschreiten, sagen alle, die glauben: die Zeit schreite gar nicht fort, und sie meinen eigentlich, man muß mit der Zeit stehen bleiben; oder vielmehr sie haben sich von der fortschreitenden Zeit losgemacht und glauben doch noch mit fortzuschreiten, jowie die Leute, die aus dem Schiffe aussteigen, die Bewegung noch immer wännen.

Die Zeit ist ein edles, stolzes, feuriges Pferd, dabei fromm und sanft, mit klugen Augen, freier Stirne; aber die Reiter sind verschieden, an dem Reiter liegt es, wie er die Zeit sattelt, wie er sie zureitet, an ihm ist die Schuld, wenn sie störrig wird, oder mit ihm durchgeht. Die Verkehrtheit des Zureitens

und Sattelnuß macht den Unterschied der Zeit. — Die edle Zeit braucht weder die Gerte, noch die Sporen, sie spitzt schon von selbst die weithörigen Ohren und findet oft im Dunkeln den rechten Weg besser als der Reiter.

Best aber wird die Zeit curios gefattelt und zugeritten. Die Franzosen sind schnelle Reiter, sie steigen bloß auf's Pferd (*monter à cheval*), wenn sie aber auf dem Pferde sind, dann reiten sie nicht, sondern das Pferd erlaubt ihnen mitzureiten, das Pferd ist ihr Herr; so reiten sie auch auf der Zeit: im Hinaufsteigen auf die Zeit sind sie Meister, aber wenn sie auf der Zeit sitzen, dann reiten sie die Zeit nicht, sondern sie werden von der Zeit geritten und erwarten ängstlich, wo es der Zeit gelegen ist, sie abzusetzen. Der Franzose gibt der Zeit und dem Pferde Brantwein, der Deutsche gibt beiden Bierbrot, darum ist die französische Zeit ein toller Kenner, der sich den Kopf anrennt, die deutsche Zeit aber ist ein schwerer und sicherer Traber.

Eine Zeit lang hatten die Franzosen uns Deutsche auf ihrer Zeit reiten lassen, allein da ging es, wie in der Anekdote, wo Jemand sein Pferd dem Käufer anrühmen wollte und sagte: „Es läuft zwölf Meilen hintereinander“, worauf der Käufer sagte: „So kann ich es nicht gebrauchen, ich wohne nur sechs Meilen von hier“; dem deutschen Reiter reitet die französische Zeit zu weit; der Deutsche will selbst reiten, denn

man muß auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

In Kunst und Literatur heißt es auch: man muß mit der Zeit fortichreiten; das wäre aber traurig, wenn man im Theater z. B., wo einem die Zeit so ungeheuer lang wird, Hand in Hand mit ihr fortichreiten wollte! da reit' ich lieber auf der Zeit zur Thür hinaus, Trott, Hopp oder Galop!

Die Journalisten schreiben auch alle, sie schreiben mit der Zeit Hand in Hand, sie schreiben aber bloß mit ihren Zeitschriften Hand in Hand, welche, anstatt die Leser zu fesseln und die Zeit zu vertreiben, die Zeit fesseln und die Leser vertreiben. Diese Blätter aber sollen mit der Zeit nicht fortichreiten, sondern sie sollen auf der Zeit reiten, Trott, Hopp oder Galop!

~~~~~

## Erste Eisenbahnfahrt vom Prater nach Deutsch-Wagram.

Am 6. Jänner 1838.

---

**J**ules Janin hat einen Aufsatz über die Pariser Eisenbahn geschrieben, und dafür 7000 Francs bekommen. — Den Aufsatz hat er dem Publikum mitgetheilt, die 7000 Francs hat er für sich allein behalten. Schade! denn der Aufsatz war matt und werthlos, und die 7000 Francs waren gewiß um 7000 Francs mehr werth!

Wie man über die erste „Pariser Eisenbahnfahrt“ einen matten Aufsatz schreiben kann, wie ihn Jules Janin schrieb, ist höchst wunderbar, und ich schicke dieses Factum dieser meiner Phantasie voraus, um es gewissermaßen zum Datum zu machen, daß alle Aufsätze über Eisenbahnfahrten matt sein müssen, und da ich in der Mattigkeit meines Aufsatzes dem Herrn Jules Janin 7000 Francs, und den Unterschied zwischen Floridsdorf und Paris als double vorgeben kann, so habe ich freien Spielraum genug, so matt und so flach zu sein, wie man nur sein kann,

wenn man eine recht liebe, gute Seele ist, und alle Menschen zu Freunden hat.

Also, versuche dich, mein Kiel,  
 Der Anfang schon verspricht's,  
 Die Worte sind schon viel,  
 Der Inhalt ist schon Nichts.  
 O fahre nur so fort  
 Auf dieser Eisenbahn.  
 Dann geb' ich dir mein Wort,  
 Du bist im Korb der Hahn.  
 Du wirst beliebt bald sein,  
 Man wird sich um dich reißen,  
 Du wirst bald allgemein:  
 „Die gute Seele“ nur heißen!

Ich fange an! z. B.

„Die Wagen bestehen aus drei Abtheilungen, jeder zu sechs Personen; der Wuchs dieser Wagen (um nicht „Bau“ zu sagen) ist so, daß er nichts zu wünschen übrig läßt. Modernität und Commodität haben sich vereint. Die gepolsterten Sitze sind mit Lehnen und Ohren versehen.“

Nun, bin ich nicht ein lieber Kerl? Kann man gutmüthiger und zugleich populärer sein? Ich rieche schon, wie mich alle Menschen gern bekommen, aber von den 7000 Francs riech' ich noch nichts, das macht, weil ich noch den Stockschumpfen habe.

Wenn ich will, geb' ich mir auch einen Schwung, nicht nur auf den Wagen, sondern auch auf die Yrit hinaus, und beginne:

„O Schauspiel sonder Gleichen! Die Rauchsäule stieg empor! der Zug flog mit Windesschnelle! Ha! imposant! Die Maschine prasselt! die Maschine saust! Sie kömmt näher, Alles jubelt!“

Ich kann Alles! Ich bin ein Mordkerl! Nur Eines konnte ich nicht, nämlich am 23. November in Prag sein, und zugleich hier die erste Fahrt auf der Kaiser Ferdinands-Nordbahn von Floridsdorf nach Wagram mitzumachen. Ich mußte also bis heute warten, wo ich das verlängerte Vergnügen genoß, vom Prater aus die Fahrt machen zu können.

Es freut mich, daß einmal die Formel: „Wie befinden Sie sich?“ aufgehört hat. An ihre Stelle ist die Frage: „Wie steh'n die Eisenbahn-Actien?“ getreten; denn an diese Frage knüpft sich das Wohl- befinden der stärksten und wohlbeleibtesten Männer.

Um die Eisenbahn und ihr Actienwesen dreht sich jetzt die Erde mit allen ihren Eisenbahnen, und so drehen sich die Eisenbahnen um sich selbst herum, und die Actien sind die liebe Jakobsteiter, auf welcher die lieben Actionäre und ihre Planeten hinab- und hinaufspazieren!

Die Hinaufspazierer oder die Steiger suchen einen Fallschirm in dem gesunden Menschenverstande, die Herabsteiger suchen einen Senker und Niederdrücker in der leeren Zukunft, an dem etwaigen Menschenmangel und an der geringen Frequenz der Schlachtochsen; ja, man könnte sagen: Es sind zwei Parteien:

die Einen schätzen die zukünftigen Schien hoch, die Anderen schätzen die zukünftigen Schien gering

Ich bin überzeugt, wenn es der lieben Schöpfung gefallen hätte, die Welt auf Actien zu erschaffen, es hätte tausend Speculanten gegeben, welche mit Welt-Actien Geschäfte gemacht hätten, und sie hätten auch für das Fallen tausend Scheingründe angeführt. Zuerst hätten sie gezweifelt, daß die Welt gar je zu Stande kommen wird; dann hätten sie nicht eingesehen, wo die Frequenz herkommen soll, um die Erde und alle Gestirne zu bevölkern, zu erhalten. Dann hätten sie gesagt: Wo will die Sonne so viel Steinkohlen hernehmen, um immerfort zu heizen? Dann: wie sollen alle diese Bahnen der Sterne und Planeten angelegt werden, und wie wird es möglich sein, alle diese Schienen und Nails aufzutreiben? Wenn einmal ein Wolkenbruch gewesen wäre, so hätten sie gesagt: Die Wolken, diese Luft-Dampfschiffe, müssen alle abgeschafft werden, weil einer Wolke der Kessel geplatzt ist! Bei jeder fallenden Sternschnuppe hätten sie die himmlischen Sterne, diese Locomotive der Himmelsbahn, alle abgeschafft!!

Denn der Mensch ist skeptischer Natur, seine Zweifel erstrecken sich von der Unsterblichkeit seiner Seele bis zu dem Gelingen einer Eisenbahn, und die Radien seiner Skepsis schließen seine Zukunft und die Fünfprocentigen zugleich ein!

Als das imposante Millionengeräusch der Eisen-

bahnen von fernen Ländern zu uns hereinscholl, da kamen wir oft mit unserem Wünschen und Hoffen in Collision; wir sehnten uns nach dem Mitgenusse einer Anstalt und ihrer Wirkung, welche zu den ersten, zu den unabsehbarsten Wohlthaten des socialen und geistigen Lebens gehört, und wir konnten den seligen Augenblick kaum erwarten, mit in die unendlichen Maschen dieses über ganz Europa ausgespannten, eisernen Commerznetzes eingestrickt zu werden.

Da kam der Mann, der das goldene eiserne Zeitalter heranzuführen berufen ist. Der Freiherr Salomon v. Rothschild unternahm unter dem Schutze unserer, alles Große, Schöne und Nützliche so segensreich befördernden Regierung, das großartige, gigantische Werk der Realisirung der ersten und größtumsfassenden Eisenbahn unserer Monarchie.

Es ist dem Geiste des unbefangenen Denkers längst klar geworden, und das energische Wort des Redners spricht es unverhohlen aus, daß oft aus dem flachgedeckten Raum eines Comptoirs eben solche weltbeglückende Universalgedanken ausgegangen, als aus den hochgewölbten Hallen der Künft- und Zeughäuser, als aus den weisheitsstillen Stuben der Philosophen und Tiefdenker.

Man soll und darf es nie vergessen, daß die kaufmännische Speculation die erste Taube war, welche der Geist aus der Arche des Lebens ausschickte, um zu sehen, wo er festen Fuß fassen könnte. Auf den

Flotten des Handels bahnte sich das Kreuz den Weg zu barbarischen Nationen, und durch Karavanen und Kauffahrteifahrer, die Zimmt und Narden, Baumwolle und Cocos schleppten, tranken wir aus dem Ocean der Kunst und der Wissenschaft.

Es erhebe sich also die dünnkelvolle Weisheit nicht in philiströser Ansicht über die intensivere Ansicht des Commerzes und seiner mächtigen Stimmführer!

Mag die Idee, welche die Eisenbahnen ins Leben rief, auch aus Speculationsgeist entstanden sein, ihre Wesenheit selbst, ihre Existenz, ihre Realisirung gehört nicht mehr der handelnden Welt allein an, sie gehört dem unendlichen Gebiete des Geistes, dem uferlosen Ocean des Weltgeistes, der Weltgeschichte, dem endverzagten Gebiete einer neu sich gestaltenden Zukunft an.

Warum sollten deshalb nicht der Künstler, der Dichter, der Philosoph, der Naturforscher, Alle, die an der Entwicklung und Gestaltung des Weltgeistes betheilig sind, eben so Partei für diese neu entdeckte Pulsader der Welt ergreifen? Warum sollte man nicht also dem Herrn Baron v. Rothschild, der um Entwurf und Entstehung, um Impuls und Motiv, um Vorwerk und Bewerksstellung dieses eisernen Zaubergürtels unseres Vaterlandes, ein so über alles Lob erhabenes Verdienst hat, die volle und ungehenselte Anerkennung nicht laut, nicht freudig zu Theil werden lassen? Warum sollte man, bevor wir von den anderen Locomotiven dieses vaterländischen Unternehmens

sprechen, nicht zuerst mit der vollsten Würdigung von dem Herrn Baron v. Rothschild, diesem allerersten und allerkräftigsten Locomotiv derselben sprechen?

Der erste Paragraph dieser eisernen Odyssee liegt nun mit Blizeschnelle durchschnitten vor uns, vom Prater bis nach Wagram, von unserem Volksliede bis zu unserem Habsburgs = Epos! Jede Spanne dieser Eisenbahn straft jahrelange altmodische Klagen über Geldmangel Lügen, und jedes einzelne Nail tönt die Wahrheitswerdung einer bezweifelten und bekritelten Ahnung aus! Das schöpferische „Es werde!“ wurde zum triumphirenden „Es ward!“ Was liegt nun daran, ob diese Bahn erst zwei Meilen oder fünftausend Meilen lang fertig ist? Vom Prater bis ans Ende der Welt ist's doch am Ende nicht mehr, als noch vielmal vom Prater bis nach Wagram! Hat man eine Wahrheit einmal für den kleinsten Punkt gewonnen, so ist sie im Geiste schon reell und wirklich für die ganze Welt, für die fernsten Zonen und Geschlechter gewonnen. Ob zeitliche und räumliche Bedingungen ihre Ausdehnung verzögern oder beschleunigen werden, sind Zufälligkeitenfragen; die Lebensfrage der Eisenbahn selbst ist mit dem Gelingen der ersten Viertelstunde, für alle Zukunft, für die fernste Ferne entschieden und sichergestellt! Das materielle Auge der Actien = Speculanten mag jetzt nur bis Wagram schauen, das geistige ist freier, hell-sichtiger, es sieht unbefangen von Schadenfreude, un-

beirrt von Börse = Discussionen das gelungene Ende, sowie Columbus auf seiner Wasserbahn, trotz Prophezeiungen und Murren, sein Amerika hell und deutlich vor sich liegen sah.

Allein, wohin verirrt ich mich? Ich will ganz anderen Betrachtungen nachhängen bei dem Anblicke dieser fortsausenden Windsbraut!

Mögen die Philister an Alles, was der Geist in seiner herablassenden Demuth zu Markte bringt, den Gehörtrichter der Geldtasche, die Krämer-Elle anlegen, die große, unendliche Idee in die kleine Scheidemünze von Gewinnst und Verlust ausmarken, und den Himmelsflug der gottgegebenen Gedantentochter, wie einen papiernen Drachen nach „steigen“ und „fallen“, beflügeln und bemessen; der dichterische Geist gipfelt auf dieser Erscheinung die höchsten, die glühendsten, die farbigsten Blumen des Geistes, der Zukunft, der Menschheit auf!

Das Eisen hat sich seines blutdürstigen Geschäftes begeben, und versöhnend umarmt es die Erde. Es beugt seinen Rücken, um die Menschen, die es bisher feindlich trennte, desto schneller und friedlicher zu vereinen. Nicht dem Tode will das Eisen mehr dienen, sondern dem Leben. Glaubt ihr, das sind Schienen? Es ist nicht wahr, es sind Vermählungsketten, durch welche sich Länder verbinden. Glaubt ihr, das ist ein: Straße? das ist ein Hochzeitsband von Nationen!

Glaubt ihr, das sind Nails? das sind Trauungsringe, mit denen sich Völker an Völker trauen!

Ihr hört das Brausen eines Dampfessels? Es ist das Athmen der vorstrebenden geistigen Kräfte. Ihr hört das Klässeln der Räder? Es ist der Ton der Mänste, mit welchen sich die fernsten Herzen zusammenfinden. Ihr hört das Glöcklein, das zur Abfahrt läutet? Es ist die Geburtsfeierglocke einer blühenden Zeit! Ihr seht einen Bahnhof? Es ist das Reservoir einer neuen Zukunft! Ihr seht die Locomotive? Es sind die ungeheuern Schwingen des zur Sonne fliegenden Jahrhunderts! Ihr seht Dampf säulen und Rauchwolken und sprühende Funken? Es ist der Riesengeniuss des neunzehnten Jahrhunderts, der seinen Feuerodem anschaucht und Feuer und Flammen speit über die engherzigen Zweifler, und hohlacht über die Trägheit und Schläfrigkeit der vorigen Jahrhunderte!

Ihr seht einen langen Wagenzug von Dampf dahingewirbelt? Es ist der geistige Keigen, der Handlanger von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, die Brautfahrt der Phantasie!

Ihr seht in den glänzenden Carossen Herren und Damen, und Vornehm und Gering recht froh und behaglich sitzen? Es sitzen Länder und Völker, Welttheile, Berge und Thäler, Gletscher und Pole, Wissenschaften und Entdeckungen in den Wagen, und sie umarmen sich und halten sich brüderlich umschlungen!

Für alle jene Leser aber, die das Alles nicht sehen und doch wissen wollen, was eigentlich zu sehen ist, für die Zeitungs-Fladen-Leser sei es gesagt, in solider Journalleder-Manier, mit klarer Brockleien-Deutlichkeit: daß die erste Fahrt am 6. Jänner stattfand, daß das Wetter sich gestaltete, daß die Colonne bestand aus 5 Wagen erster Classe, 5 Wagen zweiter Classe und 1 Wagen dritter Classe, daß der Wagenzug vom Jubelruf begleitet fortzog, daß die Fahrt in 39 Minuten gemacht wurde, daß in Wagram der rühmlichst bekannte Wiener Bürger, Herr Ignaz Weißenberger, eine Restauration errichtet hat, daß diese alle Forderungen befriedigt — versteht sich, daß man nachher auch ihre Forderung befriedigt — daß das besonders vortreffliche Bier daselbst von dem Bräuhaus auf der Wieden ist, welches durch den neuen Besitzer einen tüchtigen und runden Umichwung bekam, und daß die Bedienung sich gut zeigt.“

Erschöpft von diesem blühenden Anzeigefestl sinke ich in meinen Schreibstuhl zurück und erwarte eine neue Eisenbahn, die mich von diesem poetischen Stylprater wieder in das flache Marchfeld unseres gewöhnlichen Styles zurücktransportirt!! uf!



## Der Declamator und die Fliege.

Es gibt im Leben viele beschwerliche Dinge, Dinge, die Einen jeden Augenblick ärgern und quälen, und die man doch nicht los werden kann! Zum Beispiel reisende Virtuosen, debutirende Clavierpielerinnen, schlechte Poeten, die gelobt sein wollen, Vorleser von Manuscripten, Charaden-Versasser, die eine Charade ins Blatt bringen wollen, Concert-Arrangirer, Pränumeranten-Fänger u. s. w. Allein nichts von allem diesen ist so unausweichlich, so unausweichlich, so unabweisbar, so lästig wiederkehrend, als — eine Fliege, wenn sie sich einmal ein Menschenantlitz zu ihrem Bahnhofs, Stapelplatz und Feldlager auserkoren hat!

Ein armer Teufel, dem man 5 fl. schuldig ist, ein häßlich Mädchen, dem man einmal schön that, ein schlechter Schauspieler, dem man versprach, ihn zu loben, kommen nicht so unermüdet wieder; ein schlechter Redner kommt nicht so oft zu seinem Text und eine halsstörriige Frau nicht so hartnäckig auf ihr Thema zurück, als diese Fliege auf ihr ausersehenes Antlitz!

Eine solche Fliege ist das philosophische „Ich“, das sich selbst setzt, und zwar dem Größten wie dem

Kleinsten auf die Nase, auf dieses honestamentum faciei, gleichsam als „i“ Tüpfel auf diesen Gesichtsvorsprung.

Weh Euch, wenn Ihr bei einer Prüfung seid, und eine solche Refrain=Fliege stets wieder auf Eure Nase zurückkehrt! Weh Euch, wenn Ihr vor Eurer Geliebten auf den Knien liegt, und beim Schwur der ewigen Treue eine solche Fliege sich auf Eure Nase setzt! Weh Euch, wenn Ihr bei einer Audienz Eure Situation in rührenden Tiraden schildert, und eine solche Fliege Eure Nase umflattert! Wer weiß, wie viel Lebensglück schon durch eine solche nicht zu vermeidende Nasenfliege zerstört wurde!

Ich saß ganz ruhig bei meiner Arbeit und dachte an Nichts — der Leser kann daraus ersehen, daß ich ein „Lied für die Composition“ schrieb, wobei man durchaus nicht nur an Nichts zu denken braucht, sondern conträr im Gegentheile an Nichts denken darf! — Als ich so saß und an Nichts dachte, dachte ich, welcher seliger Zustand es wäre, an Nichts zu denken!

Nun wird aber der Leser neugierig sein, zu wissen, woran ich dachte, als ich nichts dachte? Ob an ein „Ballet“, oder an eine „Solotänzerin“, oder an einen „Musen=Almanach“, oder an „Deutschlands Einheit“, oder an Lewald's „Europa“ u. s. w.

Allein der Leser muß damit zufrieden sein, daß ich an Nichts dachte, an welches Nichts ich dachte, ist eine Privat=Angelegenheit, und geht den Leser ganz

und gar nichts an. — Also ich saß und dachte an Nichts, und mir war so gedankenlos wohl zu Muth, wie fünfhundert Philosophen! Wenn der Leser nur so gut sein wollte, zwei, drei Jahre lang hintereinander an Nichts zu denken, dann wird er an mich denken und sagen, welch' ein calmirendes, herrenstärkendes, blutrenigendes und herztstärkendes Hausmittel das „an Nichts denken“ ist.

Man „sitzt oft in Gedanken“, allein das ist ein schlechter Sitz, hartgepolstert und ohne alle Lehne und Rückhalt! Allein in keinen Gedanken sitzen, das ist ein Witwen- und Lust-Sitz der Seele!

Also, ich saß und dachte an Nichts, dabei übersekte ich ein Stück von Scribe ins Deutsche, beurtheilte die Madame Brüning als Chonchon, las 62 Journale und strich das Interessanteste für mein Journal mit Rothstift an, vulgo: ich redigirte, schrieb einen Artikel für's „Brockhaus'sche Conversations-Lexikon“ u. s. w. Der Leser sieht, was ich Alles thue, wenn ich an Nichts denke: was könnte ich erst leisten, wenn ich an Etwas dächte! Es ist ein ordentliches Stück, daß ich gar nicht daran denke, an Etwas zu denken, und das kann mir Niemand, der denkt, verdenken!

Also, als ich so im tiefsinnigsten Nichtsdenken war, läßt sich ein junger Mann, ein angehender Schauspieler, melden.

Ich ließ ihn eintreten, indem ich bei mir wünschte,

daß aus dem angehenden Schauspieler nur bald ein abgehender Schauspieler werde. Er trat ein, und indem er mir sagte, daß ich ein Genie sei, der erste Aholuto-Kritiker der Welt, meine Stimme die Brimadonna in Europa wäre, und andere Dinge mehr, die ich längst wußte und aus Bescheidenheit verschwiegen, rückte er mit der Bitte heraus, mir etwas vorzuspielen zu dürfen, und sich ganz meinem Urtheile zu unterwerfen, ob er oder ob er nicht werden sollte, nämlich ein tragischer Künstler!

Es hing also von meinem „Werde!“ ab, ob Deutschland um einen Glanz mehr oder minder haben sollte!

Ich fühlte die ganze Verantwortlichkeit meiner Mission!

Ein Schauspieler, ein angehender, mehr in Deutschland oder nicht? Das ist die Frage! Ich sah ihn an, auf seinem breiten Brustkasten las ich das Mévetoir: Jaromir, Hugo, Carl Moor u. s. w., und seine langen Arme schienen von der Vorrichtung geschaffen, die Lust mit tragischen Schneiderstücken zusammen zu flicken.

Lieber Vater, wenn Du zufällig in die Lage kömmt, daß Jemand Dir etwas vorliest oder vorspielt, und Dir versichert, es hänge Alles von Deinem Urtheile ab, so kannst Du darauf rechnen, daß der Mann darauf rechnet, daß er auf Deinen Beifall rechnen kann.

Wenn die Welt wüßte, wie viel Unheil ich ihr schon abwenden wollte! Wenn sie wüßte, zu wie viel angehenden Künstlern ich schon sagte: „Mein Bester, lernen Sie irgend ein Handwerk, zum Künstler taugen Sie nicht!“, zu wie viel Dichtern ich schon sagte: „Verehrtester, da Sie mich um meine wahre Meinung fragen, so fühle ich mich verpflichtet, zu sagen, daß Sie diese Gedichte nicht drucken lassen sollen, daß Sie dieses Theaterstück nicht aufführen lassen sollen!“ Ja, wenn die Welt das wüßte, sie wäre mir wenigstens für meinen guten Willen dankbar!

Allein alle diese gingen von mir mit der Ueberzeugung fort, daß ich ein eben so dummer als grober Mensch bin!

Ich war heute in der Laune, ein geistreicher und lebenswürdiger Mensch zu sein, und das Allerichteste gut zu finden. Ich sagte also meinem Angehenden schon voraus, daß seine Figur ganz zum Theater geschaffen sei, und daß Shakespeare wahrscheinlich ihn im Auge hatte, als er seinen Romeo und seinen Cäsar schrieb!

Ich ging noch weiter, ich legte meine beiden Hände auf seine Brust, wie die Aerzte bei einem Brustkranken, und befahl ihm, recht tief Athem zu holen, „tiefer! so! noch tiefer!“ dann sagte ich, daß mir sein Athem vorzüglich für ritterliche und heldenstarke Rollen geschaffen zu sein schien. Dann ließ ich

ihn versuchen, ob er, ohne zu stocken, mit strammem Armen ausrufen kann:

„Es reiten drei Regimenter reitender Dragoner als Brandwache über die breite Bremer Brücke Brombeeren brocken!“

Als er auch diese Probe bestand, versicherte ich ihm, dieses würde ihm künftig in Calderon'schen Stücken sehr zu Statten kommen.

Hierauf ließ ich ihn vier Mal niederstürzen, ein Mal in Schmach, ein Mal von einem Dolche erschlagen, das dritte Mal als sich selbst aus Verzweiflung auf den Boden hinichlendernd und das vierte Mal im Wahnsinn sich für einen Frosch haltend! Auch das excellirte, er plumpete mit den zartesten Nuancen vier Mal auf und nieder!

Endlich mußte er mir noch zeigen, wie er abgeht, wenn er hinausgeschleppt wird! Das ist einer der schwierigsten Momente im Darstellungs-Talent! Ein fortgeschleppter Abgang! Wenn man verwundet oder gefesselt von der Bühne geschleppt wird, und dennoch einen Abgang mit Effect daraus machen will!

Nach diesen Proben drückte ich ihn an mein Herz und sprach wie Verma zu Carlos: „Große Zeiten werden für Sie kommen, dann aber werd' (Gottlob!) ich nicht mehr sein! Aber meine Enkel werden sie sehen!“ (Die Armen!)

Er antwortete wie Carlos: „Nicht also — Sie

rühren mich — ich möchte nicht gerne weick sein!“ —  
Zum Schluß dieser Generalprobe fand ich es denn  
auch angemessen, ihn etwas declamiren zu lassen.

Er wählte den Monolog aus „Wallenstein“ :  
„Es gibt im Menschenleben Augenblicke u. j. w.“

Allein, eine ganz andere Probe stand dem An-  
gehenden bevor! Eine Fliege, wahrscheinlich eine Lieb-  
haberin von jungen, frischcn, angehenden Schauspielern,  
hatte eine solche Neigung zu seiner Nase und zu deren  
Umgebungen gefaßt, daß sie beständig sein glühendes  
Haupt umkreiste und sich alle Augenblicke wie eine  
höhere Eingebung auf seine Nase niederließ! Es war  
eine unausweichliche Fliege, eine hartnäckige Fliege,  
eine Mitornell=Fliege, eine nichtloszuwerdende Fliege,  
kurz, es war eine — Redactions=Fliege!

Man kennt diese Art Redactions=Fliegen, die  
nicht aus dem Zimmer zu bringen sind! Eine solche  
Fliege fühlte sich von dem Talente des Angehenden  
so magisch angezogen, daß sie beständig um ihn kreiste,  
und stets dazwischen auf seiner Nase provisorisch Posto  
faßte!

Der ganze Monolog wurde also mit obligater  
Fliegen=Abwehrung vorgetragen. Entweder er wehrte  
sie mit der Hand ab, oder er zog die Nasenflügel  
auf, oder er zuckte mit der Wange, mit der Lippe  
u. j. w. Ich wußte eigentlich nicht, wer besser spielte,  
er oder die Fliege!

Er begann: „Es gibt im Menschenleben Augen=

blide, wo der Weltgeist näher ist als sonst —“ Hier saß ihm der Weltgeist auf der Nase! — „und eine Frage frei hat an das Schickial!“ Hier machte er einen schwachen Versuch, sein Schickial mit der rechten Hand zu fangen! Vergebens! — „Mein ganzes Leben ging, Vergangenheit und Zukünftiges, an meinem inneren Gesichte vorüber!“ — In diesem Augenblicke ging die Fliege quer auf seinem äußeren Gesichte vorüber, und er zog die Wange wie eine Schublade in die Höhe. Die Fliege erhob sich in den Aether. — „Da sagt' ich zu mir selber: „So vielen gebietetst Du!“ — Nur dieser Fliege nicht, denn so eben setzte sie sich auf die linke Augenwimper Wallensteins, und der große Held zwinkerte ganz komisch mit den Augen! — „Nur wenige werden treu bei Dir verharren!“ — Diese Klage schien die treue und ansharrende Fliege zu beleidigen, sie setzte sich quasi schmollend an seinen Lippenwinkel, und er versuchte durch ein sarkastisches Lächeln die Fliege wegzulächeln! — „Den möcht' ich wissen, der mir der Treueste ist! Gib mir ein Zeichen, Schickial!“ — Das Schickial läßt sich das nicht zweimal sagen, die Schicksalsfliege setzte sich gerade auf die äußerste Spitze von Wallensteins Nase, und fixelt mit den dünnen Schicksals-Nadenfüßen die Nasenlöcher von außen nach innen, so daß Wallenstein die Nase in die Höhe schob wie einen Regenschirm, und sie bald hin- und herichwente wie ein Fardou-Signal! — Er wurde ganz mürrisch, und ich sah den Augenblick

kommen, wo der Held seinen offenen Angriff auf sein Schicksal machen wird! — Die Fliege verdoppelte ihre Ruhemomente, er begann nun offene Jagd zu machen — allein die Fliege entschlüpfte ihm immer sehr schnell, und es war sehr natürlich, als er declamirte: „Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß mich Bannier's verfolgenden Dragonern!“

Endlich bei der Stelle: „Mein Vetter ritt den Schecken an den Tag“, hatte sich die Fliege wieder zum Ritt auf seinen Nasensattel gesetzt, mit einem wahren, kriegerischen Ueberfall griff er plötzlich dahin, und die fliegende Holländerin war in seiner Faust, er schleuderte sie rückwärts über sein Haupt, indem er schloß: „Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!“

Er ging!

Da lag sie! Es war eine schöne Fliege, eine edle Fliege, eine kunstsinige Fliege! Sie fiel ein Opfer ihres Kunst-Enthusiasmus! Möge der Mensch von dieser Fliege lernen, kein Enthusiast zu sein, und sich nie einem Declamator oder Vorleser auf die Nase zu setzen!



Wie die Liebe jeden Sommer aus der  
Residenz auf's Land geht,

oder:

Wenn jeder Mann, der in Baden einem Frauenzimmer die  
Cour macht, drei Gulden bezahlen müßte, wieviel bekämen  
wir dann Curtaxe?

Unsere Zeit, meine freudlichen Hörer und Hörerinnen, thut sehr viel für „Kleine Kinder-Bewahranstalten“, wäre es nicht auch eine große Wohlthat für die Menschheit, wenn man „Große Kinder-Bewahranstalten“ errichtete? d. h. Anstalten, in denen man vor den großen Kindern, die verwahrlöst sind, bewahrt würde?

Die kleinen Kinder und die großen Narren haben einen eigenen Gott, der sie beschützt; das Unglück in der Welt machen die großen Kinder und die kleinen Narren!

Unter allen kleinen Kindern, für die wir noch keine Bewahranstalt haben, ist der kleine Knabe *Amor* der gefährlichste!

Daß die Liebe ein schwaches, gebrechliches Gefühl

sein muß, sehen wir an ihren mythologischen Repräsentanten. Venus und Amor, ein Frauenzimmer und ein Kind! Aber einen männlichen, soliden, großen, ausgewachsenen Gott der Liebe gibt's gar nicht!

Die Lebensgeschichte der Liebe, m. f. H. u. H., ist schon an und für sich sonderbar! Wenn Jemand die Liebe fragen wollte: „Was sind Sie für eine Landsmännin?“ Sie müßte antworten: „Entschuldigen Sie, ich bin gar keine „Landsmännin“, ich bin eine „Wassermännin!“ Die Liebe ist aus dem Meere gekommen, sie ist also beim Wasser aufgezogen, ein wahres Wasserkind!

Unter allen Göttern hat sie keinen ordentlichen Mann bekommen, und hat endlich den häßlichsten Mann, den krummen Vulkan, nehmen müssen; vielleicht hat sie darum einen krummen Gatten genommen, weil der mit ihr nicht überall mitlaufen konnte. Dann ging sie vom Meer auf's Land, nach Cypern, und da machte sie, wie alle Frauen, die auf's Land gehen, einige Bekanntschaften mit Mars, Bacchus u. j. w., dann hatte sie das Unglück, ein blindes Kind zu bekommen! Ich glaube immer, der kleine Amor war deshalb blind geboren, weil sein Vater alle Augenblicke ein anderes Auge zudrücken mußte. Endlich zog sich die Göttin der Liebe zurück, und beschäftigte sich ausschließlich mit der Erziehung des kleinen Amors: zum Beweise: er ist noch ungezogen!

- Ist das nicht ein sonderbarer Lebenslauf? Wenn jetzt die Frau Venus, d. h. die Liebe, in einem Orte ankäme, z. B. in einem Curorte, und den Meldzettel ausfüllen müßte; er müßte ungefähr also lauten:
- Angelommen: . . . „Schlecht angekommen!“
- Geboren: . . . . . „Da draußen auf dem Weltmeere.“
- Charakter: . . . . . „Vulkans, Mars, Bacchus u. s. w. selige Witwe!“
- Beschäftigung: . . . . . „Die keine Mutter auf Erden jetzt hat, nämlich: ihr Kind erziehen!“
- Gedenkt sich aufzuhalten: . . . . . „Ueber alle Männer, die sie nicht lieben!“
- Allein, oder mit: . . . . . „Einsam, aber nie alleine!“

Die Liebe, m. f. H. u. H., braucht auf keinen Fall Curtaxe zu bezahlen, denn Kinder unter sechs Jahren bezahlen nichts, und man hat jetzt kein Beispiel, daß eine Liebe sechs Jahre alt geworden wäre! Es ist auch ein Glück, daß die Liebe keine Curtaxe zu zahlen braucht, sonst hätte es große Debatten geiebt, ob sie drei Gulden für die erste Classe oder zwei Gulden für die zweite Classe bezahlen muß! Zur ersten Classe gehören: „Adelige und Honoratioren“, zur zweiten Alles, was sonst auf Erden zweifüßig herumläuft; also ist die Liebe von Adel? ist sie eine

Honoratorin? oder ist sie auch nur eine unferneinige Person, wo auf jeden Fuß ein Gulden kommt? Zwei Gulden Curtaxe ist recht, für jeden Fuß einen Gulden! Das ist der Zwei-Gulden-Fuß! Allein der dritte Gulden, der Honorator-Gulden, für was wird der bezahlt? Haben Honoratoren drei Füße? Da also diese Curtaxe kein Kopfgeld, sondern ein Fußgeld ist, so fragt sich's, wieviel bezahlt ein Badegast, der so glücklich ist, nur einen Fuß zu haben, oder ein Badegast, der vier Füße hat? Oder was bezahlt ein Dichter, der mit einem Gedicht hier ankömmt, welches in sechsfüßigen Jamben geschrieben ist? Es wäre aber viel einträglicher, wenn man nicht nach der Anzahl der Füße bezahlte, sondern nach der Größe des Fußes. Je größer der Fuß, desto größer die Tare! Ein Jeder müßte, wie Carl der Zwölfte, seinen Stiefel auf's Rathhaus schicken: „Das ist mein Stiefel, was hab' ich zu bezahlen?“

Mit den Frauenzimmern wär's etwas schwieriger! Da könnte großer Betrug stattfinden! Sie könnten ihre „Mennion“-Schuhe schicken, die sind aber gewöhnlich um einen halben Fuß kleiner als der Schuh, den sie en famille brauchen! Nichts, m. f. H. u. H., läßt sich so sehr in die Enge treiben, als ein weiblicher Fuß, bevor er auf einen Ball geht! Mancher Fuß von drei Schuhen im Umfang, kömmt in einen Schuh, der kaum einen halben Fuß hat! Wie sachte treten sie da auf, allein wenn

dieser Ball- und Reunions-Conversations-Fuß zu Hause wieder in die weitgedehnten Hallen seines Puffens zurückkehrt, dann gibt's gleich einen andern — Auftritt!

Da aber jetzt die Menschen von der zweiten Classe auf so großem Fuße leben, wie die von der ersten Classe, so wäre auch in dieser Beziehung Gewinn für die Curtaxe.

Bloß die Liebe, m. i. H. u. H., brauchte auch, im Falle von den Füßen bezahlt werden müßte, nichts zu bezahlen, denn die wahre Liebe faßt jetzt nirgends Fuß!

Darum, m. i. H. u. H., bleiben auf dem Lande doch alle Fuß-Partien vergebens, die man arrangirt um eine Partie für die Hand!

Ach, wieviel Partien machen die Frauenzimmer nicht um die eine große Partie! Sie machen Land-Partien, Wasser-Partien, Schlitten-Partien, Fuß-Partien, Reit-Partien, leider aber schließen sie oft mit einer — Esel-Partie!

Wenn der Frühling und die Natur erwacht, m. i. H. u. H., gehen die Stadtkinder auf's Land; allein, es ist ein großer Uebelstand, ein trauriger Contrast eingetreten, die wahre Natur erwacht jetzt sehr spät, und immer später und später, die Natur der Stadtkinder aber erwacht jetzt sehr früh, und immer früher und früher! Ja, die Stadtkinder erwachen zu früh, und die Stadteltern zu spät!

Die Landnatur bringt jetzt noch im Mai weder Blatt noch Blüte, die Natur der Stadtkinder pflückt schon im März die reifen Früchte vom Baume der Erkenntniß!

Warum, m. f. H. u. H., war der Baum der Erkenntniß ein Apfelbaum? Weil der Apfel, wie die Verführung, rothe Wangen hat, weil alle Verführung vom Apfel, d. h. vom Augapfel ausgeht, denn nur der Augapfel, dieser Reichsapfel des Lichtes, ist der Hautapfel des Menschen und der Sündenapfel des Lebens. Man sagt, m. f. H. u. H., der Satan ist ein Sohn der Finsterniß, es ist nicht wahr. Im Zehen, im Auge, liegt das Sündenregister des Lebens; das Lichtnes des Auges ist der Fallstrick der Seele. Darum, m. f. H. u. H., muß die Gerechtigkeit blind sein, und die Liebe blind und der Glaube blind.

Die Liebe ist blind, und die Treue ist der Hund, der die Liebe leitet. Als man die Eigenschaften unter die Thiere vertheilte, kam die Schlaubeit auf den Fuchs, der Fleiß auf die Biene, das Gedächtniß auf den Elephanten, die Großmuth auf den Löwen, und die Treue kam auf den Hund.

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist blind geboren, die Gerechtigkeit aber nicht. Die Gerechtigkeit war von Natur aus bloß kurzichtig, aber durch schlechte Behandlung ist sie ganz blind geworden.

Was ist die Liebe? Die Liebe ist nichts, als eine treue Uebersetzung eines Herzens in das andere.

Man übersetzt sein „Ich“ in ihr „Du“, und ihr „Du“ in sein „Ich“. Die Männer aber sind wie unsere Uebersetzer aus dem Französischen, sie übersetzen frei, ohne alle Treue. Liebe zeigt sich im Begehren, Liebe zeigt sich im Entfagen, Liebe zeigt sich im Gewähren, Liebe zeigt sich im Versagen, Liebe zeigt sich im Umsaffen, Liebe zeigt sich im Umichlingen, Liebe zeigt sich im Verlassen, Liebe zeigt sich im Bezwingen, Liebe zeigt sich im Wagen, Liebe zeigt sich im Zehnen, Liebe zeigt sich im Verzagen, Liebe zeigt sich in Thränen, Liebe zeigt sich im Verstrecken, Liebe zeigt sich im Vermunnen, Liebe zeigt sich im Erichrecken, Liebe zeigt sich im Veritunnen, Liebe zeigt sich im Betreten, Liebe zeigt sich im Verichenden, Liebe zeigt sich im Erröthen, Liebe zeigt sich nie in Prosa, Liebe liebt die Poesie, d'rum vertrau' ich's Euch sub rosa: bei den Dichtern fehlt sie nie! —

Liebe und Ehe sind zwei Himmelstleitern: auf der Leiter der Liebe geht man auf der einen Seite in den Himmel hinauf, und auf der anderen Seite steigt man auf der Leiter der Ehe wieder herunter!

Woher kommt der Ausdruck: Ehehälfte? Daher, weil man in der Ehe kaum die Hälfte von dem ist, was man ehemals war! Im gewöhnlichen Leben sagt man: „die kleinere Hälfte“ — „die größere Hälfte“; dies ist ein unnatürlicher Ausdruck, und nur in der Ehe verwendbar; der Mann ist die kleinere Hälfte, und die Frau ist die größere Hälfte.

Auf dem zweifüssigen Courierwagen der Ehe haben beide Passagiere das Recht, 25, oder 40 Pfund Last oder Gepäc mitzubringen; die Frauen aber bringen sehr viel Ueberfracht mit, die der Mann sehr theuer bezahlen muß. Wenn der Mann glaubt, er habe schon die ganze Last aufgepackt, kommen immer noch ein paar kleine Schachteln nach.

Die Liebe zieht im Sommer aus der Stadt ganz auf's Land, die Ehe aber geht nur halb auf's Land, entweder der Mann geht auf's Land, dann genießt die Frau in der Stadt freie Lust, oder die Frau geht auf's Land, dann genießt der Mann in der Stadt ein milderes Klima!

So im Monat März wird jeder Arzt zum Vandrath, welcher den Frauen das Land anrät, er verschreibt ihnen, nichts mehr einzunehmen, sondern er verschreibt ihnen auszugeben, und manche Frauen werden ordentlich curirt, wenn sie nur recht viel ausgeben, in dieser Beziehung sind die Einnehmendsten die Ausgiebigsten.

Die Frauen sind wie das „Conversations-Vexikon“, da kommt immer nacheinander: „Zweite Ausgabe“, „dritte Ausgabe“, „vierte Ausgabe“, und jede Ausgabe ist zugleich eine „vermehrte Ausgabe“, aber keine „verbesserte“; für den Mann ist die Frau eine stets neu erscheinende „Taschenausgabe“ mit Einband, Umschlag, Schuber und Futteral: es ist sonderbar, je

schöner ein Mann seine Frau einbinden läßt, desto ungebundener ist sie!

Was ist das Leben eines Frauenzimmers? Von 18 Jahren bis 25 der siebenjährige Krieg zwischen Herz und Verstand. Von 25 bis 55 der dreißigjährige Krieg der Natur mit dem Schneider, und von da weiter die hartnäckige Vertheidigung einer alten Citadelle gegen die sturmlaufenden Jahre.

Was heißt das: „Eine Frau in den besten Jahren?“ Das heißt: „Eine Frau in den „besten Kleidern!“ Je besser und je höher die Jahre, desto besser und höher die Kleider! Man frage nur die Schneider und die Marchandes de Modes, die besten Jahre sind immer die besten Kunden.

Was heißt bei den Männern „die besten Jahre?“ Die Jahre, in denen man sie am leichtesten zum Besten haben kann! Ein Mann in dem besten Alter ist ein Mann, an dem das Beste ist, daß er endlich alt wird!

Die besten Jahre, sowohl die männlichen als die weiblichen, gehen gern auf's Land, aber da kehrt sich die Geschichte um, immer die Jahre, in welchen die Frauen auf's Land gehen, sind für die Männer in der Stadt die besten Jahre.

Auf dem Lande, m. f. S. u. S., nehmen sich die Frauenzimmer im Allgemeinen mehr Recht heraus, als in der Stadt, das ist jetzt ihr

„allgemeines Landrecht“,

sie halten sich so manche Entschädigung für das, was sie in der Stadt zurücklassen, das ist ihre Stathalterei!

Aber nicht nur die Ehe, auch die Liebe führt eine eigene Wirthschaft auf dem Lande, das ist die Landwirthschaft der Liebe.

Bei dieser Landwirthschaft der Liebe ist auch ein Hauptzweig die „Viehzucht“; darum nehmen die Mädchen alle die guten Thiere mit, die in der Stadt an ihrem Wagen ziehen.

Wie gefühlvoll sind die Frauenzimmer auf dem Lande, wie voll von süßem Gefühle, d. h. wenn sie nicht voll von saurer Milch sind!

Bei den Frauenzimmern, m. f. S. u. S., heißt gefühlvoll so viel als krank! Wenn ich höre: „Das ist eine sehr gefühlvolle Frau“, so fällt mir immer ein, was ihr die Apotheke durch's ganze Jahr kostet! Ach, du lieber Himmel! wie viele gefühlvolle Mädchen gehen jetzt auf's Land, und jedes sucht einen gefühlvollen Jüngling; trifft nun so ein gefühlvolles Mädchen einen gefühlvollen Jüngling, so ist es natürlich, daß sie gegenseitig nichts für sich fühlen, denn sie sind schon alle zwei so voll von Gefühl, daß sie übergehen müssen, und daher kommt's daß die gefühlvollsten Mädchen so oft von einem Gefühle zum anderen übergehen, das kommt aus zu viel Vollgefühl!!

Besonders aber, m. f. S. u. S., ist ein Bade-

ert den Gefühlvollen günstig, und besonders der Liebe!

Ein Badeort gibt oft einem langen, schwankenden Verhältnisse den Ausschlag, und das ist der beste „Bade=Ausschlag!“

Ja, das Landleben ist angenehm, weil man ungenirt sein kann, das Landleben ist auch bequem, weil man ungenirt sein kann, und besonders in einem Badeorte, wo man sich nur mit Wasser beschäftigt, und Wasser ist ja das Urelement der Liebe! Venus wurde aus dem Meere geboren! Darum ist die Liebe, die wahre Liebe, wie eine Seerkrankheit, man bekommt sie nur ein Mal. Als Venus in ihrer Muschel aus dem Meere stieg, das klare Element verlassen sollte, um irdische Liebe zu werden, da fielen zwei Wehmuthsthränen aus ihren Augen, eine fiel in die Muschel, welche zum Rahne diente, und wurde da zur belohnenden Perle, und die andere fiel an's Ufer, und aus ihr entsproß die Thränenweide, welche deshalb immer ihre grünen Arme dem Wasser sehnsüchtig und traurig entgegenstreckt! Ja, aus dem Wasser entstand das Feuer der Liebe! Dieses Wasser=feuerwerk der Erde!

Feuer und Wasser, m. f. H. u. H., sind zwei feindliche Elemente, die sich gegenseitig bekriegen, und sie wohnen nur in zwei kleinen, aber kostbaren Wesen friedlich mit- und nebeneinander: im Demant und Trauenaugel! Da wohnt Blut und Blut zusammen,

und der Mensch ist bei den Frauenaugen in ewiger Feuer- und Wassergefahr! Die menschlichen Thränen, die Thränen des Mitleids, das sind die wahren Lösch- und Heilanstalten des Lebens, durch diese Mitleidsthränen werden tausend Leiden gestillt, tausendfaches Unglück gemildert, tausend Spitäler und Kleinkinder-Bewahranstalten aufgebaut!

Die verheirateten Männer haben in den Augen ihrer Frauen jeder ein Privat-Gräfenberg. Was der Frau fehlt, wird durch Thränenwasser hergestellt! Da zeigt sich's, daß Mann und Weib ein Leib ist, er kömmt unter die Thränen-Douche, er muß Geld schwitzen, und ihr wird besser!

Die Frauen, m. f. S. u. S., haben so vieles, was für sie spricht, am meisten ihr Mund, das ist ihr Haus- und Familien-Advocat; allein dieser Advocat ist nicht so gefährlich, als jene Advocaten, welche sie alle Augenblicke in den Augenwinkeln sitzen haben, als ihre Thränen, das sind die gefährlichsten Winkel-Advocaten!

Man sagt, m. f. S. u. S., wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, das ist nicht wahr, man muß sagen: „Wovon das Herz voll ist, geht das Auge über!“ Wenn das Herz leer ist, dann geht der Mund über, aber die Augen geh'n dann nur über, wenn das Herz zu und übertoll ist! Volle Gläser und volle Herzen fließen über!

Es heißt: „Glück und Glas, wie bald bricht

das!" Es sollte aber heißen: „Glück, Glas, Aug' und Herz, wie bald bricht das!"

Allein, der Mensch hält sich nur bei ganzem Glücke, bei ganzen Gläsern und bei ganzen Herzen lange auf, an zertrümmertem Glücke, an zerichlagenen Gläsern und an gebrochenen Herzen geht der Mensch gleichgiltig vorbei, und dennoch schneiden Glück, Herz und Glas nur dann das Leben wund, wenn sie gebrochen sind!

Die Männer machen es mit den Frauenherzen auch wie mit den Gläsern, sie berauschen sich zuerst aus den vollen Herzen und zerbrechen sie dann, es soll kein Andeer mehr daraus Wonne trinken!

Aber auch das Thränenwasser, m. f. H. u. H., wird oft zur Sintflut, auf der die Arche des Lebens umstürzt herumtreibt. In der Arche des menschlichen Herzens, welche auf den Gewässern des Lebens herumtreibt, sitzen die menschlichen Leidenschaften, wie die Thiere in der wirklichen Arche, alle paarweise beisammen: Haß und Liebe, Kummer und Wonne, Hofahrt und Demuth, Geiz und Verschwendung, Rache und Vergebung, Glaube und Verzweiflung! Aber der Mensch ist leider ein wahrer Noah, er schießt aus seinem Herzen immer zuerst den finsternen, krächzenden Raben in die Welt aus, um einen festen Punkt zu finden, und dann später erst die Friedenstaube!

Bei dieser Gelegenheit, m. f. H. u. H., erfahren wir auch etwas aus der Geschichte der Journalistik,

nämlich das erste Blatt der Welt war ein Selblatt; ein Selblatt ist auch das einzige Blatt, durch welches ein Redacteur jett werden kann. Das Sel ist auch ganz wie die Journalistik, es bleibt stets auf der Oberfläche; auch in noch einer anderen Hinsicht haben das Sel und die Journalistik eine Aehnlichkeit, die Güte von Beiden hängt oft von — der Presse ab.

Der erste Redacteur war also eine Taube, und die Spur davon ist noch jetzt sichtlich, denn wenn man viele unserer Journale ansieht, so muß man gestehen, die Tauben können sie nicht schöner zusammen suchen.

Dazumal konnte ein Redacteur leicht eine friedliche Taube sein, sein Blatt war das einzige in der Welt. Ueber den Styl dieses Blattes bekommen wir auch einige Aufklärung, denn kaum hat Noah das Blatt angesehen, so hat er gewußt, daß Alles auf Erden schon trocken sein muß.

Was das Beste an jenem Blatte gewesen sein muß, ist, daß es dazumal noch keine Recensenten gab.

Es gibt jetzt, m. f. H. u. H., auch Stadt-Recensenten und Land-Recensenten. Na, die Recensenten recensiren schon die liebe Natur! Was mich nur wundert, das ist, daß die Recensenten die Natur loben, sie haben doch von der Natur ganz und gar nichts bekommen!!

Da aber auf dem Lande alles billiger ist, so

sind die Recensenten auf dem Lande vielleicht, wenn auch nicht geredter, doch — billiger.

Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, m. f. H. u. H., Ihnen einige Recensions-Grundzüge und Maximen aus meinen Speise-Blättern mitzutheilen. Ich speise nämlich nie, ohne zwischen jedem Gerichte einige reine Lebensregeln zu lernen.

Also:

Einige Recensir- und Kunst-Erfahrungen, während des Essens beim „goldenen Schwan“ gesammelt:

1.

Wenn ein jeder Sänger ein „goldener Schwan“ wäre, so hätte die tadelnde Kritik längst den „Schwanengefang“ gesungen.

2.

Man soll keinen Autor recensiren, bis man mit ihm gegessen hat, um zu sehen, wieviel er vertragen kann.

3.

Die meisten Recensenten sind wie die Wirthshausmesser, keine Schneide, einen schmalen Rücken und einen hölzernen Stuhl (Stiel).

4.

An einem Wirthshausstische, bei einer lärmenden

Tafelmusik, da halten sich die Recensenten mit Recht für die Klügsten, weil sie bei dem Lärm ihr eigenes Wort nicht hören!

## 5.

Die Theater-Sängerinnen sind wie Spargel; zuerst suchen sie auf ihrem Felde sich gegenseitig auszustechen, dann beißen sie sich gegenseitig den Kopf ab.

## 6.

Schlechte Schauspieler und gute Knödel muß man nicht schneiden, sondern reißen.

## 7.

Das beste Mittel, mit einem Recensenten gut auszukommen, ist folgendes: Man geht mit ihm in ein Wirthshaus und bricht mehreren Flaschen Champagner oder dem Recensenten den Hals u. s. w., u. s. w.

## 8.

Die Recensenten lernt man ganz genau beim Weintrinken kennen: sie stoßen alle Augenblicke an, und lassen doch Niemanden leben.

## 9.

Unsere Heldenspieler erkennt man bei Tisch gleich, sie lieben das starke Auftragen!

## 10.

Unsere Speiszettel sind wie die deutschen Rever-

toirs, es stehen viele Sachen darauf, aber man bekommt sie nicht zu sehen.

## 11.

Ein jeder Theater = Director sollte fleißig Gastmahle geben, da würde er sehen, daß Gäste nichts eintragen und viel verschlingen.

## 12.

Die Künstler haben verschiedenartige Systeme, die Recensenten zum Schweigen zu bringen; einige senden ihnen ein paar Flaschen Wein, Andere haben schon mehr Art und Aufmerksamkeit, und überreichen ihnen die Flaschen persönlich.

## 13.

Bei den Weingläsern und Weinflaschen wird man es erst so recht gewahr, was für trockene Wesen die Gelehrten (Gelehrten) sind.

## 14.

Die schlechten Sänger wirken im Weinhaufe eben so, wie im Opernhause, — sie jagen Alles — durch ihre Gurgel!

## 15.

Unsere deutschen Dramatiker schreiben lauter englische Beefsteaks: halb roh und halb blutig!

## 16.

Schlechte Schriftsteller sollten alle Fasttage in

ordinäre Wirthshäuser gehen, da finden sie immer:  
„Leser mit Stockfisch!“

## 17.

Es ist sonderbar, auf dem Speiszetteln steht ein „Wespennest“ unter den Nichtspeisen, bei einem tüchtigen Kritiker gehört so ein Wespennest zu seinen besten Braten!

## 18.

Woher kommt der Ausdruck: „nach Noten trinken?“ Von den Musikanten, diese trinken nach Noten, d. h. sie verchlucken immer „eine Halbe“.

## 19.

Wenn ein Recensent einer Künstlerin schmeichelt, soll sie ihm nur eine Tasse schwarzen Caffee vorlesen, da wird sie sehen, wenn sie ihm den Caffee noch so süß macht, es bleibt ihm immer ein schwarzer Grundsatz!

## 20.

Letzte Betrachtung: Einem Humoristen, der zugleich Recensent ist, soll man kein Rindfleisch zu essen geben, denn er wüthet oft in sein eigenes Fleisch hinein!

Wissen Sie, m. f. H. u. H., warum die Recensenten so gern frische Luft aufsuchen? Weil sie die Gründe für das, was sie sagen, alle aus der Luft greifen müssen. Die Stadtlust haben sie schon ganz abgegriffen, nun geht's an die Landluft!

Ich bemerke so eben, m. f. H. u. H., daß ich Sie von meinem Thema „Liebe“ ganz ab, und zu dem Thema „Recensenten“ geführt habe. Sie leben also, zu welchen Dummheiten die Liebe führen kann!

Man sagt: „Ein Liebender macht dumme Streiche“, es ist nicht wahr, ein Liebender macht keine dummen Streiche, zwei Liebende machen dumme Streiche; sonst haben sie aber auch nichts zu thun!

Im menschlichen Herzen, m. f. H. u. H., hat überhaupt nur die Vernunft die gesetzgebende Gewalt, die Dummheit aber hat die ausübende Gewalt!

Die dümmsten Streiche aber machen die alten Männer und alten Frauen, wenn sie lieben: das ist wie ein Donnerwetter im Winter, es schlägt nicht ein, aber es voltert gewaltig, und die ganze Welt wunder: sich! In dieser Beziehung ist die Liebe wie der Wind, in alten Ruinen tobt er am meisten. Darum sind auch die Alten mehr Windbeutel, als die Jungen.

Die Männer alle, so lang sie sich rühren können, rührt sie nichts. Keine Schönheit, keine Jugend, keine Tugend; wenn sie alt werden und sich nicht mehr rühren können, dann werden sie von jeder Larve gerührt, sie lieben am rührendsten, wenn sie der Schlag gerührt hat; von dieser Liebe kann man sagen: „Zwei Herzen und ein Schlag!“

In dieser Hinsicht ist auch die Liebe auf dem Lande und in Badeorten geeignet! Die Schwefelquellen

treiben die ältesten Nebel heraus. Wenn in einem Manne so eine Liebe 40 oder 50 Jahre gesteckt hat, jetzt wirft sie sich auf einmal auf die Haut und wird sichtbar, das ist sehr gesund!

Man geht aus zwei Gründen in einen Badeort, um die Cur zu brauchen oder die Cour zu machen.

Wer die Cur braucht, zahlt drei Gulden, wer sie macht, bezahlt nichts. Das Patent zum Courmachen bekommt man taxfrei. Ja, es thäte Noth, daß man dem Courmacher jetzt noch darauf bezahlte, und wenn schon für's Courmachen bezahlt wird, so werden die Frauenzimmer schön betrogen, die Courmacher bezahlen mit Schein und die Frauenzimmer nehmen es für bare Münze. Alle Metiers stehen auf der Badeliste, allein Niemand schreibt sich ein: adeliger oder bürgerlicher Courmacher aus Wien.

Ueberhaupt, m. f. S. u. S., steht die „hiefige Badeliste“ in großem Widerspruch mit dem „Häuser-Schematismus in Wien!“ Der Wiener „Häuser-Schematismus“ zählt nicht so viele Häuser in Wien, als die Badner Badeliste „Wiener Hausinhabers-Gattinnen“ zählt; und man sollte glauben, jeder Hausherr in Wien habe sechs Gattinnen; das ist aber nicht möglich, denn wer auch nur eine Gattin hat, ist schon nimmer recht Hausherr! Man jagt, es gibt Herren über Herren; das sind die Hausinhabers-Gattinnen, die sind der Hausherren Herren! Wenn

ich so manche Hausfrau sehe, danke ich Gott, daß ich kein Haus bin, sonst wäre die vielleicht meine Frau.

Sie schreiben: „Hausinhabers = Gattin“, und es ist noch die Frage: wenn der Mann zum Besuche herauskommt, wie sollte er sich einschreiben: „Haus = Inhabers = Gattin. Inhaber“ aus Wien!

Courmacher sollen schreiben: „Haus = Inhabers = Gattin = Courmacher“ aus Wien“; bei diesem Courmachen weiß man eigentlich nicht, ob die Cour die Gattin, das Haus oder den Inhaber angeht!

Die Frauen haben überhaupt in Baden mehr Vorrechte als die Männer, denn wenn sie nach Baden gehen, nehmen sie sich schon Rechte vor! Zum Beispiel, m. f. S. u. S., die Männer dürfen die Frauen nicht schwimmen sehen, die Frauen aber können gar nicht genug Vornetten und Perspective zusammenbringen, um die Männer schwimmen zu sehen! Dieses Thema ist zu ernst und zu traurig, um einen Witz oder einen Spaß dabei zu machen; ich frage daher bloß, wie will ein gewisser Theil des weiblichen Geschlechtes von den Männern feine Sitte, Eleganz, Anstand und ritterliche Artigkeit fordern, wenn sie selbst ein solch trockenes Beispiel von Entwürdigung des weiblichen Bartgefühls, von Mangel an sittlicher Blüte geben, und am Ufer und Strande der Schwimmschulen den Männern zum freisten Betragen das offene Standrecht einräumen?!

Zu den Vorrechten der Frauen auf dem Lande gehört auch ein Courmacher; in diesem Punkte sind die Frauenzimmer wie die Spinnen, auf allen ihren Wegen ziehen sie wenigstens einen Faden hinter sich her!

Ja, m. f. H. u. H., Baden und der Park geben ein Bild der Liebe, des Lebens und der Courmacher! Die schönsten Anlagen sind da, sie werden wenig benutzt, im Parke sucht man wie an den Menschen nur die Schattenseiten auf, und die Courmacher besetzen jede Bank, um dann die Frauenzimmer durch die Bank sitzen zu lassen!

In der Liebe kann man sich auf nichts so sehr verlassen, als auf's Verlassen! Der Mensch, m. f. H. u. H., wird am Ende von Allen und von Allem verlassen, das ist die Verlassenheit des Schicksals an die Menschheit. Es gibt nur eine Gattung Menschen, die den Menschen nicht verläßt, und grad' im Unglück recht fest an ihm hält: die Gläubiger; wer im Unglück nicht ganz verlassen sein will, der mach' im Glück nur recht Schulden!

Der Mensch ist von Allem ein Freund, nur nicht vom Bezahlen; aber ich kenne einen Fall, wo sich die Menschen auch nicht bezahlen lassen wollen! nämlich: „Wer den Namen Gutes thut, dem wird Gott bezahlen.“ Die Teut' sind zu nobel, sie wollen sich von Gott nichts bezahlen lassen, und thun lieber kein Gutes!

Sa, m. i. H. u. H., der Mensch wird auch am Ende von der ganzen Welt verlassen, und möchte doch die Welt nicht verlassen! Wenn der Mensch einmal auf der Welt ist, bringt ihn die ganze Welt nicht aus der Welt; ja, manchmal braucht man zu dem schwächlichsten und kränksten Menschen fünf bis sechs baumstarke Doctoren, bis man ihn aus der Welt bringt!

So ist's auch mit der Liebe, kein Mensch will sie verlassen oder enden! Die Männer lieben immer fort, und bei jeder neuen Liebe sagen sie: „Jetzt endlich lieb' ich unendlich!“

Kennen Sie die „vier Endungen“ der Liebe nicht? Nun, so lernen Sie sie von mir:

Erste Endung: Nominativ, oder Nennfall: Das ist jene Liebe, die aus dem Himmel fällt, wenn man sie beim rechten Namen nennt, dann ist's aus. Erste Endung.

Zweite Endung: Genitiv, Zeugefall: Das ist jener Fall, wo es bezeugt wird, daß die Liebe keine Liebe war. Zweite Endung.

Dritte Endung: Dativ, oder Gebefall: Da sagt der Mann zum Vater des Mädchens: „Ich will sie nehmen, wenn Du wirst geben, wo nicht, ist's aus.“ Dritte Endung.

Vierte Endung: Accusativ, Anklagefall: Das ist der Fall, wo die Liebe mit einer Ehe schließt, da fangen die Klagen an, und die Lieb' ist zu Ende. Vierte Endung.

Und jetzt, Ihnen zu Liebe, m. j. H. u. H., noch eine Endung, Vocativ oder fünfte Endung, nämlich, ich ende mit diesen Variationen der Liebe, denn ich bin ein Vocativus, und weiß, daß das für Sie der beste Fall ist!



## Das Unglück, ein geistreicher Mensch zu sein.

s gibt verschiedene Unglücke in der Welt; z. B. das Unglück in einer so glücklichen Lage zu sein, daß man gar nicht weiß, wer wirklich unser Freund ist; oder das Unglück, so eine schöne Stimme zu haben, daß man das ganze Jahr plötzlich heiser ist; oder das Unglück, im ganzen Jahr so oft zum Essen geladen zu sein, daß man das ganze Jahr keinen Appetit hat; oder das Unglück, daß unsere Frau das ganze Jahr so viele Dinge zufällig unter dem Preise zu kaufen bekommt, daß wir es zufällig nicht mehr aushalten können; oder das Unglück, alle Monate so viele Abonnenten auf unsere Zeitschrift mehr zu bekommen, daß wir es gar nicht merken, daß wir alle Vierteljahr um so viel weniger haben; oder das Unglück, so ungeheuer bieder zu sein, daß die Leute sagen: „das ist groß!“; oder das Unglück, so ein tüchtiger Brod gelehrter zu sein, daß wir nicht auf Semeln haben; oder das Unglück, so schön zu sein, daß die Leute schon in der Ferne sagen: „Na, die muß schön dumm sein!“ oder das Unglück, nur einen Einspänner mit einem Sitz und eine Frau mit zwei

Hausfreunden zu haben; oder das Unglück, seiner Geliebten stets so gegenwärtig zu sein, daß sie in jedem Manne nur uns zu erblicken glaubt; oder das Unglück, so kalligraphisch zu schreiben, daß die Leute beim Anblicke unseres Briefes sogleich ausrufen: „das kann nichts Gescheidtes sein!“; oder das Unglück, so bekannt zu sein, daß man sich keine Bekanntschaft zu machen getraut; oder das Unglück, so ein beliebter Damen-Schriftsteller zu sein, daß man ihnen Alles geschrieben geben muß; oder das Unglück, so kurz-sichtig zu sein, daß einem alle Frauenzimmer nahe gehen müssen; oder das Unglück, so einen gesunden Schlaf zu haben, daß wir die Stunde verschlafen, in der unsere Gläubiger kommen und wir noch zu Hause sind; oder das Unglück, immer so fein geteilet sein zu können, daß alle Schneider mit uns grob sein können; oder endlich — um doch einmal aus dem Oder-Kuß heraus zu kommen — oder endlich das Unglück, daß einem unaufhörlich so viel oder und Gedanken und Gleichnisse einfallen, daß man nicht weiß, wann man aufhören soll. —

Alle diese Unglücksfälle sind jedoch wahre Glücksfälle gegen das Unglück: ein geistreicher Mensch zu sein, oder dafür zu gelten!

Es gibt nichts Wenanteres, Uncommoderes, Unbequemeres, Hindernderes, als Geist!

Den Staar kann man sich stechen lassen, die Taubheit curiren, den Zahn ausreißn, die Warze

wegsäßen, das Ueberbein amputiren, das Elfterauge ausschneiden u. ſ. w. — aber der Geiſt iſt nicht auszurotten, gegen den Geiſt gibt es kein Mittel, wer mit ihm behaftet iſt, wird ihn nicht mehr los!

Wenn die Menſchen von einem anderen Menſchen einmal überzeugt ſind, daß er durchaus keinen Geiſt hat, auch nie Spuren dieſes Uebels gezeigt hat, heißt es ſogleich: „Das iſt ein lieber Menſch!“

Man kann ſich darauf verlaſſen, wenn man von Jemanden hört: „das iſt ein lieber Menſch!“ — der Menſch hat Voltaire's Schriften nicht geſchrieben, und hat es in Künſten und Wiſſenſchaften höchstens bis zur Calligraphie gebracht. Es iſt beſſer, man iſt gar kein Menſch, als ſo ein „lieber Menſch!“

Kaum aber hören die Leute von einem Manne, der Geiſt hat, ſo ſehen ſie ihn gerade ſo an wie einen Königstiger, von Ferne, mit Angſt und Entſetzen!

Wenn der Mann von Geiſt in einen Circle tritt, ſo ſagt ſogleich die Mutter zu den Töchtern: „Halt's Maul! Redet keine Sylbe, das iſt der Mann mit dem Geiſt!“ Die Töchtern ſtecken ſich Eines hinter dem Anderen wie die Kämmer, wenn der Wolf kömmt, und beißen ſich die Lippen inwendig mit den Zähnen zuſammen, daß ja kein Wort herausglucke.

Die Tante ſagt zu der Nichte, und die Baſe ſagt zu der Großbaſe, und die Gevatterin ſagt zu der Nachbarin: „Ich getraue mich den Caffee nicht

zu trinken, der Mann mit dem Geiste schaut uns an!" —

Der Mann mit dem Geiste tritt zu den Herren, um Theil an der Conversation zu nehmen; das Gespräch stockt, die Herren verstummen, man zischelt, man schaut den Mann mit dem Geiste an, und getraut sich nicht weiter zu sprechen.

Der Mann mit dem Geiste stellt eine unschuldige Frage; „was kann er denn eigentlich damit meinen?“ Der Mann mit dem Geiste gibt eine unschuldige Antwort; „was für ein heimlicher Sinn liegt in ihr?“ Der Mann mit dem Geiste will Thee trinken, die Hausfrau zittert und sagt zu dem Stubenmädchen: „Um Gotteswillen, Thee für den Mann mit dem Geiste!“ Der Mann mit dem Geiste nähert sich einer Dame, um sie anzusprechen, sie wechselt die Farbe, ihr Auge bricht, der Mann mit dem Geiste fühlt Erbarmen und tritt zurück.

Zufällig ist eine Dame in der Gesellschaft, die Geist genug hat, sich vor dem Geiste nicht zu fürchten, der Mann mit dem Geiste unterhält sich mit ihr, die ganze Gesellschaft staunt sie ebenso an, wie man Van Nfen angestaunt hat, als er den Kopf in den Löwenrachen steckte!

Kurz, in der Gesellschaft ist Niemand géanter, als der Mann mit dem Geiste!

Und nun belauschen wir den Mann mit dem Geiste bei ihm zu Hause! Da geht das Unglück erst

los! Da ist kein Geist wie ein Verlagsamt, es soll der ganzen Welt Geist leihen, auf und ohne Pfänder!

Es klopft: „herein!“ — „Mein verehrter Herr Mann mit dem Geiste, ich habe ein großes Trauerspiel geschrieben, darf ich's Ihnen vorlesen? Ihr Geist u. s. w.“ —

Noch einmal! „herein!“ — „Hochgeschätzter Herr Mann mit dem Geiste, meine Tante hat übermorgen einen Namenstag, ich möchte ihr eine sinnige Ueberraschung machen, Ihr Geist u. s. w.“ —

Wiederum! „herein!“ — „Theuerster Herr Mann mit dem Geiste, mein Onkel ist gestorben, eine sinnige Grabinschrift, Ihr Geist u. s. w.“ —

Noch einmal! „herein!“ — „Mann mit dem Geiste, meine Frau ist von Drillingen entbunden, eine zarte Anspielung, Ihr Geist u. s. w.“ —

Schon wieder! „herein!“ — „Die Frau so und so läßt sich empfehlen, da steht eine Charade in der „Agrarzeitung“, Sie möchten so gütig sein, sie aufzulösen, Ihr Geist u. s. w.“ —

Noch kein Ende! „herein!“ — „Fräulein B. läßt Sie um eine kurze, aber geistreiche Devise zu einem Zahnstocher = Etui bitten, Ihr Geist u. s. w.“

Hat das Ding denn gar Ende? „herein!“ —

„Entschuldigen Sie, ich möchte mich dem Schauspielerstande widmen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Rolle des Jaromir vorspiele, Ihr Urtheil, Ihr Geist u. s. w.“

Zum Kukuk! „herein!“ — „Ach, Edelster, ich werde heute nach meinem Liede gewiß gerufen werden, nur einige recht schlagende Couplets zur Repetition, Ihr Geist u. s. w.“

So ungefähr gehen die geselligen und häuslichen Freuden des Mannes mit dem Geiste aus!

Mit dem Heiraten ist's nun gar schlimm! Die Mütter, die Väter, die Großmütter, die Tanten sagen alle: „Warum nicht gar! das fehlt uns noch! Einen Mann mit Geist in unserer ehrlichen Familie!“

Kurz, es ist ein großes Unglück Geist zu haben, und es gehört unendlich viel Geist dazu, dieses Unglück mit Anstand zu überleben!



## Etwas über das humoristische „Ich“,

oder:

### Ich und meine Ichleins.

**I**n den „Mittheilungen aus Wien“, sagt Herr Ermin, bei Gelegenheit, wo er über das „Wir“ oder „Ich“ in der Kritik spricht, Folgendes:  
— „Saphir ist der Gründer dieses Individualismus in der Kritik; aber er ist ein geniales Original, seine persönlichen, wie seine schriftstellerischen Verhältnisse sind von mannigfachen Interesse durchwoben. Wir sehen ihm diese Abirrung vom wahren Wege, dies bleibt sie immer, lieber nach, wir amüsiren uns über die kleinen humoristischen Romane, wo sein Ich die Axe ist, und die er häufig den geharnischten Urtheilen als Einleitung vorausschickt. Was aber kümmern uns Hinz und Kunz, ihre affectirte Wichtigthuerei, ihre hohle Aufgeblasenheit?“ —

Wenn ich mich an diese Bemerkung halte, um Einiges zu ihrer Verichtigung zu sagen, so geschieht dies nicht darum, als ob mich etwa diese wohlwollende und im allgemeinen wahre Ansicht im Entferntesten

verlezt hätte, sondern wegen vieler Leser des „Humoristen“, die, wie ich schon oft Gelegenheit zu hören hatte, über das „humoristische Ich“ noch in völliger Unkenntniß sind.

Es gibt leider noch viele Leser, die, wenn der Humorist den Einsehpunkt seiner geistigen Schleuder in seinem Ich nimmt, sagen: „Der Mensch spricht ewig nur von sich!“

Eine schwerere Kunst, als die, gut zu schreiben, ist die Kunst: gut zu lesen; unter zehn Schriftstellern kann nicht Einer gut schreiben, und unter zehntausend Lesern können nicht hundert gut lesen! — Zum gut lesen gehört vor Allem, darüber im Klaren zu sein, welches die Pflichten und welches die Freiheiten, welches die Eigenthümlichkeit und welches die Familiartäten sein dürfen, welche die Verschiedenheiten des Styles und des Genres an und für sich und gegen ihr Publikum haben sollen, haben dürfen, haben müssen.

Wenn das Ich in der Kritik eine „Abirrung vom Wege“ ist, so ist das colossälste ästhetische Werk, so ist das genialste kritische Werk der deutschen Literatur, so ist Jean Paul's „Vorichule der Aesthetik“ eine Abirrung in drei Bänden!

In diesem unsterblichen Werke sagt Jean Paul über das humoristische „Ich“:

— „Daher spielt bei jedem Humoristen das Ich die erste Rolle; wo er kann, zieht er sogar seine per-

jöntlichen Verhältnisse auf sein komisches Theater, wie-wohl nur, um sie poetisch zu vernichten.“ —

— „Im Humor tritt das Ich parodistisch her- aus, und bis in die kleinsten Sprachtheilchen hinein wirft die Humoristik des Ichs!“ —

Der Humor ist ein geborner Engländer und kein Deutscher. Daher schreibt er wie die Engländer das I groß, und nicht wie die Deutschen, die kaum ein i klein genug finden können, um ihr demüthiges „ich“ damit anzufangen.

Die Subjectivität des Humors ist es eben, sich als Thoren anzusetzen, und mit diesem feinen Ich- Bestandtheile die Herbeheit des Ganzen abzuzüßen.

Wenn der Mensch einen Stein schleudern will, so lehnt er sich, weit ausholend, zurück: wenn der Mensch über einen Graben setzen will, so geht er acht, zehn, auch zwanzig Anlaufschritte zurück. Wenn Geist als Humor den Anlauf nehmen will, so macht er erst einige Schritte in sich hinein, in sein Ich hinein, um von da auf die Außendinge anzulegen. Die Subjectivität oder das Ich — denn das Ich ist ja nichts, als der eigene Namen der Subjectivität — ist bei der humoristischen Fraction selbst Nenner und Zähler, aus dieser subjectiven Rechnung ziehen wir das objective Facit.

Die Unbescheidenheit, die der Leser dem Autor vorwirft, der „ich“ sagt, ist eigentlich Unbescheidenheit des Lesers. Der Leser liest gerne, wenn der

Auton „wir“ sagt, weil der Leser sich in dieses „Collectiv=Wir“ mit einschließt.

Wenn der Humor „ich“ sagt, so meint er nicht jenes sein Ich, welches Moriz oder Jonathan oder Theodor oder Isidor heißt; nicht jenes sein Ich, welches lang oder kurz, mager oder fett, schön oder häßlich ist; nicht jenes sein Ich, welches auf dem Graben oder in Hernals wohnt, sondern jenes sein Ich, welches er als parodistisches und parodirtes zugleich in Bewegung setzt; als erster mit ausgelachter Lacher über das Lächerliche. Das Ich ist das Quecksilber des humoristischen Spiegels, durch dieses Ich scheint die Thorheit aus dem Spiegel heraus zu schauen, die doch eigentlich nur in den Spiegel hineinschaut.

Eben aber, weil das Ich des Humoristen nichts ist, als der Schein einer Parodie, dieser Schein aber aufhört zu wirken, wenn er in ein Sein übergeht, muß der Leser des Humors Vertrauen und Liebe zu seinem Autor, als Autor, mitbringen. Der Leser muß Interesse an der geistigen Individualität des Humoristen nehmen, wenn ihm auch seine wirkliche und physische gleichgiltig, ja verhaßt ist. Denn nur in dem Glauben des Lesers an die Verstellungskunst dieses Ich's; nur dadurch, daß der Leser die empfängliche Offenheit und Liebe mitbringt, daß er mit frohem Scherztalent es erkennt, hinter diesem „Ich“ steckt die Unendlichkeit, die ganze Welt, hinter diesem bloß-

gestellten, parodirten Ich steckt die geharnischte Ironie, die gutmüthigste, ja hausväterlichste Mahnung an den Haushalt der Welt und der Thorheit, nur diese Vorliebe für den geistigen Autor macht die Wirkung des Humors plastisch und drastisch.

Wer einen humoristischen Schriftsteller liest, muß in seine Individuation eingehen, das lesende Ich muß mit dem schreibenden Ich, für den Augenblick des Lesens wenigstens, in einem solchen wohlwollenden Verhältnisse stehen, daß es das, was das schreibende Ich sich einen will, nicht böstlich oder albern für sein wirkliches Wesen annimmt.

Wenn wir einen beliebten Komiker, der uns auf der Bühne ergötzt, auf der Straße begegnen, so lächeln wir; warum? Weil wir durch Vorliebe zu ihm eine freundliche Allianz zu seiner Individuation geschlossen haben.

In einem höheren, feineren und geistigen Grade ist das mit dem komischen und humoristischen Autor der Fall. Wir knüpfen an seine äußere Erscheinung die Erinnerung seines humoristischen Ichs an. Es muß also zwischen dem Ich des Humoristen und dem Ich des Lesers eine wechselseitige Gastfreundschaft, eine stille Neigung vorherrschen. Wehe dem humoristischen Autor, dessen Publikum und Recensent nicht eine gewisse wohlwollende Achtung oder Freundlichkeit zu dem geistigen Ich desselben mitbringt.

Dieses Ich, welches so viele für Unbeideidenheit

nehmen, ist nichts, als Selbst-Vernichtung, parodistisches Aufheben seiner Individualität.

Darin aber liegt das beste Kennzeichen des „Aster-Humors“, wenn der Leser, selbst bei der völligen Anerkennung des humoristischen Ichs, es den tausend Aster-Humoristen dennoch nicht vergeben kann, daß sie ihre Ichs und Schleins mit auf ihr Wurstel-Theater bringen. Diese unsere Aster-Humoristen erregen gerade dadurch Ekel, weil sie das, was sie zu parodiren scheinen, wirklich sind, und weil selbst ihr geistiges Ich so entblößt von aller ästhetischen Schönheit, von jeder moralischen Würde ist.



# Kritische Betrachtungen über die europäischen Kunst-Ausstellungen

VON

Gi=Gi=Gi=Gi,

„Professor der unentdeckten Wissenschaften“ in Napagedl.

Eine Antrittsrede.

---

**N**ach kann das Katheder der seit dem neuen Eisenbahnzuge hier creirten „Professur“ der unentdeckten Wissenschaften mit keiner würdigeren, zeitgemäßerer Betrachtung eröffnen, als mit einer Betrachtung über die europäischen Kunst-Ausstellungen.

Napagedl und Europa, oder vielmehr Napagedl in Europa weiß, daß man in Napagedl und Europa erst ein Amt haben muß, um Verstand haben zu dürfen, und um einen Titel reden zu dürfen. Der Titel: „Professur der unentdeckten Wissenschaften“, ist besonders auf die Ausübung im Reiche der schönen Künste und der Kritik wichtig, denn ein Professor der unentdeckten Wissenschaften kann ästhetische Weltgesetze creiren, die erst auf jene noch zu entdeckenden Wissenschaften angewendet werden! Mit oder vielmehr

aus dieser Methode die Principien einer künftigen Kunsttheorie schon als Anticipationsgesetze auf die existirenden gegenwärtigen Künste und Wissenschaften zu appliciren, und so zu sagen, dem Genius in seinem schaffenden Präsens mit einem Weisheitsstocker auf dem Futurum conditionell in die arbeitenden Bahne zu fahren, hat eine zweite „Bei-, Neben- und Unter-Professur“ nöthig gemacht:

„Die Professur der künftigen gegenwärtigen Kritik“,

in welcher man nicht von vorne herein, sondern von hinten heraus argumentirt, kritisiert und philosophirt.

Als dieser ebenfalls, denn in Napagedt ist jene Nach-Professur-Gebrurt mit an die erste angewachsen, und bekommt an Gehalt ein Drittel vom Bartegeld, welches mit der ersten Stamm- und Grund-Professur verbunden, d. h. in Aussicht gestellt ist: als solcher verkehrter oder umgekehrter Kritiker lese ich die

„Napagedler Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“,

immer auch nicht nur wie die Orientalen von der Rechten zur Linken, sondern ganz in der Ordnung umgekehrt, d. h. von hinten zurück nach vorne, so daß ich mich zuerst durch alle Klage Anzeigen und Struempf-Anemwühlungen zur Literatur und Kunst und von diesen erst weiter in die Staats-, Welt- und allsonstigen Mängel durchlöcher und beißen muß: denn lesen und beißen ist kritisch dasselbe.

Und es ist gut so, nicht etwa weil es so gut sein muß, sondern weil es so gut sein wird für jene Künste und Wissenschaften, die wir hier in Napagedt noch erfinden oder noch entdecken werden. Nichts macht der Kritik so gewandte Glieder, nichts schärft ihre feine Nase mehr, nichts gibt ihr mehr Licht, als wenn sie sich so durch Müllkerzen und Apollokerzen, durch Seifen, Käse und Macassaröl, durch Tanz-, Vitruv- und Reunions-Anzeigen durchdrängen und mit beiden Ellenbogen Platz machen muß, um zum Theater, zur Kunst, zur Literatur zu kommen.

Es ist daher sehr gut für die Kritik, wenn sie im Durchgehen durch diese Zweize- und Stoffanzeigen in wenig Vorrath mitnimmt, um, wo sie bei der Kunst und Literatur Blöcke und Hungersnoth findet, sogleich menschlich nachzuhelfen.

Hat man sich endlich durchgebissen und durchgestoßen, so findet man in den „gelehrten Sachen“ oft jene Anzeigen und Annoncen, d. h. nicht ihre Körper, aber doch ihre Schatten oder ihren Geist wieder: die positive Annoncemanier, den anempfehlenden Ausrufungsstil, das anpreisend Ausschneidende, das anbietende, das wohlfeil Ausverkaufende, und glaube mir, daß in die Tuchtarren und Hävingsfäßchen ausserlichen Bücher und Bilder eingedrückt worden sind!

Ich habe also für mich eine kleine  
 „unentdeckte Zeitung für unentdeckte  
 Leser“

geschrieben, in welcher ich meinen eigenen Weg, den „Zukünftigen“, einschlage, und aus diesem Gesichtspunkte die Gegenwart kritisiere.

Ich komme nun sogleich mit einem Sprung, ohne alle Vorbereitung, ohne Uebergang, so plötzlich, wie ein Unglück, zu meinen Betrachtungen über die europäischen „Kunst-Ausstellungen“, und zwar zuerst zu den Bilder- und Gemälde-Ausstellungen.

Wir haben dabei den Grundsatz aufgestellt, keinen Fehler aufzudecken, bei keinem Häßlichen hartherzig zu sein, sondern im Gegentheil jedes Minus als ein Plus zu betrachten, ja jedes Nichts als Positives anzusehen, und nur darzuthun, nach welchen Grundsätzen alle diese Nichtse und Minusse als äquale einem giltigen Positiven betrachtet werden können, und so die Humanitätsgesetze mit den ästhetischen Gesetzen brüderlich zusammen zu koppeln und in die Welt hineinzutreiben.

Im Voraus bittet aber der Professor alle Künstler mit Pinseln und Bärten, mit Bartpinseln und Pinselfärten, mit Rundbärten, mit Löwenmähnen, mit Mandrill = Nebel = Zwickel = Henri - quatre - und Wolfschluchtbärten, sich um diese „verkehrte Kritik“ einer „unentdeckten Wissenschaft“, in diesen ihren Locken und Bärten kein graues, ja nicht einmal ein kameelgarnfarbiges Haar wachsen zu lassen.

Vor Allem freut es uns, daß die jetzigen Bilder verkehrt sind von den Menschen, und absonderlich

verkehrt von den Damen: diese, namentlich letztere, schminken sich jung; unsere Bilder schminkten sich alt! In Italien machen die Maler an ihren Bildern selbst vor Allem — die Kritik, d. h. sie verändern dieselbe, um ihnen einen Grundton des Zeitausdrucks zu geben. Ich freute mich immer, wenn ich einen jungen Künstler so mit dem Weihrauchfaß vor seinem Gemälde sah! Wir aber, wir geben diesen Zeitausdruck nicht mehr durch Rauch und Weihrauch, sondern wir malen die frischen Gesichter gleich mit jenem Dunkeladmet, aus dem es hellhell wird, daß sie buntalte Bilder sind! Ich kann diesen Drang zum Alten nur mit dem Heimweh der Kunst entschuldigen, die sich zurück in ihre Wiege sehnt, und durch diese Kunst-Nostalgie dürfte das Zurückgehen der Kunst erklärt werden: es ist reine, wehmüthige Sehnsucht nach ihrer Heimat: die Vor- und Rückwelt!

Eine Kunst-Ausstellung, meine freundlichen Jünger, ist vor Allem die gemalte Kopfsteuer, welche die sämmtliche Einwohnerschaft einer Stadt an die vinzelnden Mänte abliefern. Es sind meistens sogenannte Kopfstücke der Kunst! In den Kunst-Ausstellungen findet man das Porträtstück ganz auf den Nagel gehängt!

Wir freuen uns, daß immer mehr und mehr Porträts in unsere Kunst-Ausstellung kommen, und wir hoffen, daß man bald drei oder vier übereinander wird hängen müssen, und so zwei oder drei verdeckt sein werden!

Was heißt jetzt ein Porträt? Zwei Augen, eine Nase, ein Mund und zwei Wangen spielen das Spiel: „Mathe, wer ist das?“ und gewöhnlich wird auf Alle gerathen, nur nicht auf den — Ungerathenen!

Wir wissen, ad vocem Porträts, nichts mehr zu bewundern, als die Aufopferung, mit welcher unsere Schönen beileibe keinen Zug ihres Namens den neugierigen Augen bloßgeben, dafür aber sie mit einer so breiten Handoffenherzigkeit um Nacken und Schulter u. s. w. betoknen, und so viel von ihrer Originalhaut den bösen Lüsten aussetzen und unten dafür so viel an Spitzen, Pelzen, Puffen ansetzen, als sie oben entzogen haben! Bei den meisten weiblichen Porträts dient die Decenz vom Fuß auf, doch sie bleibt im Avancement stecken, und kann's nicht über's Herz bringen! Man sollte glauben, den größten Theil unserer weiblichen Porträts könnten nur die Gemale derselben gemalt haben: und man sollte in diesem Glauben durch die Unähnlichkeit mit dem Originale bestärkt werden, denn man weiß, daß die Chemänner nie ein treffendes Bild von ihren Frauen entwerfen!

Die Mater sind jetzt wahre Wunderärzte, und ich empfehle sie als wahre Frauen- und Schönheits-Doctoren! Kupfernasen, Warzen, Pockennarben, Leberflecken, Muttermale u. s. w., Alles verschwindet unter ihrer Hand, wie auf einen Zauberschlag! Wie glatt-häutig gehen alle Eva'schlangen aus der Farben schöpfung und Neuhäutung der Palette hervor!

Es ist aber auch ein schwieriges Doppelgeschäft, welches die Künstler bei der Umschöpfung ihrer Originale zu beobachten haben: sie müssen fast eben so viel be-mänteln, als ent-mänteln, und alle Kälten und Kältchen, die im Autis mit dem Mantel der christlichen Malertiebe zugedeckt wurden, lassen an Mantel, Crispin, Pelz, Atlas u. s. w. mit doppelter Tiefe, als wahre Mänte und Weüte auf!

Der arme Maler! Die Farbe der Stoffe, des Sophas, des Vorhangs, des Mamin-Hintergrundes u. s. w. macht ihn confus! und oft kömmt der Marder an dem Palatin in den Augenbrauen wieder zum Vorscheine, das Roth des Carmoisin-Polsters zieht sich in die Wangen, und die Stirne bietet einen Theil des preußischen Kamins dar!

Und nun die Männer-Porträts! Wir wundern uns in Napagedt immer, wenn wir hören, daß die Menschen so wenig Rücksicht auf Klima und Jahreszeit nehmen! Das aber ist das Männliche, das den Mann als Mann porträtiert! Z. B. ein Mann mit einem Pelz, als ob er in Sibirien wäre, in einer Gegend mit blühenden Apfelbäumen und glänzenden Blumen! Das eben ist der Triumph der Kunst, daß sie die Natur immer blühend, im buntesten Schmelz sucht, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die gemalten Leute frieren, oder ob sie Zobel und Marder anhaben! Eben so ist es auch umgekehrt, wir sehen oft einen Mann mit freiem Busen und Schultern

leicht vom römischen Mantel umflogen, und ein ungeheurer Mantel, dessen gemalter Anblick schon an Mätze und Zähneklappern erinnert, hängt über den Schreibstisch des Helden, um ihn sogleich nach dieser Muntzgefrierprobe in seine Arme aufzunehmen.

Es ist im Allgemeinen nicht zu läugnen, so meinen die Kapagedler, daß die jetzige Malerkunst und die Friseurkunst beständig sich in den Haaren liegen! Welcher Heldenmuth von den jetzigen Malern, diese langen Maccaroni-Bäume zu malen, die auf beiden Seiten, von den Organen der Schlaubeit, über die Organe der Musik und Plastik herunterfallen, sich in die Gegend der einstigen Minnegrübchen eindringen, und zuweilen von beiden Seiten, gegen die Nasen anstürmen, den Stamm der Nase übersteigen, und so das ganze Antlitz oft unter Locken und Haar, id est Wienerlocken setzen! Welcher Mampf für den Maler! Welche Aufgabe, ein Stück Nase, ein Mundstückchen, ein Stückchen Pandzunge: Stirn genannt, zwischen zwei Wulst- und Würsten und herabhängenden Lockenbobelbobelbippeln so zu malen, daß es einem Gesichte, und noch obendrein diesem oder jenem Gesichte ähnlich sehe!

Wenn bei den gemalten Kleidern der Schneider mit in's Geseimniß gezogen werden muß, so muß bei den Haaren der Friseur mit in's Complot gezogen werden!

Was die Haupttugend unserer Porträts sein mag,

ist, daß sie nicht in die promethäische Sünde fallen, das Himmelsfeuer zu stehlen, noch weniger wie Prometheus ihre Gestalten zu befeelen, und sich so vor dem Zorne der Götter sicher stellen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf unsere „Landschaften“, so muß man der Havagedler Kunstschule alles Lob ertheilen, und dies um so mehr, als die Künstler hier herum aller jener Schauer- und Götter-Gegenden nicht in Natura ansichtig werden, und daher alle ihre Landschaften weit hergeholt sein müssen.

Wir haben folgenden „Kunst-Wegweiser“ und „Erklärungs-Schema“ zu unseren „Landschaften“:

|                                                                                 |                                      |
|---------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------|
| Hohle Gegenstände mit blauen<br>Krügen und Aufschlägen<br>bedeuten . . . . .    | Ferne Berge.                         |
| Hohle Gegenstände mit grünen<br>Jäger-Uniformen . . . .                         | Bäume und<br>Baumschlag.             |
| Bläuliche Zerfloßenheit oben                                                    | Luft.                                |
| Bläuliche Mäßigkeit unten                                                       | Wasser.                              |
| Eine Puderquaste vom Him-<br>mel herunter hängend . .                           | Windwolke.                           |
| Ein weißes Sommer-Pan-<br>talon, bei den Beinen am<br>Horizont aufgetupft . . . | Schauerwolken,<br>die sich entladen. |

Der östliche Himmel in einer  
 Rosa = Cravatte . . . Morgensroth.  
 Dito westlicher Himmel mit  
 Carmoisin = Gilet und gel=  
 ber Unterweste . . . . . Untergehende  
 Sonne.

Wir werden in der zweiten Vorlesung auf die  
 andern Gegenstände kommen, und uns recht breit  
 über sie ausdehnen: Valet et favete!



## Die Bajaderen am Wien-Fluß.

Ein Fuß-Billet an Demoiselle Fanni Elbler.

**B**eklagen Sie mich, meine schöne Freundin, ich bin um mein letztes Bißchen Glück, um meine letzte Illusion, um meinen letzten Traum gekommen.

Ich habe die Bajaderen gesehen!

Von was soll der Mensch noch träumen, welche Bilder soll ihm seine Phantasie geben, welche Gestalten sollen ihn dämmernd umgauteln, wenn die Geister noch ungeborner Lieder vor ihm aufsteigen, welche Märchen soll er ersinnen, mit welchen Weisen voll Amuth und überirdischen Reiz soll er seine Erzählungen bevölkern, und welche Bilder soll er zu seinen Schilderungen nehmen, wenn das, was ich gestern sah, „Bajaderen“ sind?!

Ach, die Romantik unterliegt der Geographie, die Naturgeschichte und die Völkerkunde schlagen alle Poesie todt!

Die weiße Küste von Albion ist ein schmutziges Grau; das rothe Meer ist eine gelbe Sauce; im Lande, wo die Pomeranzen blühen, entdeckt man

Flöhe, wie die Mameete so groß; die Berjer bringen uns Shawls fett und grob wie die Küchenschürzen; die Hidalgos sind nichts als Schmuggler; die Troubadours fahrende Musikanten; die Giraffe ist nichts als eine Kuh mit einem Schwanenhals; die Meerjungfer nichts als ein Marjen à la Chinois frisiert; der Schwanengefang ist nichts als das Todesröcheln einer verfeinerten Gans; die Taglioni ist nichts als eine Fanni Elpler mit ein paar tausend Wochen mehr, und ein paar hundert Meizen weniger; kurz, nichts, gar nichts, rein nichts, ganz und gar nichts blieb unserer Einbildungskraft mehr übrig, alle romantischen Gebilde der Phantasie haben uns die Geographie, die Naturgeschichte und die Gastrollen genommen; nichts blieb uns, als die — „Bajaderen!“ —

Dorthin flüchtete die irrende Taube unserer Einbildungskraft, dorthin, wo die blauen Berge leuchten, und wo man von Moromandel nach Bramahakund wallfahrtet; wo Antilope und Afrokodill Hand in Hand gehen, wo man den Selam aus Ingwer, Cassia und Betel der Geliebten reicht, wo Wischnu, der Fisch und Fleisch zugleich ist, seinen Tempel hat, und sich von Bajaderen Lavendel in die göttliche Nase blasen läßt!

Bajaderen! Teradiches! Natches! Vestiatris und Cancenis! Das sind lauter Bajaderen, Ober-Bajaderen, Mittel-Bajaderen und Unter-Bajaderen!

Das waren noch die letzten Mohikans unserer Illusionen, unserer Träume!

Wenn ich von gar nichts mehr zu träumen wußte, wenn alle Täuschungen des Lebens vor mir standen, wenn alle Gaukelspiele der Liebe vor mir abflatterten, wenn alle bunten Feuer der Hoffnungen zertropften, da warf ich mich einer enträumten Bajadere in die Arme! Einer Bajadere, mit der unbeschreiblichen Anmuth, mit den süßen Wisamangen, mit dem Lächeln voll Liebreiz, mit dem Loden voll Weihrauch, mit dem Leib wie Zuckerrohr, mit den Armen wie Mohnblumen und mit dem Tanz voll Grazie, voll lieblicher Metodie, voll verführerischen Rhythmus.

„Sie rührt sich die Gumbeln zum Tanze zu schlagen,  
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,  
Sie wiegt sich und biegt sich, und reicht ihm den Kranz!“

Ach, und nun, nun, nun kommt ein Speculant und entreißt ein „Band“ Bajadereu ihrer Bagode Tintivina • Furum und zerrt sie am Speculationsseil durch Europa und zerstört, vernichtet, zerstampft, zertrantzt und zerbeutelt mir meine letzte, aller-aller-aller-letzte Illusion von den Bajadereu!

Ja, meine theuere Enphide, dieses Furum-Spiel hat mich ganz aus der Romantit herausgeschleudert!

Ich weiß nicht, ob Sie sie gesehen haben, aber das weiß ich, wenn Sie sie gesehen haben, daß Sie mit mir kein anderes Gefühl empfunden haben werden, als das — tiefste Mitleid! Mitleid mit Wesen, die Zahrelang durch Europ. gehen, um sich alle Abend eine Viertelstunde lang um sich herum zu drehen, wie

die deutsche Rechtsgelehrsamkeit, und dabei alle Abend aus einem langen Lappen Leinwand eine Taube auf dem Palmstamme zu bilden, und alle Abend mit den echten Havannah=Cigarren=Stüßen zu zeigen, wie der Göze Kama dem Gözen Matrouen seine Gemalin Sidavevi abfißt; und wie das Bajaderen=Kind Wendoun immer hin und her trippelt und auf und ab zappelt, und vor= und rückwärts purzelt, und das Alles soll eine Bußfahrt sein? das Alles dazu, um ihre gesunkene Kaste wieder zu ihrem vorigen Glanze zu bringen? Und wenn sie sich an der Wien einschiffen und am Ganges aussteigen, werden sie wie Heilige empfangen werden?"

„Möglich ist's schon, aber wahrscheinlich ist's nicht!"

Wahrscheinlich ist's, daß der Herr von Wischnu — der jetzt auf dem Witzmeer schwimmt, und aus dem zusammengerollten Ringe der fünfköpfigen Schlange eine lange Pfeife Anaster raucht — daß dieser Aether=Thyran, der manchmal grün, manchmal blau, und wenn er gut aufgelegt ist, auch gelb erscheint, wahrscheinlich ist es, sage ich, daß dieser Herr von Wischnu, wenn sie zurückkommen, ein Gesicht machen wird wie ein zorniger Schullehrer, wenn seine Schüler davonlaufen, und er wird zu ihnen sagen im reinsten Bajaderisch, das man hören kann:

„Ahr, meine Dienerinnen Rangoun, Sondiroun, Wendoun u. s. w., warum habt ihr Tintivina=Barum verlassen und den Dienst des Bramahs, um in un=

geweihten Orten dem Gözen „Geld“ zu tanzen? Und du alter Namalingon, bei Siwa, Saraswati und Mokadewa frage ich dich, warum mißbrauchst Du die Gefänge der Pri und der Lakshmie, zu eitel Gewinnst und Gelderwerb vor profanen Augen? Warum singst Du die Weisen aus Megha-Duta oder aus Amaru-Satahatam ab wie ein Peter- und Bettelmann? Darum, wenn ihr wieder kommt in das Land des Aufganges, wo der Tempel des Erhalters steht, sollt Ihr nicht mehr angehören zu dem Stamm der Reinen, sondern der — Paria's!“

Ist das nicht traurig, meine schöne Freundin? Und dann der Gedanke, was wird aus diesen armen Wesen werden, wenn sie ganz Europa durchzogen haben und ihrem „persönlichen Peter“ keinen Nutzen mehr abwerfen?

Ich wollte, meine schöne Snyphide, Sie hätten in Ungarn oder Siebenbürgen je ein Zigeuner-Dörfchen (Zigán-falu) gesehen, welches hie und da am Ende eines Dorfes angesiedelt ist, und sie hätten Bihari, diesen Apollo-Namalingon, spielen gehört, oder Sie hätten die liebliche Zigeunerin Sivička tanzen gesehen, wie sie dazu, nicht die Kastagnetten, aber die Maultrummel schlägt, und Sie würden gestehen, daß dazu keine Bajadereu aus Tintivina-Burum zu kommen brauchen, um uns das zu zeigen, was wir schöner, annuthiger, natürlicher und reizender von mancher Truppe Olah-Zigeuner sehen.

Ja, Sirischta war schöner als alle Bajaderen, die, wie ich nun glaube, dem grünen Wischnu je einen Jahrbach'schen Galop vorgetanzt haben.

Ja, nennen Sie die Zigeuner nicht Zigeuner, sondern Tschinganen, wie sie eigentlich heißen sollten, bedenken Sie dabei, daß am Ausflusse des Indus selbst jetzt noch Tschinganen wohnen; bedenken Sie, daß sie vom Stamme Sinder abstammen, bedenken Sie, daß die Witana diesen Zigeunern ihr Dasein verdankt, so haben Sie in den Zigeunern, wie sie in Ungarn und Siebenbürgen herumziehen, die wahren und echten Bajaderen gesehen, mit der lieblichen Mojschushaut, mit den Gazellenaugen, mit den Zähnen, weiß, wie die Lämmer nach der Schwemme, mit dem Haar, dicht und lang wie der Weizen im Banat, mit dem Wuchse schlank, hoch und üppig wie die Winse im Teiche, und mit dem wilden, leidenschaftlichen, stürmischen, charaktervollen, in allen Verschlingungen anmuthigen Nationaltanze.

Ich wünsche, daß einmal eine Zigeunerbande nach Paris käme und dem Herrn Jules Janin vorgestellt würde als Priesterinnen des Tempels von Tao-sse, gestiftet von Lao-tsen in China; chinesische Priesterinnen, welche jetzt reisen, um Buddha und Wa-tho zu versöhnen, und dann in Tibet beim Dalai Lama in den Bund von Tien-Tie-Hoe aufgenommen zu werden.

Da würde das Deuilleton der „Debats“ gleich

überfließen von Saniu-Hagel und Bombast, und der wortgeschwollene Reuilleronist würde anfangen wie Mangoun sich um sich selbst zu drehen, und aus einer 35 Fuß langen Tasse eine orientalische Schwulst- und Tropstaube zu bilden auf dem Tebats-Stamme, und die Metaphern-Kastaquetten zu schlagen und zu sagen:

„Doch hüte: Babuschinta schlägt die Mantrommel! Mischgô schlägt die Kesselpaule! Babuschinta, sie, die in Dämmernacht gerauchte Grazie, der liebliche Mond von Tschao-Tju Ti, die Bambusnymphe aus dem Schatten der großen Mauer, der zweite Paradiesvogel von dem lichtunflössenen Kormosa, sie schlägt die Mantrommel! Die Mantrommel, diese chinesische Schalmei, diese Psalmele von Hoang-Ho-Miang, nach deren süßen Melodie die Sibethtanz tanzt, das Hasorn in Träume versinkt, und der Mandarin die Mandtschu an seinen Tavirbusen zieht! und dann Mischgô! Mischgô, der Porcellan-Adonis, der Karcis am Hong-The-Miang oder dem blauen Fluße. Mischgô, der die Himmitglieder ausstreckt unter dem Talgbaum und sich die Häube stochert mit Palmstämmen, Mischgô schlägt die Kesselpaule! die Kesselpaule, die chinesische Harmonika, bei welcher Ho-bi den Berel taut und Schu-han mit Schu-Tschou ein zärtliches Duett singen! — Mischgô und Babuschinta sind da! Sie verzehren in ihrer Einfachheit Schinken mit Knoblauch!

Wir Europäer kennen diese Naturgerichte der allschaffenden Weltkraft nicht, aber sie machen die Götterspeise der auf Kasanenfedern ruhenden, seligen Entel des großen Ho=Tho aus! Knoblauch mit Schinken essen Mischgó und Babuschinka! Babuschinka und Mischgó essen Knoblauch mit Schinken! das ist ihr Ritus! das muß mit historischen Augen betrachtet werden! An den Schalen des Knoblauchs schält sich die Geschichte dieses großen Reiches ab, von Tien=Hoa=tschi bis zum Ja des Schu=Kung, und an dem Schinken hängen märchenhafte Traditionen und homerische Lieder aus Wen=Hiau=Thing=Khao.“

So, meine reizende Sachcha-Göttin, würde Jules Janin über die Zigeuner faszeln, und die deutlichen Nachplauderer würden alle den chinesischen Knoblauch mit historischen Augen betrachten, und den Mischgó-Schinken geradezu von Mia=Kung ableiten!

Wir widert aber noch eine zweite Ahnung an! Kaum werden uns diese indischen Grazien verlassen, so werden unsere genialen und besonders originalen Dichter zahlreich kommen mit der nagelneuen Erfindung:

„Die falschen Bajadere!“

oder:

„Der falsche Kamaligon!“

oder:

„Die Gans auf dem Apfelbaume!“

und wir werden wieder manchen bis zum Ekel abgedroickenen Spaß verdauen müssen.

Ich schließe wieder mit der Bitte, Sie mögen kommen, und mit ihrer anmuthigen Incarnation des Tanzes den Eindruck verwischen, den die Tintivina-Burum-Ballettänzerinnen und die Koryphäen des großen Balletmeisters Herrn von Wischnu auf mich gemacht haben.

Ich will den Tanz nicht als eine Menagerie betrachten, und ich will die Weltgeschichte und die Länderkunde auf solche Weise studiren!

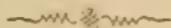
Ich will die Poesie des Tanzes tanzen sehen, ich will in dem Tanze Amor und Eros und Anteros erkennen, ich will die Romantik der Sinne tanzen sehen, kurz, ich bin, wenn ich tanzen sehen will, kein Professor der Geschichte, sondern ein Schüler der Grazien, folglich auch der Ihrige.

Ich bitte, Ihren Schüler nicht zu vergessen und ihm keine Zweite zu geben.

Ihren Schuh habe ich der Büste Göthe's um den Hals gehängt, denn da Mundt sagt: „Taglioni tanzt Göthe!“ ist Ihr Schuh da am rechten Plage. Tanzen Sie wohl und bitten Sie Ihre Füße, daß Sie sich zuweilen erinnern an Ihren

Freund und Landsmann

u. j. w. u. j. w.



## Briefe aus dem Nachlasse eines Bettelträgers.

„Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel.“

Schiller.

**E**s ist bekannt, daß nichts so interessant ist, als Briefe von Todten, Verstorbenen, Erblassern, Ermordeten u. s. w.

Die Leichenduft-Literatur hat viel Anziehendes, und wenn an einem Briefe gar nichts anderes interessiert, als das, daß sein Schreiber todt ist, so ist das lebendiges Interesse genug.

Warum sollte ich also der Gesammtliteratur eine Reihe von Briefen vorenthalten, die mir von einem Todten, als wieder von Todten übergeben wurden.

Ich bitte, mich recht zu verstehen. Wenn ich sage, ich habe die „Briefe von einem Todten“ erhalten, so will ich nicht damit sagen, daß es ein Todter war, der mir sie gab, denn die kleine Stadtpost geht nicht über die Linie bis zum Friedhofe, sondern der, welcher sie mir gab, als er lebte, ist jetzt, Gott sei Dank, todt, und ich kann mich über die Indiscretion, Briefe herauszugeben, zu deren Veröffentlichung die Eigenthümer ihre Einwilligung weder mündlich noch schriftlich geben können, leicht hinweg-

feren, und mich mit dem Beispiele illustrierter Zeitgenossen trösten.

Mein Todter war ein Mann, der in die größten Häuser kam, und mit den berühmtesten dramatischen Autoren in der nächsten Berührung stand, er war nämlich der „Theaterzettel-Austräger und Anichlager“. Von ihm hing es ab, manchem Stücke nachzuhelfen, das zwischen Thür und Angel schwebte.

Er hatte zu mir eine außerordentliche Leidenschaft gefaßt, und sagte mir oft in der Früh, wenn er mir die Zettel brachte: „Ich und Sie, Euer Gnaden, uns Beiden bringt das Theater noch den hellen, leidhaftigen Tod; meine Lunge und Ihre Galle müssen darauf gehen!“ — „Ja,“ sagte ich und legte meine Hand auf seine Schulter, „ja, so ist es auch, mein treuer Hofan!“

An einem schönen Morgen — ein sehr schöner Morgen! ein Morgen, der den schönsten Abend hatte, ein Normatag, an dem gar kein Theater war! — lag mein guter Zettelträger auf dem Sterbebette, und wünschte mich zu sprechen. Ich ging hin, fand ihn sterbend; auf seinem Bette lagen die Zettel:

„Das Leben ein Traum“ — „Die homöopathische Cur“ und „Das letzte Mittel“.

„Ach,“ rief er aus, „Euer Gnaden, ich hab's gleich gesagt, Lunge und Galle! Aber Euer Gnaden haben eine Galle wie ein Roß, verzeihens, aber meine Lunge ist hin! Das Stück ist ausgespielt!“

Mit großer Fassung entdeckte er mir endlich, daß er im Besitze mehrerer großer Schätze sei, und mich zum Universalerben einzusetzen gedenke. Er zeigte auf einen alten, morschen Zeiterichrank, ich öffnete ihn und fand erstens zwanzig Jahrgänge aller Theaterzettel der fünf Theater, complet.

„Sehen Sie,“ fuhr er leise und schwach fort, „wenn man so seine zwanzig Jahre sich mit Dramaturgie beschäftigt, mit Recensiren, Redigiren oder mit Zettelaustragen, so hat man am Ende das dramatische Wesen so inne, daß man an Farbe, Größe und Gewicht eines Theaterzettels, den Werth und den Erfolg eines Stückes mit ziemlicher Sicherheit erkennt. Ist denn ein Theaterzettel etwas anderes als eine eingefochte Theaterkritik, und sind denn unsere Theaterkritiken etwas anderes als erweiterte Theaterzettel? Sie brauchen nichts als die Theaterzettel von vor 20 Jahren mit den Theaterzetteln von diesem Jahre zusammenzustellen, und Sie haben eine der schlagendsten Kritik unserer Theaterzustände, eine Kritik, die vor zwanzig Jahren prophetisch für jetzt gedruckt wurde.

„Jeder Theaterzettel ist eine anticipirte Kritik des nächsten Jahres!“

„Diese zwanzig Jahrgänge Theaterzettel sind zwanzig kritische Jahrbücher! Ach vermaledeie sie Ihnen lechtwillig.“

„Allein dort unten im Winkel,“ fuhr er mit immer schwächer werdender Stimme fort, „dort liegt

ein viel größerer Schatz. Ich war nämlich nicht nur ein Zettelträger, sondern auch Briefträger zwischen den verschiedenen Stücken auf den verschiedenen Theatern, und so fand es sich, daß manche Briefe bei mir vergessen, manche mir zurückgestellt, manche mir geschenkt wurden. Ich habe sie gesammelt, dort liegen sie, es ist mein Wille, daß Sie dieselben —“

Hier machte er noch eine Bewegung, als wollte er etwas an die Mauer ankleben, und verchied.

Ich nahm meine Schätze in Besitz, und wenn jeder Andere vielleicht seine nicht vollendete Rede so ergänzt haben würde: „Es ist mein letzter Wille, daß Sie dieselben verbrennen,“ so kam es mir zeitgemäßer vor, sie folgendermaßen zu ergänzen: „Es ist mein letzter Wille, daß Sie dieselben sammeln, sichten und als „hinterlassene Briefe eines Zettelträgers“ herausgeben.“

Der letzte Wille des Verbliebenen ist mir heilig! Ich machte mich über die Sichtung und Ordnung dieser Briefe her, es waren vertraute Briefe von „Yampacivagabundus an Hamlet“ — über Schicksal und Ironie; Briefe von „Gurli an den Postillon von Stadt-Enzersdorf“ — über Naivetät und Contrebaß; Briefe von „Treffkönig an König Enzo“ — über das Leben nach dem Leben in der höheren Tragödie; Briefe vom „Affen Mammoet an Elise Walberg“ — über das Kleinmenschliche in der Kunst und über den Dorellenfang; Briefe vom „Taubstummen

an Fra Diavolo" — über Musik und Percussions-  
schlöffer; Briefe von „Hinko dem Freiknecht an Elle  
Bock" — über den „Kaufmann von Venedig" und  
die „Zauberrathschen"; Briefe von „Turandot an den  
Zündhölzefabrikanten" — über das Räthselhafte in der  
Vocalposse und über die Charaden in den gelesesten  
Cirkeln u. s. w. u. s. w.

Indem ich diesen Fund der gesammten literari-  
schen, theatralischen und dramatischen Welt bekannt  
mache, werde ich von Zeit zu Zeit einige dieser Briefe  
den Lesern dieser Blätter mittheilen.

## I.

## Lumpacivagabundus an Hamlet.

„Hor. Stay; speak, i charge thee, speak.“  
Shakespeare.

Ihr Monolog, mein werther Prinz, „Sein  
oder nicht sein!“ hat stets und immer einen be-  
sonderen Eindruck auf mich gemacht, denn im Grunde  
ist es keine solche wichtige Frage:

„Ein Hamlet sein oder nicht sein?“

als wichtig für Menschheit, Kunst und Leben, die  
Frage ist:

„Ein Lumpaci sein oder nicht sein?“

Sie, mein Herr Hamlet, haben vom Belt und  
ich von der schmalen Wien die Reise in die Theater-

welt angetreten; wir haben gleiche Schicksale erlebt; ja, ich wette, daß in Deutschland der Lumpacivagabundus mehrmals gerufen worden ist, als Hamlet. Sie, mein Herr Prinz, haben einen Geist gesehen, ich nicht; darin liegt der Vortheil, den ich vor Ihnen voraus habe.

Das tiefste Mitleid bemächtigt sich meiner, wenn ich sehe, wie oft Sie von Kritikern mißverstanden, von Uebersetzern verdreht, von Darstellern verunstaltet werden, während ich in einfacher Größe, in classischer Klarheit, in unfehlbarer Festigkeit über die Bretter schreite! Einen Hamlet kann man vergreifen, einen Lumpaci nie! Ein Hamlet will studirt, begriffen sein, ein Lumpaci braucht nur gekannt und aufgegriffen zu sein! Wenn Sie, mein Herr Hamlet, sich in der Mausefalle Ophelien zu Füßen setzen, so können Kritiker dafür und dagegen sagen was sie wollen, das Publikum kann mit der Art und Weise, wie Sie sich ihr zu Füßen setzen, halb, ganz oder gar nicht einverstanden sein; wenn ich Lumpaci hingegen mich in dem Bierhause auf die Streu lege und mich mit Stroh überdecke, da ist nichts zu sagen, da würde die Kritik leeres Stroh droschen, und da es im Leben und auf den Höhen des Lebens, „Theatergalerie“ genannt, mehr Menschen gibt, die auf und in Stroh geschlafen haben, als solche, die einer schönen Ophelia zu Füßen saßen, so ist es klar, daß ich mehr Sympathie erwecke als Sie mit Ihrem lieben schwarzen

Strumpf, den Sie, seit Olms Zeiten, über den Fuß herabhängen lassen.

Ich habe mir schon oft gedacht, mein werther Herr Hamlet, ob sich denn nicht einmal ein neueres, frappanteres Symbol des stillen Wahnsinns herausfinden ließe, als die ewige Fußstrumpfhängerei?

Ueberhaupt sagen Sie mir, lieber Herr Hamlet, warum alle Ihre Darsteller die Scene mit dem Geiste durchaus mit dem Rücken gegen das Publikum spielen?

Ich habe zwar, wie jetzt schon jeder Lumpaci, meinen Lessing auch studirt und weiß, daß ein großes Entsetzen, eben weil es sich nicht ausdrücken läßt, sich durch Verhüllen, Abwenden am besten darstellen läßt, um dem Beschauer Raum zur Illusion zu lassen, allein das kann nur einen Moment dauern. Von dem Augenblicke an, wo die Erzählung des Geistes bei Hamlet das Entsetzen der Erscheinung in den Hintergrund drängt, müssen Sie, Herr Hamlet, sich wieder sehen lassen! Die Malerei, die Bildhauerei verhüllt für immer, weil sie den Moment festhält, und keinen Fortschritt darzustellen hat, nicht so die Dicht- nicht so die Darstellungskunst, diese müssen den Fortschritt bezeichnen, und keine Empfindung, kein Eindruck bleibt stehen! Diese ganze Scene abgewendet vom Publikum spielen, ist eben so ein Mißgriff, als wenn Wallenstein die ganze herrliche Rede:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke“

auf der Stuhllehne gekniet sprechen wollte. — Den Anfang vielleicht, sei's, allein die Ebbe und Flut dieser leidenschaftlichen Rede leidet kein solches Prologma.

J. B.:

„Mitten in die Schlacht werd' ich geführt im Geist!“

Wer dieses erzählt, bleibt er auf den Sessel gekniet stehen? oder:

„Und über mich hinweg festen Roß und Reiter!“  
bleibt da das Pathos auf der Stuhllehne liegen?

Sie sehen, mein lieber Herr Hamlet, daß große Künstler große Aufgaben haben, während die Unwacci sich selber spielen.

Alein, auch in meinen Rollen gibt es Klippen, ungeheurere Klippen!

Ihr: „Schwört auf mein Schwert!“  
ist nicht so schwer zu recitiren, als das

„Der Thaler ist von Peim!“

Sie, mein Prinz, rufen aus:

„Meines Vaters Geist in Waffen! Es taugt nicht  
Alles.“

Was aber soll und was kann ich von den Waffen, von meines Vaters Geist jagen?! Es taugt nicht Alles!

Der Zweck von Ahres Vaters Geist war eine Rehabilitation der Harmonie der Dinge, ein Ausgleichen der verderblichsten Zerrwürnisse, eine Aufklärung zu geben über den Zweck von Ahrem Sein: der Zweck von meines Vaters Geist ist etwas dunkler

gehalten! Der Zweck der Dichtkunst, des Dichtgeistes ist es: das Schöne als das anschaulich Vollkommene darzustellen, und Sie werden zugeben, daß Sie, mein ironischer Held, keine solche anschauliche Vollkommenheit des Hamletismus sind, als ich eine vollkommene Anschaulichkeit des Lumpacismus!

Nächstens mehr. Ihr ergebenster Diener  
Lumpacivagabundus.

---

## II.

Gurli an den Postillon von Stadtl-  
Enzersdorf.

Vortrefflichblasender Herr und Freund!

Die „Naivetät“, mein Freund, muß angeboren sein, denn das Wort ist abgeleitet von „Nativus“, welches im Mittelalter „Naivus“ hieß.

Mein literarischer Vater, Herr von Kogebue, der auf die Fabrikation der durchsichtigen und wasserdichten Naivetät ein deutschhümlisches Patent hatte, wußte es sehr wohl, und darum ist auch mir meine Naivetät so angeboren wie meine Nase. So wie es nun Stumpfnasen gibt und spitze Nasen und platte Nasen, römische Nasen, griechische Nasen und Kalmucken-Nasen, so gibt es auch „stumpfe Naivetäten“, z. B. Margarethe in den „Hagestolzen“, platte Naivetäten, z. B. meine Wenigkeit; spitze Naivetäten,

z. B. das Piesli im „Alpenröstein“; römische Naivitäten, z. B. die „Octavia“ von Herrn von Mosebue und kalmlückische Naivitäten, z. B. die „Mianafia“ u. s. w.

Daß die Naivität von der Höhe einer Königin von 16 Jahren in die bescheidene Sphäre oder vielmehr in die bescheidene Atmosphäre der Krippe heruntersteigt, ist um desto erfreulicher, als nichts so sehr zu wünschen wäre, als daß alle unsere Postpferde ein Bischen naiv wären. Denn zum Naiven, sagt Schiller, wird erfordert: „daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage und sie hinreiße“; nun sind die Postpferde an und für sich Natur, und ein Postwagen ist ein Werk der Kunst, es wäre daher sehr erfreulich, wenn die Postpferde mehr Sieg über diese Kunst ausübten und sie rascher und kräftiger hinrissen!

Wenn also schon ein Postpferd die animalische Incarnation der theatralischen Naivität ist, welch' ein Repräsentant ist nicht erst der Postillon, der Leiter dieser vereinigten „Kunst und Natur?“

Einem Postillon kann der Null-Effect nie fehlen, und er weiß gewiß, wo Naivität der Hafer steht!

Der künstlich gebildete Mensch, mein werther Freund und Bruder in Naivität, ist dem Naiven an Verstand so überlegen, wie das Kind dem Manne; d. h. wie der „Postillon von Conjumeau“ dem „Postillon von Stadtl = Enzersdorf.“

Wenn zum Naiven, wie Bousterweck meint, eine „treuherzige Zuversicht zu der Güte der Menschen“ gehört, so sind Sie, mein werther Herr Postillon, unendlich naiv, denn Sie entwickeln eine kindlich treuherzige Zuversicht zu der Güte der Menschen, die man in gewisser Sammel-Beziehung „Publikum“ nennt.

Eben so naiv ist es, wenn Sie sich eine „Parodie“ nennen, da Sie doch ungefähr so weit von der Parodie abliegen, wie z. B. Enzersdorf von Konjumeau. Allein, darin liegt ja eben das Naive, denn es liegt ja eben in dem Wesen des Naiven, wie Jean Paul sagt, daß es ganz etwas anderes zu erkennen gibt, als der Naive selbst dabei gedacht hat.

Ich selbst, ich Gurli, das erste Stick- und Tups-Muster aller Naivetät, wenn ich sage:

„Was sind denn das: Kinder?“

so meine ich es im Grunde ja nicht so!

Es gibt aber, mein naiver Herr Postillon, zweierlei Naivetäten, eine Naivetät der Ueberraschung, und eine Naivetät der Nührung. Bei einem Postillon ist oft Beides vereinigt, wenn er seine Passagiere unwirft, so sind sie erst überrascht, dann findet eine allgemeine Nührung statt!

Die dramatische, d. h. die schauspielerische Gestaltung des Naiven, ist bei uns Gurli's und Conjorten eine Schürzen- und Schnupfstuch-Angelegenheit.

Es gibt Recensenten — verzeihen Sie, Herr Postillon, daß ich mit Namen von solchen Vegetabilien rede — ja, es gibt Recensenten, die nach der Vorstellung nur das Schnupstuch und die Schürze der Darstellerin zu untersuchen brauchen, um aus dem Grade ihrer Zerknitterung und Saum=Herzuspung auf den Grad der Naivetät zu schließen, mit welchem sie spielte.

Man kann aber die Repräsentation des Naiven auch nach der Natur an Modellen studiren. Wie man z. B. die Gravität am Kranich studirt, so studirt man die Naivetät, die Plastik der Naivetät nämlich, an der Ente.

Was der gemeine Sinn bei der Ente watscheln heißt, das nennt die Keitheit bei der komischen Mäie: „naiver Gang!“

Was der gemeine Sinn bei dem Wasserhuhn, welches beim Trinken die Augen zudrückt, Instinkt des Auswendigwissens des Trinkens nennt, das nennt die Kritik bei den naiven Darstellerinnen: „Schalkhaftes Augenpiel!“

Sie sehen also, daß das Naive das unbeschränkste Mimengebiet ist, und selbst das, was der gemeine Sinn bei den vierbeinigen Alleinbesitzern der Treue eine unanständige wilde Jagd nach den novellendunklen Springinsfelden nennt, das nennt man bei dem edlem Voto auf den Brettern, die die Welt bedeuten: „Das Ablanichen der geheimsten Nüancen

feines Gegenstandes!" Sie sehen also, mein guter Herr Postillon, daß wir Naive das weiteste Feld haben, und die glücklichsten Gestalten auf dem heißen Podium sind.

Bei nächster Gelegenheit theile ich Ihnen noch manches über diesen Gegenstand mit, und verharre inzwischen

eines wohlknallenden Herrn Postillons  
bereitwilligste

Gurli.



# Gedanken über die Verunreinigung der Natur durch Walzer- und Musik-Insekten.

## Vorwort.

An Se. Wohlgeboren den Herrn von Hamlet!

ie hat es zwei Wesen gegeben, die ein gleicheres  
Schicksal gehabt haben, als Euer Wohlgeboren  
und ich! Euer Wohlgeboren haben die Romane  
von Friederike Bremer noch nicht gelesen, ich auch  
nicht; E. W. können nicht Flöte spielen, ich auch  
nicht; E. W. sind nur bei Südwest etwas verrückt,  
aber bei Nordost ganz vernünftig, ich auch; E. W.  
haben immer, wenn Sie erscheinen, einen Strumpf  
über die Beine herabhängen, ich auch; E. W. haben  
den Schauspielern die Wahrheit gesagt und es hat  
nichts genützt, ich auch; E. W. haben zuweilen nach  
einer Matte gestochen, und ein Mensch fühlte sich ge-  
troffen, ich auch; E. W. können die falschen Freunde  
nicht leiden, ich auch; E. W. reden und schreiben  
sehr geistreich und handeln ganz dumm, ich auch; an

allermeisten aber sind wir darin gleich, E. W.: Sie haben ein Motto:

„Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten!“

und ich glaube immer, E. W. haben dieses Motto von mir oder aus meinem „Humoristen“ nachgedruckt!

E. W. sind aber umsonst geboren worden, denn die Welt ist noch nicht eingerichtet! Durch E. W. ist Niemand eingerichtet worden, als ein Paar Herren, die so viel confuses und überflüssiges Zeug über E. W. haben drucken lassen, daß sie sich davon ein Paar Zimmer elegant eingerichtet haben, aber E. W. wollten doch nicht sagen:

„Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren wurde, Schlegel, Tief und Franz Horn einzurichten?“

Mein lieber Herr von Hamlet, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, sich von so viel deutschen Schauspielern darstellen zu sehen, als ich, wenn Sie all' das dumme Zeug anhören und ansehen müßten, was die deutschen Histrionen in Sie hinein und aus Ihnen heraus sprechen, Sie würden gesagt haben:

„Die Welt, die Bretterwelt, ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren wurde, von deutschen Künstlern zugerichtet zu werden!“

Andessen, mein liebster Herr von Hamlet, trösten Sie sich, diese Herren haben schon ganz andere Herren, Könige und Prinzen curios zugerichtet! Besonders

aber diejenigen erfahren diese herzbrechende Hinrichtung, die, wie Sie, aus dem Hause Shakespeare hervorgehen!

Doch genug davon; da also E. W. mir mein Motto vor der Nase weggechnappt haben, so will ich doch keinen Proceß anfangen, sondern Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen; nämlich: Sie behalten Ihr Motto, wie es ist, und ich behalte dasselbe ebenfalls, nur mit der Variation eines einzigen Wortes:

Also Hamlet zeichnet:

„Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren worden bin, sie einzurichten!“

M. G. Saphir zeichnet:

„Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich geboren worden bin, sie auszurichten!“

Also „darum keine Feindschaft nich!“ Das ist auch ein Motto aus dem Berliner Shakespeare! und aus der Berliner Dramaturgie geschöpft, aus der Berliner Dramaturgie, welche Dichter bildet, die man

„Nante = Shakespeares“

und

„Eckensteher = Calderons“

nennen könnte, Dichter, die Grab und Weißbier, Zeichenbilder = Sentenzen und Wassenbauer, Grabgesänge und Horen, tragisches Wllederreißen und poßen-

hafte Purzelbäume verbunden haben zu einem neuen Genre:

„Hammer=Farren und Geheul=Hoffen“.

Also fare thee will my sweet Hamlet! Ich muß schließen, „es ist die Nachtigall“, nein, es ist der Druckerjunge, der Manuscript will! Tausend gute Nacht! Tausend Donnerwetter! Adio!

Ende des Vorwortes.

Von was hab' ich nur reden wollen? Von der Verunreinigung der Natur durch 6 und 12 Kreuzer Kunstgenüße! O Natur, Natur! Du mußt eine starke Natur haben, um alle die Fliegen und Insecten zu ertragen, die sich Dir alle Augenblicke auf die Nase setzen!

Besonders aber die Sonntagsnatur! Wie malttraitirt und, um den wahren Saftausdruck zu gebrauchen, wie „verschandelt“ wird diese Sonntagsnatur durch all' die Watzer=Insecten und Dudelfack=Ungeziefer und Feuerwerksratten und Hahnenschläge und Sachhüpfen und Erntefeste und Mumentänze, welche sich dem Spaziergänger wie Unholde entgegenstellen und grüßen:

„Marsch, oder zahl' 10 Kreuzer dafür, daß wir die Natur verunreinigen, die Vögel vertreiben, das Gras zertreten, die Luft verstäubern und die Sterne travestiren!“

Man kann in einem Umkreise von drei Meilen um die Residenz am Sonntag mehr in keiner angenehmen Gegend spazieren gehen, ohne dem unsinnigen Gedudel, Gefiedel, Gequitsche, ohne den faden, ausgeleiterten Walzerunsinn, ohne einem abgeschmackten Feuerwerke oder einer sonstigen Festivität in das widerliche Netz zu laufen! Wo die liebe Schöpfung ein Bischen lebenswürdig war, wo sie uns in ihrer guten Laune sagte: „Nehmen Sie gefälligst Platz, erholen Sie sich!“ da nistet sich das unerträgliche Gefiedel und Gedudel ein, da kriechen die Kiefernraupen: „Walzer“ auf den Bäumen herum, da entfliehen die Sängler des Haines vor dem unsinnigen, tausendmal ausgedroschenen Gequitsche und Gequitsche der mißhandelten Symphonien, der jämmerlich zerbläuten Ouverturen; da flüchtet Grille und Schmetterling vor dem Darmsaitengefreiche, vor dem Blechgeschreie, vor dem Peitschengeknalle, mit dem die Gras-Paganini's, die Sechskreuzer-Mozart's die Lüfte erfüllen! Das Echo bekömmt Ehrenentzündung, die Treaden schlagen in den Zweigen die Hände über den Kopf zusammen, und die Elfen und Nixen zahlen zwölf Kreuzer „Austritt“ aus diesen aneckelnden Naturbeschmuckungs-Festivitäten!

Wollt Ihr Sonntags in's Heienenthal? Da müßt Ihr bezahlen. Warum? Um Wutzer heruntergeigen zu hören!

Hat die süße Schöpfung dieses liebliche Idyll, diese romantische Bergstrophe, diesen bezaubernden Punkt

deshalb gedichtet, daß er unbarmherzig zersiedelt werden soll? Kaufchen diese Bäume so viel Geheimnisse der Liebe und der Wehmuth, murmelt dieser Bach so viele Träume der Sehnsucht und des Verlangens, erzählen diese Berge so viel Märchen von Geistern und Wunderwesen, damit in ihrer Mitte ein

„Sopja = Walzer“, ein „Kannerl = Galop“ heruntergefegt werden soll?

Wollt Ihr Sonntags nach Mödling, in die Brühl? So müßt Ihr zwölf Kreuzer bezahlen! Warum? Um Walzer und Galope und Anall-Symphonien heruntergeigen zu hören! Um die göttliche Abendröthe durch 100 Thranlampen, und die ewigen Gestirne durch ein Holzgerüst mit brennenden Schmalzflugeln verhöhnt zu sehen?

Hat die üppige, unerschöpfliche Bildnerin Natur deshalb dieses Bruchstück aus dem Paradiese uns hierher vor die Nase geichlendert, um eine Walzerwirthschaft darin zu etabliren? Hat der Himmel deshalb dieses kleine Copitel Poesie an die flache Prosa unseres Wienerberges angeschlossen, damit in diese Poesie ohrenzerreißend hineingefiedelt und hineingefragt werden soll? Wohnt die Nymphe des Wiederhalls deshalb hier in lieblichen Thälern, daß sie uns wiedergebe das Gefreisch von Walzer-Unholden, welche wir in Tabagien um 6 Kreuzer hören können? Wohnt deshalb die süße Malibran der Schöpfung in dem dunklen Nachtigall-Mäßig der Bäume, daß wir sie verjagen

mit Niederbogensgeißel und Clarinettengehirntrepationen? Stehen diese Berge da, um wie Kostbeef und Schnitzel zu Spert-Musik aufgezehrt zu werden? Stehen diese Ruinenbogen da, als wären es altgebakene Mandelbögen? Ist diese Götternatur da, um mit dem Großenteller fiedelnder Musitanten herumzugehen? Haben diese Wiesen deshalb ihre Smaragdgewänder angezogen, haben diese Berggipfel deshalb ihr Abendroth-Diadem aufgesetzt aus flüssigen Rubinen und blitzenden Spaten und schimmernden Rosetten, damit wir eine Feuerwerksfronte anschauen, die mit einem elenden, bunten Lämchengerippe an die Felswand hinfriedt? Zündet der Nachthimmel deshalb seine Millionen Argand'scher Sonnen, seine unzähligen Niesen-Agraffen, seine ungeheuren Klammern-Zitternadeln über das erquickliche Dunkel dieses Bauerthales an, damit erbärmliche Katetchen und einige Feuerräder und glänzende Pulverstrahlen jämmerlich in dieses erhabene Himmels-Feuerwerk hineinspühen sollen?! Zieht deshalb der unendliche Himmel seine Myriaden Lichtregenten, seine unermesslichen Feuerwelten, seine unaufgelösten Klammernräthsel über die mit Dunkelheit verhängte, träumende, im Schlafe wunderbar redende Erde auf, damit der Mensch, dieses siebenzigjährige Kind, dieser kindliche Kreis, dieses erhabene Schauspiel unbeachtet lasse, und beim Plagen einer Katete das Mant aufreißt, und ein schaffiges „Ah!“ heraus mä! ee?!

Kann man nach Haimbach, nach diesem grünen Singedichte, nicht fern von dem didactischen Staube der Residenz, kann man nach Mauerbach, nach Weidlingau, kurz, kann man sich irgend wohin retten in die grünen, offenen Arme der Natur, ohne von diesem jämmerlichen Nasendarmziehen und Walzertacthaken verfolgt, mißhandelt, bis zur Maserei gemartert zu werden?

Selbst im „Dobthofgarten“, in diesem bis jetzt von Walzern unentweiheten Niste der Mokka-Mühe und der Java-Mälber, in diesem Niste, wohin bis jetzt nichts drang, als der Ruf: „Noch eine Portion Obers!“ in diesem Stillleben von Mähen, Menschen und Kipfeln, selbst in diese stille Klausel ist der Barbismus gedrungen, selbst da:

Wo der Caffee so wahr,  
 Das Obers so rar,  
 Die Milch so fett,  
 Das Weißbrot so nett,

selbst da wird man heuer schon von einer musikalischen Thierquälerei-Bande zerbißen und zerstoehen!

Allein, das Alles wird keinen Menschen mehr wundern, wenn wir etwas erzählen werden, wovon der Trottel sich entsetzt, der Botofude schaudert und der Lappländer ausruft: „C'est ridicule!“ wenn wir erzählen, daß während des großen, in Jahrhunderten kaum ein Mal gesehenen Schauspiels, während der „totalen Sonnenfinsterniß“ am Währingerispis eine

„Walzer = Festivität“ stattfand!!! Die Feder sträubt ihr Haar, die Tinte wird grün vor Aerger, das Papier roth und schämt sich in seine Haut hinein, indem sie diese classischste Vächertlichkeit unseres Walzer = Säculums niederschreibt! Ein „Walzerfest“ während dieser gottverherrlichenden Naturerscheinung, während dieses weltüberwältigenden, erhabenen Schauspiels!! Denkt Euch diese Scene! Die Sonne, die Fürstin des Tages, steigt aus dem Purpurzette des Morgens, der blaue Himmelsbaldachin hängt voll Morgenrosen, goldene Wolkenflitterchen hängen hie und da im flimmernden Aether, dünnes Gewölk flieht wie melancholischer Schatten über das heitere Sonnenantlitz, tiefer am weitlichen Himmel standen dunklere Wolken schlag- und schlachtfertig, über den Berggipfeln zertiefen und zerronnen die Silberblicke des durch dünne Nebel dringenden Sonnenlichtes, aus den Thälern und Klüften sprang hie und da ein Grubenlicht, über die Waldeswipfel hüpfen die stillen Steppenriener des nahenden Tages, ein erwachender Wind blättert in den Bäumen, als wolle er ihnen bedeuten, ihre Häupter zu neigen vor der herannahenden Majestät des Augenblicks, und er drückte die thaugetränkten Blumen nieder, als sollten sie bereit sein, sich vor der kommenden Majestät Gottes auf ihr Antlitz zu werfen; und eine frische Mühle wehte durch die Natur, um das Leben aufzuschüttern, und die Wälder aufzurütteln, und die Wolken vor sich wegzutreiben aus der Himmelsbahn des großen Lichtwandlers,

und alle Weisheit vorzubereiten auf die Erhabenheit des nächsten Momentes! Und da jagte ein frischer Hauch die letzte Wolkenwimper fort von dem klaren, großen, strahlenden Auge des Tages — und es senkte sich die schwarze Scheibe des Mondes in die glänzende Krystall-Linse, als sollte die Welt nach und nach erblinden am grauen Staar der Sonne, und leichte Nebel stiegen geisterhaft aus den Tiefen, und wickelten ihre Flöte um die unterste Atmosphäre, die Berge wickelten sich wie im Fieberschauer in blasse Tinten, die Bergspitzen blühten wie in einer Frühlingsmitternacht zwischen dem weißen Tage und dem dunklen Abende, die Bäume senkten ihre Blätter, und sahen aus wie abgeschlagene Wünsche, einzelne Licht- und Blütenpunkte zogen wie fliegende Frühlinge durch den Raum, — und die Mondescheibe senkte sich immer tiefer in die Krystall-Linse, bis sie ganz bedeckt war, und der höchste Horizont lag wie ein umgestürztes, schwarzes Meer da, an den tiefsten Rändern des Horizonts loderten ringsum bleiche und gespenstige Feuer auf, und ein goldener Lichtring lag wie ein Trauring um den Kreis, wo sich Himmel und Erde zu umarmen schienen, die Natur schien den Tod einzuhalten, eine heilige Stille lag wie eine Sargdecke auf dem offenen Sarge der Welt, leise Seufzer eines unaussprechlichen Bangens, einer unnennbaren Wehmuth durchzogen jede Brust, jeder Einzelne hätte mögen zergehen in süßen Thränen, und niederfallen auf das

Kute im jubelndsten Gebete, und von allen Rippen hätte es in einem einzigen Tone ausströmen mögen in einem jubelnden „Halleluja“, in einem anbetenden „Vater unser!“ in einem ersterbenden Ausrufe: „Herr im Himmel, Dich loben wir!!“

Und in diesem feierlichen, weltenererschütternden, heiligen, herzerhebenden und herzerbauenden Augenblicke, in diesem unaussprechlich seltsam-frommen Momente, der Zeugniß ablegt von der Allmacht des Schöpfers, von dem Siege des menschlichen Geistes, in diesem Augenblicke, den keiner von uns Allen je früher sah, noch später mehr sehen wird — standen einige Weiger am Währingerispiz und geigten um 6 Kreuzer einen Walzer!

Millionen Menschen standen anbetend, mit überfließendem Herzen, mit zitternden Thränen in den Augen, und staunten die Allmacht ihres Schöpfers an, — nur die Weiger am Währingerispiz geigten in diesem Momente

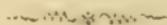
„Bachhändl-Walzer“ und „Brigittenau-  
Walzer“

u. i. w.

Fünf Welttheile richteten in diesem einen Momente die Augen gegen Himmel, die Gesammtenheit wurde in einem und demselben Augenblicke von einer einzigen Empfindung, von einem einzigen Gedanken ergriffen und heilig durchzuckt, und nur die Weiger am Währingerispiz geigten um

6 Kreuzer ihre Maccaroni = Walzer fort und herunter, als wäre die Sonne eine alte Fiedel, und der Mond ein alter Fiedelbogen, und die totale Sonnenfinsterniß nichts als ein neuer Fiedelwalzer!!

O, Hamlet! „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh uns, daß wir geboren wurden, sie einzurichten!“ —



## Alles wiederholt sich nur im Leben,

oder:

„Herrmann“ und „Vöbel“ — „Gosco“ und „Habitt“.

**E**s scheint, daß zu gewissen Zeiten gewisse Erscheinungen sowohl in den Annalen der Geschichte als in den Chroniken der Scandale wiederkehren. Die Cotillons haben sich von Nipatia bis Compadour und Volas, die Tyrannen von Dionys und Attila bis zum Erherzog von Braunschweig, die Wundermänner von Paracelsus und Cagliostro bis zum Wundermann in Eppau, die Revolution der Erde und der Völker bis zu der Berliner Schneider-Emente, die man „frei Tabak roochen“ wollte: Alles, Alles kommt periodisch, unter anderen Namen, anderen Formen, anderen Umgebungen, aber in derselben Urfrscheinung wieder.

So lange das menschliche Herz dasselbe bleibt, so lange die menschlichen Leidenschaften, die menschlichen Bedürfnisse, die menschlichen Schmerzen und Wonnen, die menschlichen Künneichen und die unmenneichen Menneichen dieselben bleiben, so lange werden Leidenschaft, Bedürfniß, Egoismus, Haß, Liebe, Neid, Nach-

sucht, Geiz, Wollust und das ganze Krankheits-Heer innerer Empfindungen dieselben Exantheme auf die Oberhaut der Gesellschaft auswerfen, dieselben Geschwüre und dieselben Abscesse, dieselben Hautkrankheiten der Societät erscheinen lassen.

Nur zwei Menschen waren erst auf der Welt, dem Einen gehörte die ganze Erde, dem Andern gehört die ganze Viehzucht, und aus Neid erschlug Einer den Andern! Kaum daß sich die Menschen „beginneten zu mehren auf Erden“, als schon nichtsnutzige Weiber waren, worauf die Menschen ertränkt werden mußten; kaum hatte ein Vater einen besondern Segen für einen Sohn, als dieser von seinem Bruder aus Neid darum betrogen ward; kaum hatte Laban mit Jakob einen Schafhautvertrag abgeschlossen, als ihn Jakob schon aus Habgucht betrog! Kaum machte Jakob seinem Liebting einen banten Rock, als ihn die Brüder aus Neid als Sklaven verkauften; kaum war Moses Gesetzgeber geworden, als schon aus Neid Aron und Mirjam ihn verleumdeten! Die Geschichte der Menschheit, von Adam bis zum Tauschspieler Löbel ist nur die Geschichte ihrer Laster, ihrer Verderbtheit, ihrer Sünden und Strafen, und nur äußerst selten ist das Buch der Geschichte mit Illustrationen von den Tugenden und göttlichen Gefühlen des Menschengeschlechts durchschossen!

Die Motive davon, daß Cain den Abel erschlug, daß Komutus den Nemus erschlug, daß der Gott-

manich an's Kreuz geschlagen wurde, daß Czerny Georg seinen Vater mordete und daß der Taschenspieler „Löbel“ mit Herrmann in die Schrauben trat, es sind dieselben Motive des Neides, des Eigennuzes und der Verblendung, welche auch dem Marjvas die Feier in die Hand gaben, um mit Phöbus zu wetteifern, Pusttuchen anspornten, wie Goethe, „Wanderjahre“ zu schreiben, und si licet parva etc. etc. Herrn Böhringer begeisterten, auch „humoristische Vorlesungen“ zu halten.

Das Glück und Ende des Herrn Löbel ist bekannt, so wie die Behandlung, die er vom „löblichen“ Publikum nicht ohne sein Verhältnen erlitt.

Eine ganz ähnliche Begebenheit ereignete sich vor fünf und zwanzig Jahren in Berlin.

Ich war dazumal Redacteur der „Berliner Schnellpost“ und des „Berliner Couriers“, zwei vereinigte Großmächte in den kleinen Staaten des Journalismus.

Bosco kam nach Berlin. Wer sagt: „Bosco“, der sagt: „Mirakel!“ Bosco war damals ein Philadelphus redivivus! Er gefiel außerordentlich, aber Meinem so sehr als sich selbst. Er sah sich zum millionten Male selbst mit Bewunderung zu, und war zum millionten Male von sich selbst überrascht! Er gehörte nicht zu jenen Escamoteuren, die selbst wissen, daß sie täuschen, nein, er war überzeugt, das ist Hexerei: er sagte zu sich selbst: „Das begreif' ich nicht!“ Er escamotirte im Schlaf, im Wehen, im Traum, wäh-

rend des Essens, und war sich selbst stets neu, stets unbegreiflich, stets erstaunenswerth! —

Er kam nach seiner Ankunft zu mir und lud mich Mittags zu Tische ein. Ich war all' mein Leben tag keiner, der sich einladen ließ, ich lud also ihn ein, er möchte mit mir in Charlottenburg essen. Er sagte, er wird einen Wagen holen, ich sagte, er soll nur in meinen Wagen mit mir fahren. In Charlottenburg, bei Pauli, bestellte ich bei Wilhelm zwei Couverts mit dem bekannten Augenwink, — dieser Augenwink besagte so viel als: „Wilhelm, wenn der und der nachher das Diner bezahlen will, so sagst Du: „Herr Saphir hat schon bezahlt!“ Das war zwischen mir und Wilhelm Uebereinkunft.

Wir setzten uns zu Tische; nach der Suppe brach ich ein Weißbrot an, und siehe da! eine Hand voll Ducaten rollte aus demselben auf meinen Teller. Ich sagte: „Nieber Bosco, das Stück ist nicht übel, und da ich Ihr ganzes Publikum bin, so wünscht das ganze Publikum, dieses Stück noch einmal zu sehen!“ Zu Wilhelm aber sagte ich: „Es ist doch polizeiwidrig, daß Ihr so kleine Weißbrote habt!“

Bosco spielte erst im Bagorjaale, dann im Thiergarten, machte glänzende Geschäfte und war en vogue. Da kündigte sich in den Zeitungen ein anderer Taschenspieler an, „Herr Habitt aus Moskau“, ungefähr in eben dem Tone, wie unser provisorische Pöbel. Er kündigte an, eine 24pfündige Kanonenkugel, auf welche

man Zeichen eingraben kann, vor dem Publikum verschwinden zu lassen und dieselbe Kanonenkugel wird fünf Minuten darauf in Petersburg auf dem Hauptplatze niederfallen, — das Publikum kann hinschreiben, um sich zu überzeugen.

Die „Berliner Schnellpost“ erlustigte sich über diese Annonce, Herr Habitt wurde dadurch eingeschüchtert, verschob seine Vorstellung, indem er angab, die Luft sei jetzt nicht dünn genug zu dieser Kugel-Expedition!

Um diese Zeit gerade fiel meine Bolonit mit den famosen „dreizehn Bühnendichtern“ und ihrer noch famoseren Desfaite durch meine Broschüre: „Der getödtete und dennoch lebende M. W. Saphir“ — In ihrer herzlichen Pflicht und Auflösung griffen sie zu Habitt! — Nicht zu glauben, wenn nicht selbst erlebt! Sie steckten sich hinter ihn und er gab eine Broschüre heraus: „Habitt contra Saphir“. Die Lächerlichkeit und Ungeschicklichkeit fiel natürlich auf die literarische Unwürdigkeit dieser Schriftsteller zurück, ich nahm, wie sich von selbst versteht, gar keine Notiz von der Sache.

Aber die gute Frau Nemesis, welche nie schläft, nicht einmal wenn sie den „Oesterreichischen Correspondenten“ liest, sie wachte für mich und antwortete auf Habitt's Broschüre.

Bosco kam alle Tage zu mir und fragte mich um Rath, wie man's macht, daß Herr Habitt nicht

zum Spiele komme, er wolle sich's Geld kosten lassen. Ach sagte ihm, wenn Sie Geld auf diese Pappatie verwenden wollen, so lassen Sie sich's Geld kosten, daß er doch um Gotteswillen ja spiele! —

In einigen Tagen las man in allen Anzeigebülättern Berlins Aufforderungen an Herrn Habitt, der Herrn Bosco so weit überflügelt, der tausendmal wunderbarere Sachen wie Bosco macht u. s. w., doch ja seine Vorstellungen zu beginnen, welchen das ganze Publitum mit rasender Ungeduld entgegenfieht.

Herr Habitt aus Mostau ging auf die Leimspindel. Er kündigte guten Muthes eine Vorstellung an, in welcher er zeigen wird, daß alle Wunder Bosco's gar nichts sind u. s. w.

Am folgenden Tage las man wieder in den Intelligenzblättern Anierate, welche das Publitum ermahnten, ja diese Vorstellung nicht zu versäumen, in welcher Herr Habitt verspricht, Alles zurückzulassen, was Bosco oder noch Jemand gemacht hat u. s. w. Die Vorstellung fand statt. Der Saal war gestedt voll. Herr Habitt erschien, er sprach weder deutsch, noch französisch, noch italienisch, bloß etwas russisch. Gleich die ersten Stücke erregten theils Unwillen, theils Bewundrung. Unter Andern hatte Frau Nemesis noch einen anderen fatatereu Zufall für ihn losgelassen. Einer seiner Comeres hatte vor dem Beginne der Vorstellung einem Zudhauer einen preußischen Thaler in die Mosttasche practicirt, welches nachher zu einer

Ueberraschung in einem Stücke dienen sollte. Herr Habitt nahm einen Thaler, legte ihn in eine Bütchse, ließ ihn verschwinden u. s. w., fragte dann, wo der Thaler sein soll? Der Compère, welcher indessen auf die andere Seite ging, rief laut: „An der Tasche dieses Herrn!“ und zeigte auf Tom, welchem er den Thaler in die Tasche schob. Allein, o graniamer Nemesis! dieser Herr verließ noch vor dem Anfange der Vorstellung das Haus, um sich einigcs Tbst zu kaufen, er griff zufällig nach seinem Taschentuche und fand den Thaler. Er glaubte, ihn in Verstreunung da hinein gesteckt zu haben, kaufte sich Tbst, gab den Thaler hin und bekam Scheidemünze zurück. Als nun Herr Habitt ihm zurief, er müsse den Thaler in der Tasche haben, sagte er ganz ruhig: „O, ich hab' ihn wechseln lassen, als ich ihn vor der Vorstellung in meiner Tasche fand!“ — Unausstößliches Gelächter erscholl.

Lachen, Rischen, Lärmen wechselten ab, es mißlangcn ihm noch mehrere Stücke. Aber es war ihm noch eine Wille bechieden. Plötzlich erhob sich im Saale ein hagerer, baumhoher Mann, steigt auf den Sessel, so daß er wie eine Campanille da stand, und rief: „Hochgeehrtes Publikum! Erlauben Sie mir ein Wort an Herrn Habitt, im Interesse des Publikums!“ Lärm, Geschrei: „Ja!“ — „Nein!“ — „Ja! Ja!“ — Die „Ja“ drangen durch. Der Longo-Barde begann mit feierlicher Stimme: „Herr Habitt aus Moskau! Wir haben uns eben überzeugt, daß Sie als

Taschenpieler nichts können.“ (Applaus von allen Seiten.) „Aber Sie sind auch ein Schriftsteller, Sie haben gegen Saphir eine Broschüre drucken lassen.“ (Rufel: „Ja! ja! ja! Bravo!“ u. s. w., endlich nach einer Pause fuhr der Vord vom Strohseffel fort): „Da das geehrte Publikum aber hört, daß Sie kein Wort deutsch wissen, so ersucht das verehrte Publikum Sie, diese Kunst zu wiederholen; hier ist Feder und Schreibzeug, hier schreiben Sie vor dem verehrten Publikum nur eine Seite deutsch in literarischen Angelegenheiten, Saphir betreffend.“ Dabei zog der lange Unbekannte Papier und Schreibzeug aus der Tasche und bat die Vordermänner, es gefälligst zu Herrn Habitt gelangen zu lassen. Das Gelächter und die Heiterkeit des Publikums bei diesem mit Aeclamation aufgenommenen Vorschlage ist unbeschreiblich.

Herr Habitt schviste Kanonenkugeln. Der Lärm wurde endlich spectaculös, und wer weiß, wie es dem schriftstellerischen Taschenpieler ergangen wäre, wenn nicht die Polizei sich seiner erbarnt und ihn verschwinden gelassen hätte. Herr Habitt trat in friedlicher Stille seinen Rückzug aus Berlin an, und Bosco blieb Sieger.

Als er am andern Morgen zu mir kam, sagte ich ihm: „Nun, Bosco, habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen wünschen, daß Habitt nur ja spiele?“ — Und er antwortete stolz-becheiden: „Dafür sein Saphir mit die Feder, was sein Bosco mit der Becher!“

Bei dieser Gelegenheit sei auch noch des komischen „Hühner-Manöver“ erwähnt.

Bosco wohnte bei einer mir bekannten Familie, die ein schönes Familiengut hatte: zwei schöne Töchter nämlich; und ich war so glücklich, daß diese Familie aus Gefälligkeit mich für ein Entgelt in die Kost nahm. Nun hatte Bosco auf seinem Meuboir ein Stück: „Das Hühner-Manöver“, er zeigte nämlich erst an zwei Tausend todte, gerupfte Hühner u. s. w. und machte sie wieder lebendig. Diese Hühner, die todten nämlich, rückten nach der Schlacht in das Küchenquartier dieser Familie ein, und wir verzehrten acht Tage lang die für's Vaterland gefallenen Hühner!

Es war also natürlich, daß die Hausfrau mit Sehnsucht diesem Manöver entgegenah. Wenn die schönen Töchter also gerne wieder ein Hühnchen gegessen hätten, so wurde ich als Redacteur in's Complot gezogen, und ich sagte wie Moses: „In den nächsten Tagen laß ich Hühner regnen!“

Es war nämlich am folgenden Tage im „Berliner Courier“ und in der „Berliner Schnellpost“ zu lesen:

### „Ausruf an Herrn Bosco!“

Die Verehrer und Bewunderer Bosco's wünschen besonders, Herr Bosco möge in seiner nächsten Vorstellung das reizende Stück: „Das Hühner-Manöver“ wiederholen. Ein bedeutender Theil des

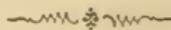
gebildeten Publikums theilt dieses allgemeine Verlangen.“

„Viele Freunde des Schönen  
und Nützlichen.“

Und richtig las man Tags darauf auf Bosco's Programm: „Dem hochverehrten Wunsche mehrerer P. T. hohen Gönner des Schönen und Nützlichen gemäß wird heute das beliebte „Hühner-Manöver“ wiederholt werden!“

Und Abends darauf saßen richtig immer die „Gönner“ dieses „Hühner-Manövers“ um den Tisch, auf welchem die Opfer dieser journalistischen Küchenfabale in ihrem Fette gebraten lagen, und versicherten Herrn Bosco, daß das Publikum dieses Stück am anziehendsten finde, und daß er es wenigstens jede Woche einmal wiederholen müßte, und Bosco lächelte und sprach: „C'est drôle! und ist nix als mécanique!“

Ich drückte meiner schönen Nachbarin, die eben ein Huhntheil auf seinem letzten Gange begleitete, die Hand und sagte: „Ja, ja, und besonders die schöne Welt ist auf dieses „Hühner-Manöver“ so sehr verbißten!“



## Eine Aschen - Vorlesung.

**D**er Mensch ist Staub und Asche! Es ist ein Glück, daß die Menschen Staub und Asche sind — wenn sie Silber oder Gold wären, wären sie schon längst alle eingegraben! Und wenn sie Brot und Semmel wären, wären sie alle Tage kleiner geworden! Und wenn sie Salz und Tabak wären, so dürfte Niemand eigene Menschen bauen!

Der liebe Himmel hat die Menschen Staub und Asche sein lassen, damit sie sich gegenseitig in Ruhe lassen. Denn wenn die Menschen Spargel wären, dachte sich der Himmel, so würden sie sich gegenseitig den Kopf herunterbeißen, und wenn sie Erdäpfel wären, so würden sie auch in zweierlei Classen zerfallen, in jene in der Montur und in jene, die geschält werden, und wenn sie Kukuruz wären, so würden sie sich gegenseitig mit „Kolben“ laufen, und wenn sie Äpfel wären, so würden die Auserkorenen im „Schlafrock“ herumgehen und die anderen würden zu „Äpfelschnitten“ zerstückt; und wenn die Menschen Salat wären, so wollte jeder ein „Häuptel“ sein oder wenigstens ein „Bund“ und alles andere bloß „gebrühter Salat“; und wenn die Menschen „Rüben“ wären, so würden die Gold-

rüben obenan stehen und die anderen Rüben würden bloß geschabt werden; und wenn die Menschen „Erbsen“ wären, so würden die böhmischen Erbsen sich als die Ausgeklauten ansehen, die Stockerbsen würden auf sich was Besseres halten, und die anderen armen Felderbsen müßten sehen, wie sie sich kümmerlich durchschlagen; und wenn die Menschen „Knödel“ wären, so würden sie sich eintheilen in aristokratische Faschnödel, in bureaukratische Semmelnödel und in Bauernknödel; und wenn die Menschen Faschingskrapfen wären, so würde ein Theil als delicate Brandteig=Krapferln in der Marchsuppe schwimmen, und die anderen wären bestimmt, nur Prügelnkrapfen zu sein; — aber wenn die Menschen nur Staub und Asche sind, Einer wie der Andere, so wird Einer wie der Andere leben, leben lassen, sterben und sterben lassen.

So dachte der liebe Himmel! Aber wenn die lieben Menschen so dächten wie der liebe Himmel, so hätte der liebe Himmel mit den lieben Menschen nicht so viel Schererei!

Die lieben Menschen wissen, sie sind nichts als Staub und Asche, sie wissen, ein jeder Mensch kam aus Staub und Asche, wird zu Staub und Asche, und dieses Häuflein Staub ist nur siebenzig Jahre ein provisorischer Mensch, und dennoch theilten sich diese Aschenhäuflein ab in verschiedene Häuflein, in vornehme Aschenhaufen und in bevorzugte Aschenhaufen und in berechnigte Aschenhaufen und in ordinäre Aschen=

haufen! Aber wenn der Carnival des Lebens mit seinen Masken und Farben zu Ende ist, wenn die letzte Maskestunde kommt, wenn der Tanz zu Ende ist, wenn das Orchester des Lebens sich leert, ein Musikant nach dem andern das Instrument niederlegt und die letzte Saite reißt, dann an der großen Aschermittwoche kommt der letzte Tänzer, und das ist auch ein Aschenmann und er sagt zu den Menschen: „Ihr meine Männerasche und Ihr Frauenasche, kommt in meine Butte!“

Heute ist die Aschermittwoche da, o lebendige Asche, streue Dir todte Asche auf das Haupt! Asche! Asche! Asche!

Nehmt die Asche aus Euren ausgebrannten Herzen, nehmt die Asche aus Euren ausgebrannten Leidenschaften, nehmt die Asche aus den Brandstätten des Parteigeistes und streut sie Euch auf's Haupt!

Die Menschen sammeln sich im ganzen Jahre glühende Kohlen auf's Haupt, sie mögen sich einmal im Jahre auch Asche auf die glühenden Kohlen streuen!

Wer Butter auf dem Kopfe hat, streue zweimal so viel Asche auf sein Haupt, und wenn der Kopf brennt, der schütte ebenfalls mehr Asche auf sein Haupt, und wo die Zwietracht ihr Haupt erhebt, die streue eine Menge Asche auf ihr Haupt, und wo ein Oberhaupt Schuld ist, daß andere Häupter in Trauer sich senken, der streue fingerdick Asche auf sein Haupt, und

wen der Teufel auch nur bei einem Haupthaar gefaßt hat, der streue von Morgen bis Abends Asche auf sein Haupt! O, ich sag' Euch, es wird Mangel sein an Asche! Und wenn alle Sünder und Sünderinnen an der Aschermittwoche wirkliche Asche auf ihr Haupt streuen wollten, die Asche würde theurer werden als die Pomade!

Asche auf dem Haupte ist auch ein schöner Hauptschmuck! Aus Asche ist der Hut, unter welchen alle Köpfe zu bringen sind!

Die Köpfe halten nicht eher Friede, bis sie unter Asche und in Asche sind; Friede ihrer Asche!

Aber der Mensch schüttelt Alles von sich ab; er streut an der Aschermittwoche ein Bißchen Asche auf sein Haupt, dann schüttelt er das Haupt und am Donnerstag ist er wieder der, der er am Dienstag war!

Aber man gehe einmal heute herum in der Stadt Wien und schaue den Leuten auf den Kopf, man wird eher alles finden als Asche; ja man findet sogar noch einen Mann, der Haare auf dem Kopfe hat, aber Asche wird man keine finden!

Ba, wenn man große „Aschenbälle“ arrangirte, wenn „öffentliche Einäschierungen“ stattfänden, wo man sich mit wohlfeiler, theurer, kostbarer Asche, mit eleganter Asche, mit echter französischer Asche, mit Asche in Sammt und Spitzen das Haupt bestreute, so würde geäschert werden, und alle Marchandes d'Aschen hätten

vollauf zu thun, und die hante volée hätte eine brillante Nischen-Coiffure, und die Aristokratie-Financiere hätte Nische aus Actien und Metalliques, und die reichen Damen aus dem Schoße der alleinseigmachenden Emancipation hätten Nische von puren Brillanten auf dem Kopfe!

Oeffentlich wird gesündigt, öffentlich ist man frivol, wirft man Funken in den Zunder, und heimlich streut man sich ein Bißchen Nische auf's Haupt!

Ach, es ist schade, daß man die Leute nicht mehr verbrennt, ich meine nicht etwa die Hexen oder die Inquisitionsopfer, sondern die Leichen und Knochen der Menschen! Die Menschen glauben es nicht, daß sie Alle, Einer wie der Andere, nur ein und dasselbe: „Staub und Nische“ sind; aber wenn man die Todten gleich verbrannte, so würde der Vornehme sehen, daß er nicht aus Diamanten-Staub ist, und der Millionär würde sehen, daß er nicht aus Gold-Staub ist, und daß die Nische von Allen ganz ordinäre Nische, Nische wie Nische von allen Menschen ist, die Alle Staub und Nische sind!

Der Mensch kommt aus Staub, macht Staub, bläst den Andern Staub in's Aug', stäubt ewig ab und aus, macht sich endlich aus dem Staube und wird Staub, und für diese Amtsthätigkeit erwartet er vom lieben Himmel in Ruhe-Stand versetzt zu werden mit erhöhtem Unsterblichkeits-Charakter!

Aber der liebe Himmel ist nicht so verschwenderisch mit der Ertheilung der Unsterblichkeit, er wird die Seele fragen: „was hast Du gethan?“ und wenn die Seele nicht klar und lauter, unbesleckt und rein sich legitimiren wird, da wird's heißen: „Ein Aschen!“

Ein Aschen! Singen wir also mit der Asche unseres Maimund's das alte Aschen-Vied: „Ein Aschen!“

Ich bitt' Euch, lieben Leut',  
 Ich bitt' Euch, seid gescheidt!  
 Ihr führt jetzt jede Stund'  
 Den „Zeitgeist“ nur im Mund.  
 Ihr bläst die Kohle an,  
 Und legt das Holz daran;  
 O jagt mir, seid so gut,  
 Was wird aus dieser Glut? —  
 Ein Aschen! ein Aschen!

Ich geh' viel Säculum  
 Als Zeitgeist schon herum;  
 Und stets, auf meiner Ehr',  
 Zog man mich hin und her,  
 Es nimmt ein jeder Stand  
 Mich feurig bei der Hand,  
 Doch 's Feuer lodert schnell,  
 Dann findet sich zur Stell':  
 Ein Aschen! ein Aschen!

Der König auf dem Thron,  
 Der jagt, er kennt mich schon;

Am Markt die Hölzerfrau  
 Die kennt mich ganz genau;  
 Und Bauer, Pfaff, Soldat,  
 Genau erforscht mich hat;  
 Ein Jeder hascht nach mir,  
 Und findet immer schier  
 Ein Nischen! ein Nischen!

Die Journalisten = Schaar  
 Die maltrairt mich gar!  
 Sie schieben jeden Grund  
 Dem Zeitgeist in den Mund:  
 Sie schreien: „Element!  
 Der Zeitgeist ringsum brennt!“  
 Doch bleibt er immerdar,  
 Was er von jeher war:  
 Ein Nischen! ein Nischen!

Die Ultra = Schwindler auch,  
 Sie machen Brand und Rauch,  
 Und sagen frechen Muth's:  
 „Der starke Zeitgeist thut's!“  
 Allein der Zeitgeist weint,  
 Daß er so falsch erscheint.  
 Daß man den Geist ihm raubt;  
 Und streuet sich auf's Haupt  
 Ein Nischen! ein Nischen!

Die deutsche Einheit? ach!  
 Ich bitt' Euch, nur gemacht;  
 Wo soll sie üb'rall sein!  
 In Frankfurt dort am Main,  
 Zu Gotha, Erfurt auch!  
 Doch schlägt man auf den Strauch.

Was kömmt aus diesem Haus  
Für Deutschland nun heraus? —  
Ein Nschen! ein Nschen!

Und üb'rall ringsherum,  
Nur „Provisorium“;  
Was uns dazu bestimmt?  
Weil's überall noch glimmt!  
O gebt einmal doch Ruh,  
Trägt nicht noch Zunder zu,  
Sonst bleibt dem ganzen Land  
Von „Freiheit“ in der Hand --:  
Ein Nschen! ein Nschen!

Das Dichtervölklein schreibt  
Vom Zeitgeist, dickbeleibt;  
In's Musen = Heiligthum  
Dringt aber nicht ihr Ruhm;  
Des Augenblickes Knecht,  
Bergehet das Geschlecht  
Mit sammt dem Augenblick,  
Und läßt von sich zurück —  
Ein Nschen! ein Nschen!

Ein Goethe, Schiller, Kleist,  
Die hielten sich am Geist,  
Die Zeit ging sie nichts an,  
Und jeder war ein Mann!  
Die neuen Dichterleut',  
Die reiten auf der Zeit,  
Und fragt man nach dem Geist,  
Es ringsherum nur heißt!  
Ein Nschen! ein Nschen!

Ich bitt' Euch, laßt mich aus!  
Ihr macht mir Angst und Graus;

Denn wahrlich Jeder ist  
 Von uns ein Egoist;  
 Er wärmt nur seine Hand  
 Beim allgemeinen Brand,  
 Und bläst dem Nachbarmann  
 In's Auge hämisch dann  
 Ein Nicken! ein Nicken!

Ein Feuer nur ist gut:  
 Der Menschenliebe Blut!  
 Das Herz entbrennt geschwind,  
 Ein Seufzer kommt als Wind:  
 Die Thrän' ist bei der Hand,  
 Und löschet mild den Brand;  
 Doch ihre Blut bedeckt,  
 Im Herzen tief versteckt  
 Kein Nicken! kein Nicken.



## Die Witwe und ihre Köchin.

Eine Residenz = Anekdote.

In einer Residenz, wo Licht und Schatten, Tugend und Laster, Glanz und Schmutz, Glück und Elend, Freude und Kummer, Erhabenheit und Verworfenheit nebeneinander wohnen, wo Beten und Fluchen, Verschwenden und Zusammenscharren, Wohlthun und Uebelthun, Frommwandeln und Sündigen in Schichten auf- und nebeneinander lagern, lebt eine Witwe, deren Mann gerade zu rechter Zeit starb, um sich eine Nachkommenschaft nicht aufdringen zu lassen, die aus einer Reihe von Abwechslungen entstand, welche die tugendhafte Witwe im Gebiete der sinnlichen Magie machte.

Diese Witwe gehörte zu jenen unglücklichen Geschöpfen, welche durch eine verwahrloste Erziehung schon in den zartesten Kinderjahren dem Laster in seiner gemeinsten Gestalt zugeworfen werden, die nach und nach durch Zeit und Übung alles Bewußtsein von Tugend und Laster, von Sitte und Verworfenheit, von Zucht und Unzucht verlieren und im Pfuhl der Schmach und der Sünde ein nur für das gemeinste Laster bestimmtes Leben fortführen.

Diese Witwe hatte kein Register wie Leporello für die zahllosen Vermehrer ihrer kleinen häuslichen Freuden, obgleich sie auch wohl hätte sagen können: „Zwanzig in Deutschland, in Italien sechsunddreißig, in England fünfundvierzig und in Spanien tausend und drei!“ allein sie hielt ein „Tagebuch“ — *lucus a non lucendo* — ein Tagebuch, worin nichts von Tagen, sondern bloß von Nächten aufgezeichnet war. Diese „Nachtbücher“ werden von der tugendhaften Witwe mit einer Vorsicht sondergleichen, mit einer „Versicherung für das Gedächtniß der Sünde“ geführt. Jede Nacht nämlich, die sich durch eine neue Berührung im Gebiete der physikalischen Experimente ergab, sowie auch alle Wiederholungen dieser Experimente, besonders wenn sie auf „Verlangen“ geschahen, zeichnete sie darin auf, mit einigen verblühten Worten, an welchen einige kleine Bausen, gleichsam als Votterbeechen für die sich in der Nüchternung darauf wälzenden wollüstigen Gedanken!

Die tugendhafte Witwe hatte das Princip der Gleichberechtigung schon lange früher ausgeübt, als die Märztage dazuführten! Vielleicht hat kein Weien die „Freiheit aller Nationalitäten“ so gleich begunstigt, ihnen allen solche gleiche Rechte, einen solchen „gleichen Genuß an Boden und Grundbesitz“ gestattet als diese in Rede stehende tugendhafte Witwe. Der Schüler des Mars, der Sohn des nebligen Albions, der Jünger Italiens, der Passirt auf der Barrikade,

der Comödiant im Badeorte, der hungernde Student, keiner von diesen konnte sich beklagen, von ihrem Herzen und von den Umgebungen dieses Herzens abgewiesen worden zu sein, ohne die lebendigsten Folgen eines wohlthätigen Eindrucks zurückgelassen zu haben.

Diese tugendhafte Witwe befand sich endlich in der Lage der Equipage, die von oben herab dient. Eine solche Equipage ist in jungen Jahren die Equipage eines Vornehmen, dann geht sie in die Hand eines Janschy über, dann wird sie „Fiaker“, dann Pohnfutjche, endlich ein altes Einspänner-Wagerl.

Die Witwe kam, nachdem sie abwechselnd Momente hatte, in welchem sie durch ihre Besitzer unter die „Equipage“ zählte, endlich in die „Einspänner-Wagerl-Saison“ an. Der Bierziger kam auch und schrieb seine Visitenkarte in das durch vieles Transito abgewelkte Fleisch der tugendhaften Witwe ein, und die vielen Sünden, die am grünen Holze der Welt bloß als marmorirte Kreise erschienen, klappten am dürren Holze als ekelhafte Astlöcher weit auf.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Buhlerinnen und Krokodille im Alter noch leidenschaftlicher und stärker werden. Es gibt nichts, was schamloser ist als eine Verworfenene, die einmal in die Zone ankam, wo sie das, was sie für Liebe empfing, wieder ausgeben muß, um, wenn auch nicht Liebe, doch das materielle Surrogat dafür unter der Firma „Liebe“ zu bekommen:

Von dem Augenblicke an, wo eine solche depravirte Person die furchtbaren Worte ausstößt: „Wir liegt an der Welt nichts!“ von diesem Augenblicke an trägt sie die Sünde wie einen Schmuck, das Laster wie einen Kranz, die Frechheit wie eine Bescherung, die Gleichheit wie eine Berechtigung, die Schande wie einen Fächer und die allgemeine Verachtung wie eine Errungenschaft.

Auf dieser Höhe war diese tugendhafte Witwe angelangt, und mit jener eisernen Stirne, welche das hartgekochte Laster sich aneignet, mit jener frechen Kraxe, welche die langjährige Übung im Züchttragen der Sünde endlich aus dem Gesichte jener Classe von Weibern macht, schleppte sie sich in Concerte und Theater, unbekümmert um die Verlegenheit, welche jedes sittsame, weibliche Wesen befiel, die in ihrer Nähe zu sitzen kam und zufällig wußte, zu welcher Classe sie gehört, unbekümmert um das verächtliche Winken und Lächeln Aller, die ihre Laufbahn kannten und das sie für „Eroberungen“ hielt.

In diesen Jahren der „Vierziger“, in welchen ihr Fleisch zu Heu und dann zu Grummet wurde, minderte sich aber die Eroberungs-Begierde unserer Witwe noch lange nicht, im Gegentheile, wie das immer der Fall ist, sie steigerte sich! Die tugendhafte Witwe mußte Liebe à tout prix haben, d. h. Liebe im Sinne dieser corrupten Wesen; da „Liebe nicht mehr kam“, mußte sie „Liebe suchen“, Alles eins,

ob unter dem Barett eines Sohnes der Cunterpe, ob unter der Pappendekelkran eines Distrionen oder auf dem Vorstadtzimmer einiger Calabreser-Besitzer. Chi corea trove!

Unter andern solchen Reisen nach den Zonen, wo „Liebe weilet und schwindet“, fand sie einen Bettelstudenten, einen Winkelpoeten, der ganz geeignet schien, „Liebe“ zu robotten, wenn sie bar abgelöst wird.

Es ist in Residenzen keine seltene Erscheinung! Die Zahl jener nichtswürdigen Mannsnachtlöhner, die sich von liederlichen Weibsbildern aushalten lassen, ist nicht klein und ist eine glorreiche Errungenschaft der Zeit!

Ein solcher nichtswürdiger Lump ist das Verächtlichste, was die Erde trägt. Wenn ein Weib ihre Persönlichkeit als Waare verdingt, ihren Leib als ambulante Sache verwerthet, so ist das Schmach und Schande genug, wenn aber ein Mann so tief in die Pfütze der Gemeinheit sinkt, von einem Weibe sich aushalten zu lassen, Liebesdienste für Futter, Härlichkeit für Unterstand zu geben, dann hat die Sprache kein Wort, um den Grad von Erbärmlichkeit auszudrücken, der eine solche D—ffecte erfüllt! Ein Gebrandmarkter erscheint als Mann erhaben und ehrenwerth gegen einen solchen Miethgaul an dem Schlappkörper eines sündigen alten Weibes!

Aber die schönen Seelen finden sich zusammen!

Die tugendfame Witwe fand ein solches erbärmliches Wichtchen, das für „Subsistenzmittel“ die Strapaze übernahm, um mit einer ihm alle Ehre machenden Ueberwindung sich als der letzte Umant von Tausend und Einem zu proclamiren und öffentlich eine Festung als Eroberung am Arme zu schleppen, die durch unzählige Capitulationen schon aller ihrer Festungswerke beraubt war. Dieser gute Gewerbs-Jüngling setzte sich über den Hohn seiner Gesellschaft hinaus, ja er trieb die volle Offenheit so weit, selbst in die eigene Bespöttung einzustimmen, und man sagt sogar, er selbst habe Plan und Umriß der Festungswerke in vertraulichen Stunden Breis gegeben.

So lebte dieses holde, achtungswerthe Paar in gegenseitiger echter Liebe und Achtung, bis ein fatalistischer Zufall die platonische entente cordiale störte. Die holde Witwe nämlich hatte eine Köchin. Eine Köchin tocht, was thut eine Köchin noch? Sie liebt! Sie hält sich auch einen Liebhaber! *Tel maître tel valet!* Aber eine Köchin schürt auch Feuer an, und oft ein Feuer, bei dem was Anderes gebraten wird als ein Huhn. Der Amadis unserer tugendfamen Witwe wendete sich von dem kauschen Feuer seiner Subsistenz-Witwe zu dem Feuer auf dem Herde, wo die Werke von „Spieß“ seiner literarischen Beschäftigung vielleicht Neid erweckten. Der Amadis, der gerne „*con amore*“ lieben wollte, suchte das Feuer in der Asche, die Asche war auf dem Herde, an dem

Herde die Köchin, man sieht, es war — Fatum!  
Der Mensch entgeht der Köchin nicht!

Als der junge Amadis eben im Begriffe war,  
ein Feueranbeter zu werden, hiß Himmel, warf er  
durch das Ungestüm der Liebe einen Topf mit lautem  
Geschmetter zu Boden; und

Ein Knall  
Ist ein Schall  
Der den Fall  
Einer Köchin kann bedeuten!

Jedoch dieser Fall — ein Incidenzfall —  
führte einen andern Fall herbei! —

Die tugendhafte Witwe riß die Thüre auf, stürzte  
hinter den Küchenschrank — und

„O Witwe, begehre nie und nimmer zu schauen,  
Was der Küchenschrank deckt mit Nacht und Grauen!“

Aber sie wollte schauen, schau, trau, an an!  
Sie kam und sah und sah, was? und dann fing  
ein kleines Kampfspiel an — „Goddams!“ und „Se  
sein a die Rechte!“ wurden zwischen tugendsamer  
Dame und tugendsamer Köchin ausgewechselt und  
zwischen Beiden der junge Werther mit seinen Leiden!  
Aber die tugendsame Witwe hat Temperament, Tem-  
perament! Sie will der Köchin handgreiflich beweisen,  
daß sie an Dinge und Sachen, die sie für Geld sich  
angeschafft hat, kein Recht habe; die Köchin entflieht  
in ihrer Angst, stürzt in das Seitencabinet der Dame,  
stürzt auf einen Schirm, der Schirm stürzt auch, er

stürzt, — o Schirm, warum bist du gestürzt? Der Schirm stürzt, wie ein Minister, auf die fette Seite! Was ist die fette Seite? Ein Mann! Ein Mann? Ein Mann, ein lebendiger! Was für ein Mann? — ein Liebhaber! — und wessen Liebhaber? — Wessen Liebhaber? — o Mond, verstecke Dich dazu! Der Liebhaber der — Köchin! —

Die Köchin stürzt auf den Schirm, der Schirm stürzt auf den Liebhaber, ergo stürzt die Köchin im Cabinet der Frau auf ihren eigenen Liebhaber! So spielt der Zufall! So dunkel sind die Wege des Schicksals, wenn sie von einer tugendhaften Witwe, von einer keuschen Köchin, von einem jalarirten Liebes-Practikanten und von einem Köchin-Amanten gewandelt werden!

Man denke sich die unerforschlichen Geheimnisse der Lebensläufe! — Wie kam der Liebhaber der Köchin hinter den Schirm der Frau, und wie kam der Liebhaber der Frau hinter den Küchenschrank der Köchin? — Da sieht jeder Fromme die Hand der Fäufelung!

Und welch' ein Tableau! „Die Köchin hier, die Dame dort, der Küchenschrank daneben!“ Hier die „vedova tradita“, dort „la bella Koechinara“, dort „is nix, sein's 36 Kreuzer“, und hier „der Student und die Dame“, und von beiden Seiten das „unterbrochene Opferfest“ und der Altar und das Schaf und die Bestalinnen!

Die Weltgeschichte hat große Momente! Wie diese beiden „matrimonii segreti“ endeten? Die Köchin mußte den Herd ihrer Tugend verlassen, die tugendsame Witwe bewies ihrem Herzensliebhaber, daß sie den Liebhaber der Köchin rief, um ihm zu sagen, wie gar nicht moralisch es wäre, eine Köchin zu lieben, und so zu sagen, feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln; — der Liebhaber folgte der Köchin, indem er ihr sagte, er habe die Frau nur auf die Probe stellen wollen; — der junge Holdling aber diente weiter bei der tugendssamen Witwe, nachdem sie eine Erhöhung seiner Dotation bewilligte.

Und so endete jeder Spaß friedlich, zur Zufriedenheit aller Parteien!

~~~~~

## Humoristische Faschingskräpfen.

### 1.

Die Armuth des Reichen und der Reichthum des Armen.

**A**uch ich war einmal reich! Sehr reich! Reich wie Rothschild und freigebig wie Sina! Reich wie Rothschild, denn ich war jung! Freigebig wie Sina, denn ich liebte!

Jugend ist Reichthum! Liebe ist Freigebigkeit, Großmuth, Hochherzigkeit, Menschenichäsung!

Jugend ist Reichthum! Ein junges Herz ist die feuerfeste Cassé für jedes Glück, für jeden Schatz, für jedes Juwel!

Liebe ist Großmuth! Ein Herz, das einen Gegenstand in heiliger Weihe liebt, liebt alle Menschen, denn jeder Mensch ist ihm das Ebenbild seines Gottes, seiner Göttin!

Jeder Mensch war reich, jeder Mensch wird ein Bettler! Er war jung und wird alt!

Der „Bettler“ bettelt bei einem „Reichen“: das „Alter“ bei der „Jugend“, d. h. bei der Creditanstalt der Jugend: „Erinnerung!“

Die Krücken des Alters sind aus dem Holze des grünen Lebensbaumes geschmitten, aus „Jugend = Erinnerung“.

Das Gedächtniß ist die Sparcasse der reichen Jugend, in welche sie Erinnerung für die Tage der Armuth, für das Alter einlegt!

Wer ist reich? Wer ist arm?

Sind die Reichen reich? Sind die Armen arm?

Wie oft hat man Gelegenheit zu sagen: „Die armen Reichen!“ oder: „Die reichen Armen!“

Jeder Mensch ist ein Jäger, er geht auf die Millionenjagd! Er nimmt eine ganze Meute von Leidenschaften mit, um die Million zu erlegen; er trotzt der Hitze und der Kälte, er schlüpft durch Hecken, wadet durch Sümpfe, kriecht auf dem Bauche, um das Hochwild „Million“ zu erlegen! Bass! Der Schuß ist gelungen! Die Million liegt zu den Füßen des Jägers, sie wird nach Hause gebracht, ausgeweidet, zerstückt, eingesalzen u. s. w.

Ist der Million-Jäger reich? wirklich reich? — Schmeckt dem Million-Jäger sein Edelwild so gut wie dem Groschen-Jäger seine magere Ausbeute schmeckt?

Ist der Reiche reich? Ist der Arme arm?

Ich hab' in meiner Jugend die „Armuth“ gekannt, ich habe sie in der Nähe gesehen ich hab' sie

umarmt, ich erinnere mich ihrer noch, es ist ein schönes, treues, ehrliches Weib, ein treulichendes, fröhliches, treuäugiges Weib!

Sie hat nichts zu essen als Brot, aber ihre weißen, lachenden Zähne machen es zur Zuckertorte! Sie trinkt helles, farbloses Wasser, aber die rosigen Lippen an dem Rande des Wasserglases werfen einen Schimmer in das Wasser, daß es glänzt wie Champagner rosée! Ihr Kleid ist zerrissen und ihr Fuß ist bloß, aber durch ihr Kleid schwillt Gesundheit und Fülle, sie rufen: Genieße! Und ihr reizender bloßer Fuß tanzt lächelnd über das glühende Eisen der Noth, daß man mit ihr zum Tanze geht, als ginge es auf den bal paré des Ueberflusses!

Die „Armut der Jugend“ ist Geliebte, Gefährtin, Gehilfin, Blumenmädchen, Schnitterin, Winzerin, Sommernachtstraum und Wintermärchen!

Der „Reichthum des Alters“ ist ein Invalide, ein Sauertopf, der ausgestopfte Leib der Jugend, Griesgram, Bodensatz, Steinobst auf dem Winterlager des Lebens!

Wer ist reich?! Wer ist arm?!

Liebe des Reichen! — Wirst Du geliebt? Weißt Du's?! Ist es wahr, wenn die Geliebte Dir zuflüstert: „Geliebter!“ —? Hast Du die innere Ueberzeugung, daß der Gruß der Geliebten Dir gilt? Daß ihre Umarmung nur Dich und nicht Dein Reichthum mit umschließt. Bist Du versichert, daß die Equipagen,

die Demanten, seine Cadeaus nicht in die beglückenden Worte: „Du bist mein Alles!“ mit eingeschlossen sind, und ob es nicht vielmehr heißt: Dein Alles ist mein Du! — O armer reicher Mann!

Liebe des Armen! — Du hast nichts zu geben als Dich! Du hast keine anderen Perlen als die Liebesträne im Auge, Du hast keine anderen Renten als Deine Arbeit, Du kannst ihr nichts verschreiben als den Schweiß Deines Angesichtes, sie mit nichts schmücken als mit dem Reifring Deiner Umarmung, und doch sagt sie: „Du bist mein Alles!“ — und Du weißt, dieses ist Dein wirkliches Du, denn Du hast sonst kein „Alles“. — O reicher armer Mann!

Freundschaft des Reichen! — Thu' auf die Prunkfäße, zünde an Deine Krystall-Lusters, decke Deine lange Tafel, laß einströmen — Deine Gäste — Deine — Freunde! — Deine Freunde? Sind es Deine Freunde? Sind's nicht vielleicht Freunde Deines Tafeldeckers, Deines Kochs, Deines Mundschentks? Theilt sich mit Dir in diesen Freundschaftsbesitz nicht Hasan, Mustern und Schnepf?! Wenn man Dich leben läßt, heißt's nicht vielleicht: Langes Leben Deiner Küche, Deinem Keller? — Wenn ein böses Geschick Deine Tafel plötzlich abdeckte, wenn ein Windstoß des Unglücks plötzlich Deine Lusters verlöschte, wenn plötzlich versanken die gefüllten Vivat-Batterien und flaschenhatsbrecherischen Toaste alle, würden die „Freunde“ alle mit dem gebeugten Hiob in Asche gehen, mit

ihm klagen, mit ihm weinen? — O armer reicher Mann!

Freundschaft des Armen! — Wenn ein Freund ein Schwarzbrot mit Dir theilt, wenn ein Freund an Deinem nackten Tische mit Dir sitzt, wenn ein Freund sein halbgefülltes Bierglas an das Deinige stoßt, wenn ein Freund bei Deinem Tellämpchen mit Dir sitzt und ruht, dann weißt Du, das gilt Dir, nicht Deinem Tische, nicht Deinem Keller, nicht Deiner Gesellschaft, nicht dem Cirkel der Geladenen! — O reicher armer Mann!

Appetit des Reichen! — Da steht die Trüffel-Pastete — warum greiffst Du nicht zu? Da coquettirt die Becassine — warum schlägst Du die Augen nieder? Da blühen die candirten hängenden Gärten — warum pflückst Du nicht vom Baume der üppigen Fülle? — Dir fehlt das Vestek zu diesem Ueberflusse; Dir fehlt der Löffel: Hunger, Dir fehlt das Transchirmmesser: Sorglosigkeit, Dir fehlt die Gabel: Arbeit! Seitdem Du diese Gabel aus der Hand gelegt, wurde der Hunger zum Appetit, der Appetit zur Eßlust, die Eßlust zum Lüfteln, das Lüfteln zu Versuchen! Dir fehlt die Arbeit, diese Mutter des Hungers, diese Großmutter der Verdauung, diese Ahnfrau der Gesundheit! — O armer reicher Mann!

Hunger des Armen! — Schwarzbrot ist Deine Assiette, Butter und Mäse Deine Confiture, aber Du hast gesungen, als Du die Furche zogst zu diesem

Kornbrote, Du hast getanzt mit den Schnittern bei der Ernte, Du gingst neben dem Wagen bei der Einfuhr, es ist Gottes- und Dein Brot, die Thätigkeit würzt es, die Gesundheit gibt ihm Ambrosiageschmack und die Sorglosigkeit bedeckt es mit süßem Stenzucker! O reicher armer Mann!

Palast des Reichen! — Zwei „Flügel“, auf welchen das Familienleben entflogen; ein Gemal und eine Gemalin, nicht Mann und Weib; ein Sprößling und nicht ein Kind; Erzieher, keine Erziehung; Hausfreunde, keine Freunde von Haus aus; Schmarozger, aber keine Gäste; Haushalt ohne Häuslichkeit; große Dienerschaft und Jeder bestimmt, sich selber zu dienen! — Armer reicher Mann!

Nest des Armen! — Eng und traulich wie für eine Schwalbenfamilie — enge Räume, enges Anschließcn. Anstatt Amme, Mutterbrust, anstatt Gouvernanten, Mutterpflege; keinen Hausball, aber Hausfriede, keine Dienerschaft, aber Jeder schafft und Jeder dient Einer dem Andern, keine Hausfreunde, aber auch keine Hausfeinde! — O reicher armer Mann!

Stellung des Reichen! — Wo er geht und steht, geht hinter ihm der „Neid“ und der „Haß“, hinter ihm geht die „Scheelsucht“ und vor ihm die „Verleumdung“; thut er Gutes, so nennt man's Prahlsucht, lebt er in Glanz, so nennt man's Verschwendung, lebt er frugal, ist er ein Geizhals; schenkt er Tausende an die Armen, so soll er Hunderttausende schen-

ten; auf ihm ruht das Auge der Mißgunst und auf seinen Odem lauscht das Ohr des Hasses; bei seinem kleinsten Unfalle jubelt die Schadenfreude und bei seinem Glücke mäthet sich die Henschelei! — O armer reicher Mann!

Das Erblaffen des Reichen! — Der Reiche nimmt Abschied vom Leben, er schließt die Augen und die Cassen; die Hände, die jene zuschließen, schließen diese auf; er stirbt schwer wie seine Säcke; was braucht er nicht alles, um zu sterben, und wie viel braucht er Aerzte, Advocaten, Gerichtsperionen, Zeugen, Testamente, Codicille, Stempelbögen, Legatane, lachende Erben, Sargträger, Trauerkerzen, Leidtragende, Grabschrift=Verfasser, Conductanjager, Partezettel, so viel Lärm, um auf ewig still zu werden, so viel Helfer und Beistände und Begleitung, um Alles zurückzulassen! Sind die Klagen an seinem Sterbebette wahr? Sind diese Thränen Revanche oder Maß? — O armer reicher Mann!

Das Heimgehen des Armen! — Der Arme erblaßt nicht, denn sein Leben war nicht rosenroth! Der Arme geht heim. Sein Testament bereichert weder die Erben noch die Notare noch das Stempelamt! Sein letzter Wille war auch sein erster Wille, denn der Arme hat keinen Willen! Bei seiner Abreise ins jenseitige Leben läßt er in der Effecten=Anfgabe des Leichengepräuges nichts zurück, aber er kommt dort mit dem ersten zugleich, oft auch früher an; er hin=

terläßt nichts als einen ehrlichen Namen, ein weinendes Weib, ein schluchzendes Kind, einen betenden Mitarmen, aber diese Thränen sind echt, dieses Schluchzen kommt aus dem Herzen, dieses Gebet ist wahr und unbezahlt und kündigt den Todten dort oben an, damit ihn der Himmel empfangen mit offenen Armen und Thoren! — O reicher armer Mann!

Der Reiche vor dem Throne der Vergeltung! — Der Reiche tritt hinein in den Thronsaal und da sitzt der Herr mit dem „Buche der ewigen Vergeltung“, in welchem des Lebens und des Todes „Soll“ und „Haben“ verzeichnet steht; und der Herr sagt dann zum angekommenen Reichen: „Wie Du hast, so sollst Du! Hast Du von dem Segen, den ich Dir gegeben, mitgetheilt in kleinen Segensgaben den andern Menschen, so sollst Du auch hier gesegnet sein! Hast Du das rothe Gold, das ich in Deine Lebensadern goß, circuliren lassen durch das Geäder der Armuth, so sollst Du hier ruhen auf weichen Kissen und Engel sollen Dir zu Haupte stehen und Dich mit Seligkeit ansächeln! Hast Du den Ueberfluß, den ich Dir bescheerte, in die überfließende Thräne des Elends, in diesen einzigen Ueberfluß des Armen, ergossen, um ihre salzigen Tropfen zu versüßen, so sollst Du fortan sitzen an dem Quell der Vergeltung, der überfließt von Gnade und Verklärung!“ — O armer reicher Mann!

Der Arme im Schoße der ewigen Barmherzig-

keit! — An der Himmelssthüre bleibt der Arme demüthig stehen, wie er im Leben an der Audienzsthüre zu stehen gewohnt; aber der Herr winkt ihn zu sich und zieht ihn aus seiner Lebensbahn auch sein „Soll“ und „Haben“: „Du hast da unten gelitten und geduldet, Du sollst hier oben ruhen und Dich erquicken; Du hast unten gehungert und gedürstet, Du sollst hier oben gespeiset werden mit dem Brote der Gnade und getränkt mit dem Vorne des ewigen Lebens; Du hast unten gehabt das Elend zum Gefährten, die Noth zur Gattin, die Sorge zum Kopfstießen und den Dornenstock zum Wanderstab durch's Leben, Du sollst hier haben den Frieden zum Gefährten, die gerechte Auszeichnung zur Gattin, den sterngestickten blauen Himmelskörper zum Kopfstießen und den ewig blühenden Aaronsstab der Unsterblichkeit auf den Nid in die Unendlichkeit!“ — O reicher armer Mann!

## 2.

„Luftig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben.“

Am Fasching lebt man luftig und besonders in Wien! In Wien, von welchem Herr Dr. Raabe in seiner „Reise-Novelle“ sagt:

„O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte dich!“

Herr Dr. Laube ist seitdem eingetreten als Mitgedanken dieses guten Magens, welches er dazumal freilich nicht ahnte, als er in dem Capitel „Laibach und Graz“ schrieb:

„Wenn ich im Oesterreichischen von Menschen spreche, mein' ich immer nur die Weiber, die Männer sind Oesterreicher.“

Indessen lassen sich viele Reise=Novellen=Fabrikanten die Wiener „Bachhändel“, über die sie sich lustig machen, sehr wohl schmecken, auch Herrn Dr. Laube bekommen sie Gottlob recht wohl, obschon er ebendasselbst sagt:

„Der Franzose liebt die Freiheit, der Engländer die Unabhängigkeit, der Italiener die Schönheit, der Deutsche die Bücher und der Oesterreicher die Händel, wenn sie gebocken sind!“

Unsere „Händel“, wenn sie „gebocken“ (!) sind, müssen bis weit in das junge Deutschland hineindufsten, so daß die jungen Deutschen die Bücher aufgeben und nach den Bachhändeln auf den Knien wallfahrten!

O Bachhändel, ihr habt über Freiheitshelden und Reformatoren eine Gewalt, von welcher sich die Philosophie nichts träumen läßt! Herr Dr. Laube sagte weiter in jenem Capitel:

„Bon gelebt ist wohlgethan!“

Das ist ja unser Thema: „Lustig gelebt!“ und in Wien lebt man lustig, lebendig, gemüthlich, herzlich!

Aber „Bon gelebt ist wohlgethan!“ — in Wien lebt man „bon“, bon und bien und wohl und gemüthlich und weich gebettet, und die „Händl“, selbst wenn sie „gebocken“ sind, haben Federn, welche die Schriftstellerfedern eifersüchtig machen. Wien ist im Fasching ein wahres Capua, aber die Hannibals fehlen! —

Sa, in Wien ist

„bon leben“ und „bon leben ist wohlgethan!“

Und nun gar im Fasching! Im Fasching, wo  
„Lustig gelebt und selig gestorben“

das „mihi est propositum“ ist.

„Lustig gelebt und selig gestorben verdirbt dem  
Teufel sein Spiel!“

Welches Spiel spielt der Teufel mit den Menschen? Bald ein „Commerzspiel“, ein Handel- und Tauschgeschäft: Geld und Gut für die arme Seele! Oder auch ein Hazardspiel: „rouge et noir“ oder „Zwicken“ oder „Pharo“, bis er zur Seele sagt: „va banque!“ — und sie sprengt!

Und wann spielt der Teufel am liebsten? Im Fasching! Da ruft er: „Le jeu est fait! Attention au jeu!“ Der Fasching ist der „Croupier“ des Teufels!

Aber, liebe Leserinnen, glaubt nicht, daß ich Euch das Bischen Spielen an der Bank des Faschings ver-

leiden, mit leerer Moral verlerden möchte, o nein, spielt, aber spielt vernünftig, setzt eine kleine Summe, aber setzt nicht ein: Gesundheit, Besinnung und Nüchternheit! Spielt, aber nicht als Spieler von Profession, sondern aus Abwechslung, tretet hin zuweilen an den grünen Freudentisch, aber trachtet, daß wenn ihr ihn verlasset, noch etwas in Herz und Tasche zurückbleibt!

„Lustig gelebt und selig gestorben“ ist ein Sprüchlein, das mehr in sich enthält als es den Anschein hat! Man soll auf eine Weise „lustig leben“, daß man „selig sterben“ kann.

Ist denn das „Sterben“ etwas Extra's? Der „Tod“ ist etwas Extra's, aber das Sterben gehört noch zum Leben, wie die Abenddämmerung zum Tag gehört und nicht zur Nacht.

Wer lustig lebt, stirbt auch lustig, aber lustig heißt nicht toll, lustig heißt nicht Saus und Braus, lustig heißt nicht sinn- und maßlos, lustig heißt nicht Sturmlaufen auf Leib und Seele, lustig heißt nicht die „valse infernale“ mit des Teufels Großmutter tanzen! Lustig heißt „Fröhlichkeit“, Fröhlichkeit ist Gesundheit des Herzens, Fröhlichkeit ist wolkenloses Gemüth, Fröhlichkeit ist makelloser Frieden; fröhlich sein heißt gut aufgeräumt sein, gut aufgeräumt aber ist der Mensch, wenn in ihm, in seinem Ministerium des Innern, alle Sachen in Ordnung, auf ihrem rechten Platze blank und spiegelhell stehen; wenn nirgends ein gar-

stiger Fleck, nirgends ein Zerrißenes, nirgends ein Flickenort, nirgends eine Lücke, nirgends alter Urath im Winkel liegt, nirgends Verkehrtes, Verwirrtes, Ordnungsloses zu finden ist; und ein Mensch, dessen Leben so gut aufgeräumt ist, der stirbt auch gut aufgeräumt, er liefert mit heiterer Ruhe den Schlüssel ab an den Inhaber, von welchem er das Leben auf 70 Jahre bezog, denn er weiß, der Inhaber wird Alles in Ordnung finden und zufrieden sein; das ist der Sinn vom

„Luftig gelebt und selig gestorben!“

Der „Fasching“ ist da, wo das „luftig leben“ doublirt werden darf!

Laßt uns luftig leben, ihr holden Wienerinnen, aber bedenkt, daß das „Doppel=L“ des Lebens: „luftig—leben“ ganz nahe an dem „Doppel=T“ steht, an „Tod und Teufel!“

Nie steht der Tod mehr auf der Pauer als wo „luftig leben“ sich ankündigt, nie hinkt der Teufel schneller herbei als wo ein „Engel“ tanzt!

Der Teufel ist überall miteingeladen, wenn er auch nicht auf der Einladungskarte steht; und der Tod tanzt mit, ohne euch aufgefördert zu haben, wenn ihr nicht in das Leben hinein tanzt, sondern in den Tod hinein galopt und polkt und rast.

Der Teufel ist der Marqueur im Wirthshäusl: „Luftig gelebt“ und er fragt: „Schaffen Euer Gnaden?“ und er schreibt alles mit doppelter Kreide an;

und der Tod ist der Kellner im Ballsaal: „Lustig gelebt“, und sein „Stundenglas“ bietet er Euch an als „Glas Limonade“ und seine Sense als „Eisbecher“, wenn Ihr zu 30 Grad Bluthitze in Euch hineinstürzt die kalte Douche der Erfrischung. Darauf rechnet der Tod und der Teufel!

Der Teufel rechnet so: Fünf Species hat der Mensch, „die fünf Sinne“, das sind die fünf „Einlaßthore“ für sechstausend Teufel!

Im Fasching werden die fünf Thore weit aufgerissen, aber wenn ihr so „lustig lebt“, daß ihr „selig sterben“ könnt, da habt ihr dem Teufel die Rechnung verdorben! Er rechnet darauf, daß „lustig“ toll heißt und den tausend Gelegenheitsmachern des Teufels sinn- und athemlos in die Arme tanzen!

Wenn man aber so „lustig lebt“, daß man bei aller gottgefälligen Fröhlichkeit, bei aller menschenbeglückenden Geselligkeit, bei besonnenem Tanz und Lustigleben nicht ein Härchen aus der Lockenfülle der Freude dem Teufel zum anfassen preisgibt, dann ist ihm die Rechnung verdorben!

Seht, die Zeit ist ein großer Ball- und Tanzsaal; der Himmel hängt voller Geigen und ist die ganze Nacht sternvoll besoffen; die Planeten tanzen miteinander. Das Leben aber ist eine unbekannte Maske mit einer halb schwarzen und einer halblichten Farbe; es neckt uns fortwährend und verfolgt uns

und will sich nicht demaskiren. Ein jeder glaubt, diese Maske zu kennen. Aber einst, wenn um die bestimmte Stunde von dem unsichtbaren Orchester da oben ein Zeichen gegeben wird mit der großen Posaune der Auferstehung, dann wird diese Maske die Larve fallen lassen und wir werden einsehen, daß keiner von uns sie gekannt hat, daß wir uns alle getäuscht haben, denn unter dieser Maske des Lebens wird erst noch eine Todtenlarve sein, und unter dieser Todtenlarve noch eine und wiederum eine und abermals eine bis in's Unendliche. Darum aber, meine holden Leserinnen, wollen wir mit dem Leben das Maskenrecht genießen, wollen es in die Arme fassen und bekannt mit ihm thun, und „Du“ zu ihm sagen, und mit ihm herumtanzen und mit ihm die große Chaine durch's Dasein hinabstürmen, bis der Tod zu uns herantritt und uns bittet, mit ihm ein wenig auszutanzten: das wollen wir dann mit einem frohen Blick zu dem großen Ballgeber da oben thun, um das Sprichwort zu bestätigen: „Lustig gelebt und selig gestorben, d. h. dem Teufel seine Rechnung verdorben!“

## 3.

„Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul.“

Was ist das Leben? — Ein Fieber!

Ein umgekehrtes Fieber! Ein durcheinandergeworfenes Fieber! Das gewöhnliche Fieber fängt mit Frost

an, geht in Hitze über, dann in Schweiß und das ist die Krise. Das Lebensfieber fängt mit Hitze an, mit Jugendhitze, geht dann in den Schweiß der Manns- und Arbeitsjahre über und dann kommt der Frost, das Alter, und das ist die Krise!

Wie viel Lebensfieber gibt es! Bald ist das Leben ein „Nervenfieber“, bald ein „Gallenfieber“, bald ein „hitziges Fieber“, „Wundfieber“ u. s. w.

Und wie phantasiert der Kranke während dieses, 70 Jahre anhaltenden Fiebers ohne Remission! welche Wehen! welche Zuckungen! welches Hin- und Herwerfen! welches Irrereden!

Und wie viel Wunder-Doctoren wunderdoctern an dem Lebensfieber herum! Die Philosophie, die Tugend, die Resignation, die Hoffnung u. s. w.

Aber vom rationellen Standpunkte aus gibt es für gar kein Fieber ein Heilmittel, auch nicht für's Lebensfieber!

In diesem 70 Jahre langen Fieber wird der Mensch noch von verschiedenen Fiebern im Fieber befallen, vom Liebesfieber, vom Herzwundfieber, vom Kriegswundfieber u. s. w. Aber dennoch soll man das Leben lieben, soll man das Leben freudig durchleben, denn das Leben ist ein uns vom Himmel geschenkter Gaul, und: „einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“

An diesen Spruch sollte sich der Mensch erinnern, so oft er an diesem Gaulde mäfelt und nergelt!

Am meisten wird der Mensch von der Wahrheit dieses Spruches ergriffen, wenn er krank, wenn er von dem geschenkten Lebensgaul ab und in das Krankenbett steigen muß, da sehnt er sich nach seinem Gaul zurück, so mager er auch sein mag, und gerne möchte' er ihn besteigen, wie einen schweren Trab er auch gehe!

„Das Leben ist doch schön!“ sagt nicht nur Marquis Posa, sondern jeder Mensch, wenn er von der Königin Sonne Abschied nehmen soll. „Das Leben ist doch schön!“ sagt jeder Kranke, wenn sich das Leben vor ihm verichleiert, und jeder Reconvalescent setzt sich wieder auf das hohe Roß des Daseins mit dem Ausrufe: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“

Das Leben ist doch schön! man schaue es nur schön an! Die Schönheit liegt im Auge des Beschauers! Es gibt keinen Lebensgaul so mager und so reizlos, daß das Auge seines Besitzers nicht irgend eine Unnehmlichkeit an ihm fände! Keine Wüste ist ohne Dase, man muß sie nur zu finden wissen, keine Giftpflanze ist ohne Balsam, man suche ihn nur herauszufördern! Kein Verlust ist so groß, in dem nicht ein kleiner Gewinn liegt für Herz oder Sinn, für Leib oder Seele, für Jetzt oder Zukunft, für Hier oder Dort! Kein Wesen ist so häßlich, in dem das Auge der Liebe nicht einen kleinen Reiz zu entdecken vermöchte; die schwärzeste Seele des verstocktesten Verbrechers ist

nicht so finster, daß nicht der durchdringende Blick eines milden Richters einen Lichtstrahl in ihm entdeckte! Kein Leben ist so schmucklos, daß ein zufriedener und gemüthlicher Sinn ihm nicht dann und wann ein Festtagszweiglein, ein Freudenblättchen, ein Christbäumchen der Herzerquickung abgewinnen könnte, aber man muß das Leben nicht finster, nicht mangelstehend anschauen, denn: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“

Seht nur mit den Augen der Liebe und alles Leben und Lebende ist liebenswürdig; hört nur mit dem Ohr des Wohlwollens und ihr werdet weniger Mißtöne hören; streckt nur aus die Fühlfäden der Milde und ihr werdet auf wenig zurückstoßende Härten treffen; öffnet nur die Arme des Gemüthes und es wird sich viel Gemüthliches und Wohlwollendes in ihre Spangen legen; schaut das Leben nicht an mit dem mal ochio, mit dem bösen Blicke des Mißmuths, sondern schaut es an mit dem Liebesblicke der Mutter, die an ihrem Kinde nur die Schönheiten und die Lieblichkeiten sieht, und ihr werdet dem Leben stets eine ererentliche, eine erquickende Seite abgewinnen, denn: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“

Wie man in den Wald hineinschreit, so schreit's heraus; wie man in's Leben hineinlebt und liebt, so lebt und liebt es heraus!

Wer unter den Menschen nichts als Engel sucht,

der findet nichts als Teufel; wer aber unter den Menschen nichts als Menschen sucht, findet oft einen Engel; wer im Leben nur das Leben und nicht die Lebendigen liebt, wer im Leben nur der Todten mit Liebe gedenkt, der wird im Leben nur Todte finden!

Aber wer das Leben in die Arme nimmt, wie einen der alle Augenblicke Abschied nehmen kann, wer das Leben in die Arme nimmt wie einen Sterbenden, der wird immer ein liebliches Lächeln auf seinen Lippen finden und einen verklärten Strahl in seinem Blicke und wird es anschauen und umfassen mit inniger, voller Befriedigung wie ein Geschenk der Liebe, darum: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“

Es gibt Menschen, die das Leben als eine kleine Taschenausgabe von lauter Herrlichkeiten haben wollen: auf der Erde nichts als goldene Berge und Rosenhügel, und nichts als Ueberflußströme und Feenseen und Zauberteiche, und nichts als hängende Gärten und Zaubereinseln und Insel der Seligen, und nichts als Orangenhaine und sügende Wälder und glühende Bäche, und nichts als fliegende Brücken und Aeolsharfen und wohltonende Memnonssäulen; — und unter den Menschen nichts als Engel mit sechs Flügeln, zwei das Gesicht zu verhüllen, wenn wir fehlen, zwei die Füße zu verhüllen, damit der irdische Staub nicht sichtbar sei und mit zweien beim lebendigen Leibe in den Himmel zu fahren; und lauter donnernde Jupiters und lauter olympische Spiele, und lauter Ganymeds

und Heben, und lauter Grazien und goldbeschwingte Horen, und lauter Cäsare und Mark-Aurele und lauter Aristide und Sokratesse, und lauter Portia's und Johanna d'Arc's, aber dabei auch lauter Aspasien und Ninon de Lenclos; — und am Himmel lauter Sterne und Lichterschwingen und Regenbogen und nie ein Gewölk oder eine Wolke; auf der Erde lauter Wein- und Frucht- und Blumengärten und nie ein Dörnlein, ein Nesselblatt; im Meere nur Perlen und Muscheln und Korallen und nie ein Zitter- oder Krampf- fischchen; und in den 70 Lebensjahren nur Liebestänze und Freuden sprünge und Glücksalben und Feiertags- Buchstaben und Illuminationen und blaue Montage und Faschings- Dinstage und Hochzeits- Wochen und Jubeljahre und goldene Hochzeiten und Serenaden und Praterfahrten und Schlittagen, und das Alles von dem geschenkten Gaul: Leben! Und wenn in dieser Taschenausgabe ihrer Phantasie etwas fehlt, wenn das Schicksal ein Steinchen in den Weg der Sterblichen legt, wenn ein kleiner Sturm ein Lämpchen auslöscht in der Freuden- Illumination, wenn das Geschick einen Luerstrich macht in die Prater- fahrt, wenn der Tod ein Glied aus dem Freudentanze sich ausbittet zu einer Extratour, dann murren sie, nergeln am Dasein und machen dem Leben Vorwürfe, als hätten sie es bestellt beim großen Lebens- Fabrikanten, als hätten sie Alles dazugegeben an Stoff und Zugehör und hätten noch das Unfertigen theuer

bezahlt, und sie hadern noch mit dem unsichtbaren Lebens-Lieferanten und vergessen, daß er das Leben ihnen geschenkt hat, und daß es heißt:

„Einem geschenktem Gaul sieht man nicht:  
in's Maul!“



## Endner Emancipations - Novelette.

Alles soll der Mensch sein, nur kein „Vertrauter“, ich meine nicht ein „Vertrauter“ in dem Wiener Sprachgebrauch, welches so viel als „geheimer Polizeispitzel“ bedeutet, Gott bewahre, so ein „Vertrauter“ mag gar nicht zu finden sein! Man hat Beispiele, daß solche „Vertraute“ zu Ehren und Auszeichnungen gekommen sind, solche „Vertraute“ gedeihen und wachsen in der Gnade des Herrn, und ihnen ist wohl wie „fünfhundert Säuen“, ein Ausdruck, den man in guter Gesellschaft nicht brauchen sollte, den aber Goethe zu Ehren gebracht hat.

Nein, wir reden von einem „Vertrauten in der Liebe!“ Wer liebt, muß einen Vertrauten haben, c'est de rigueur! Ist's nicht ein Freund, so ist's eine Freundin, ist's nicht eine Freundin, so ist's ein Bekannter, ist's kein Bekannter, so ist's ein Bedienter, ein Stubenmädchen, ein Barbier u. s. w.

Ein Liebender ohne „Vertrauten“ ist ein Peter Schlemihl ohne Schatten, eine Liebende ohne „Vertraute“ ist eine Stimme ohne Echo, ein Frauenzimmer ohne Spiegel, ein halbes Ding!

Als ich noch im Belagerungszustands-Alter lebte, hatte ich viel Vertraute! Die Vertrauten des Dichters sind viel! Seine Vertrauten sind: der Wald, die harte Bank, das Echo, das Raugleipapier, die verschwiegene Nacht und der schreiende Hunger!

Wer nie selbst zweiduzendmal glücklich und dreiduzendmal unglücklich geliebt hat, der ist nicht berufen, ein „Vertrauter“ zu sein! Ich habe, wenigstens was die Zahl der unglücklichen Liebe betrifft, mein Contingent geliefert und bin qualificirt zum Vertrauten. Ich kann zwei Stunden lang auf einem Raume von acht Schritten in Sonnenschein und in Regen mit dem Verliebten auf- und abgehen, um mit ihm zu warten, ob sie nicht von ferne vorbeigehen wird; ich kann vierzehn Abende nacheinander geduldig zuhören, wie er mir erzählt, er hoffe, daß sie ihn liebt, weil sie ihn in Gesellschaft gar nicht ansieht; ich kann sogar im Auftrage des Verliebten im Theater durch sieben lange Acte Acht geben, wievielmals sie den Blick nach der Seite wendet, wo sie glauben könnte, daß er sitzt, wenn er nicht dort sitzt; kurz, ich kann mich jedem Liebenden als „Leib-Vertrauten“ auf's Beste anempfehlen, ich sehe mehr auf gute Behandlung als auf Langeweile.

Ich weiß nicht, wer es dem jungen Lindoro — so wollen wir ihn heißen, obwohl er nicht so heißt — gesagt haben mag, daß ich ein ausgezeichnetes „Vertrauter“ in der Liebe bin, genug, er mußte es erfahren

haben und drängte sich an mich. Ich bin sonst nicht leicht zugänglich, mir hat Gottlob die Natur eine Stachelnußschale gegeben, ich mag nicht von Jedem geknackt werden wie eine Knackmandel; Dank Dir, gütiger Himmel!

Vindoro aber kam mit dem Empfehlungsbriefe der Liebe, er war ein Liebender! „Liebende“ und „Wahnsinnige“ sind in gewissen Ländern heilig! Vindoro liebte, er liebte unglücklich, das ist mein Casus! Ein interessanter Fall mehr in dem allgemeinen Krankenhaus Amors — das zieht mich an!

Vindoro ist ein Jüngling aus dem Geschlechte der Emancipirten; der Leser gebe sich keine Mühe, ihn herauszufinden, ich will ihn lieber gleich ganz kenntlich beschreiben, er ist sehr reich, besitzt aber wenig Vermögen, er ist groß von Gestalt, aber untersezt von Figur, schlank, aber um die Mitte dick, sein schwarzes Haar fällt in blonden Locken nieder und seine blauen Augen sind kornblau. Er braucht die Badner Cur, entweder will er seine Pferde in die Natur führen oder seine Wäsche auslüften, oder will er in Baden „bei günstiger Witterung und beleuchtetem Parke“ Langeweile studiren, oder will er auf dem Calvariberge eine deutschkatholische Synagoge anlegen, man weiß es nicht. Mir sagte er, er leide an — Hämorrhoiden. Die Hämorrhoiden sind das „Florenz“ der Krankheiten; wenn die Aerzte gar nicht wissen, was sie mit einem Uebel anfangen sollen und

welchen Titel sie ihm geben sollen, schieben sie's auf „Hämorrhoiden“.

Lindoro vertraute mir erst sein Hämorrhoidal-Leiden, von diesem ging er auf sein Liebesleiden über — eine natürliche Passage.

Gegen Hämorrhoidal-Leiden gibt's nur ein Mittel: verliebt sein, d. h. viel Bewegung, gehen, laufen, auf- und abwandern!

Recipe: Man liebe, man gehe ihr nach Morgens, Mittags und Abends drei Stunden voll; dann laufe man dem Wagen nach zwei Stunden lang, dann gehe man vor dem Fenster auf und ab anderthalb Stunden voll. wenn das nichts nützt, so ist keine Hilfe mehr!

Lindoro liebte! Er liebte viel! Er liebte Hunde, Pferde, Cigarren, schwarze Judenfische, Nordbahn-Actien u. s. w. Aber Eines liebte er zum erstenmale, er liebte ein Wesen! So lange man von einem Frauenzimmer nicht weiß, wie es heißt, wo es wohnt, wie alt es ist und wie viel Aussteuer es bekommt, ist's noch keine bestimmte Gestalt, ist's bloß ein „Wesen“, ein himmlisches Wesen, ein zaubervolles Wesen, aber doch nur ein Wesen, ein Begriff ohne compacte Grundlage; das Wesen war da, aber das Wesentliche fehlte; man liebt die Wesen, man betet die Wesen an, aber man heiratet ein Unwesen!

Lindoro liebte ein „Wesen“, er liebte ein Parke-Wesen, ein Wesen, welches er nur im Parke sah. Als Lindoro mir sagte, er liebe ein Wesen im Parke, sagte

ich ihm, das hänge von der Philosophie ab. Nach Kant ist ein „Wesen“ das „erste Princip der Möglichkeit eines Dinges“, nach Kant müßte also sein erstes Princip sein, zu sehen, ob das Ding möglich ist! Nach Fichte ist „Wesen“ ein „selbstständiges Subject“, nach Fichte also müßte er sich erkundigen, ob sein „Wesen“ ein „selbstständiges Subject“ ist. Lindoro sah, daß ich das „Wesen“ der Liebe philosophisch studirt habe, und faßte noch mehr Vertrauen zu mir.

Er zeigte mir den Gegenstand seiner unglücklichen Liebe. Sie war schön, sehr schön; und wenn ich nicht ein so edler Freund gewesen wäre, d. h. wenn ich nur die geringste Hoffnung gehabt hätte, von ihr geliebt werden zu können, so hätte ich gedacht, der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, und es wäre von mir sehr vernünftig, dieses Wesen als Naturwesen meinem Wesen anzueignen, so aber war ich edel und ließ ihm sein Wesen und Unwesen.

Es waren einige Hindernisse zwischen ihm und dem Wesen aufgethürmt, Hindernisse, wie die Semmeringe, standen zwischen dem Gloggnitz seiner Wünsche und dem Würzzuschlag ihrer Erfüllung. Hauptsächlich fürchtete er, sie sei eine — Christin! Diese unchristliche Furcht machte ihm heidnische Herzleiden! Er declamirte aus der „Frau von Korinth“:

„Er ist noch ein Heide mit den Seinen,  
Und sie ist Christin und getauft!“

Er fragte mich immer: „Was meinen Sie, ist sie Christin oder Jüdin?“ Das ist nun bei Frauenzimmern viel schwerer zu erkennen, als bei Männern, wo der Typus sich im Gesichte nicht so ausdrückt.

Er fragte mich um Rath, ich sagte ihm: „Nichts leichter als das! Wir machen morgen eine Revolution, Sie ernennen sich zum Präsidenten von Baden, und ich mich zum Patriarchen des Parks, wir führen die gemischte Ehe ein, und Sie heiraten Ihr Wesen.“ Der Gedanke war gut, aber er wollte nicht darauf eingehen, er fürchtete, seine Actien würden fallen, und er großen Verlust erleiden. An solchen Dingen geht die Weltgeschichte unter! „So lassen Sie sich taufen!“ Aber dann würde ihn sein reicher Onkel, ein Jude primo cartello, enterben! An solchen Dingen geht die Liebe unter! — „So entführen Sie sie, und fliehen nach Gretna Green!“ — Ja, aber die Polizei! — An solchen Dingen stirbt die Romantik!

Eines Tages kam Lindoro mich einladen, mit ihm bei „Herzl“ in Baden Mittag zu essen. Herzl ist der jüdische Dommyer in Baden; da ist das Eldorado der jüdischen Küche. Ich ließ mich nicht zweimal bitten. — Mein Magen hat seine Jugend-Erinnerungen nicht verloren, und schämt sich ihrer nicht. Die größten Judenfeinde lieben von den Juden zwei Dinge: ihre „Goldfische“ und ihre „braunen Fische!“ Wir saßen bei Herzl, und da saß manches Köschchen aus dem Thate Jeschuran, gewachsen wie

die Ceder von Libanon, mit Augen, wie die Urimvetumim, mit Zähnen, wie die Herde, die aus der Schwemme kömmt, und mit Blicken, wie die Feuer säule, die in der Wüste voranging, so daß bei Herzl manch' „Herzl“ von verschiedenen gepfefferten Kugeln getroffen wurde.

Vindoro hatte für einen Verliebten einen abnormen Appetit! Auf einmal erstarb ihm der Bissen im Munde, er starrte nach einem Punkte hin, und rief mir dann zu: „Dort schau' hin!“ — Ich sah hin, und ach, was sah ich? Und ach, was sah ich? Und ach, was sah ich?!

Das „Wesen“ saß an meinem Tische vis-à-vis und aß! Das „Wesen“ bei „Herzl!“? Also sie ist eine „Seinige!“ Seine „Auserwählte“ ist auch eine „sonstige Auserwählte!“ Das Haupthinderniß ist verschwunden! Der Haupt=Semmering ist abgegraben! Die Hoffnung baut sich neue Bahnen!

Unsere Leser werden sich in das Entzücken nicht hineindenken können, wenn man entdeckt: „Meine Geliebte ist eine Jüdin!“ Aber Vindoro war entzückt! Die Valuta für Liebe stieg gewaltig!

Er war ganz glücklich! Er nahm sich vor, von nun alle Blödigkeit und Schüchternheit bei Seite zu legen, und sich dem „Wesen“ kühn zu nahen. „Sie „ißt“ ja Fleisch von meinem Fleisch, und ist ein Wesen von meinem Wesen!“ rief er jubelnd aus, ich jubelte als Attaché mit, und auf den morgen darauf

stattfindenden Mittagspark war die Attaque auf das geliebte „Wesen“ festgesetzt!“ —

Am anderen Tage Mittags war der Park in Baden glorios, gigantesque, pyramidal, colossal! Unten Flora mit Marillen und Agras, oben Aesculap mit Spinnweben und Kossflecken; rechts Mios mit türkischem Vuitzug, links das Dodonische Spectakel mit Trombon und Baßgeige; in der Mitte Park-Öffnung, von hinten mit der Ansicht auf's Schwizbad und abwärts die Bretter-Anlage zum Schaffot für die Abendmusik. In der Mitte Bänke mit Lehnen und Strickanstalt, in der anderen Mitte Bänke ohne Lehnen, in der dritten Mitte Lehnen ohne Bänke und in der vierten Mitte Bänke ohne Lehnen, wozu die Bänke fehlen. Hier und da wogte Jemand auf und ab, in den Seitengängen wimmelte manchmal ein Frauenzimmer, im Hintergrunde hörte man einzelne Schwärmer hupfern, drei oder vier schöne Damen saßen in den Seitenalleen und suchten vergebens im ganzen Weltall einen Mann, auf den ihr Blick sich behaglich niedersetzen könnte, und ich schritt wie gewöhnlich quer durch die Kreuzallee auf und ab, suche, was ich nicht finde; finde, was ich nicht suche, nämlich, daß ich vergebens suche. Da kam Lindoro auf mich zugestürzt: „Dort ist es!“ — „Was?“ — „Nun, mein Wesen!“

Ich sah das Wesen herantreiben und sprach ihm Muth ein. Was soll ich ihr sagen? fragte er. Da

kam er an den Rechten! Ich speculire schon eine kleine Ewigkeit mit Nachhauß darüber, was ich meinem „Wesen“ sagen soll, und hab' noch kein geschiedtes Concept zusammengebracht, ich, der ich doch schon Reden gehalten habe, die in Zeitungen abgedruckt worden sind!

„Lindoro,“ sagte ich, „wenn man nicht weiß, was man sagen soll, so läßt man nur das Herz reden. dann sagt man gewiß eine große Dummheit, und es ist nichts Schmeichelhafteres für Frauenzimmer, als wenn sie sehen, wie geschiedte Männer so ganz dumm in ihrer Gegenwart reden. Sei mir verständlich, klar! Fang' gleich mit dem Ende an: Wesen, willst Du mein Wesen werden, mach' nicht viel Wesen und sag's!“

Wir näherten uns der Holden; Lindoro schnaubte mir nach wie eine Locomotive, und mußte Weg bahnen wie die Schneemaschine vor der Locomotive.

Ich benützte das Privilegium aller Poeten, und meines noch besonders als „Dichter loci“, die Frauenzimmer eher als ein Anderer ansprechen zu dürfen, und begann mit einer feinen Intrade: „Mein Fräulein! Haben Sie sich gestern den Wagen nicht verdorben?“ — Sie lächelte! — „Mein Freund hier, Herr Lindoro (hier stelle ich ihn vor wie ein Ausrufungszeichen) — war sehr besorgt, er nimmt so viel Antheil an Ihrer werthen Person!“ — Lindoro wurde roth wie ein „Kibitzel“ und legte den Kopf

auf die linke Seite wie ein Matadu, der den „Zuschauer“ liest. Ich zwickte ihn heimlich in die Seite damit er doch auch etwas sage; endlich begann er zu sprechen, abgebrochen wie Saischitzer Wasser aus einem engen Flußer, „ach, mein gnädiges — Fräulein, — wie hab' ich mich gefreut gehabt, als ich das — Vergnügen hab' gehabt zu sehen — daß Herzl — so ein Gast hat gehabt, denn der Zweifel — den ich hab' gehabt — über die Religion, die Sie haben gehabt, ist nun endlich gelöst!“

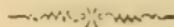
Das schöne Mädchen, eine echte Naturwienerin, mit dem echten Wiener Dialect, wie er in Hemdärmeln auf der Zunge sitzt, erwiderte, bloß an mich gerichtet: „Ja, ichann's, Herr von Kavér Saphir!, i hätt' a gern einmat beim Juden geßen, aber i hab' mi immer schentert, i war froh, wie i Sie dort g'sehn hab', aber i geh' nimmer hin, die Setten! Na! das is nix!“

Ich lächelte so holdselig, wie nur wenn ich ganz vergnügt und ironisch bin, faßte ihre fleischige Hand und sagte: „Aber mein Fräulein, die Setten ist lauter „Gansfetten“, die schad't einem geschiedten Menschen nicht!“ — Sie drohte mit dem Fächer: „Na, Herr von Kavér, mit Ahnen laß i mi nit ein! Sie papierlen die Leut' schön!“

Nach einigen Minuten empfahlen wir uns und gingen aus dem Park nach Hause. „Lindoro!“ sagte ich, „das ist traurig, sie ist doch keine Jüdin!“ —

Lindoro sah aus wie ein Schauspieler, der gerufen wird, voll Freude kommt und — ausgezischt wird! Er schüttelte das Haupt und sagte leise vor sich hin: „Wer hätte das dem Wesen angesehen!“

Die Moral dieser Novelle ist vielfach! Erstens ist aus ihr zu ersehen, daß man bei Herzl essen kann und doch keine Jüdin ist; zweitens kann man aus ihr lernen, daß man kein „Wesen“ lieben soll, bevor man weiß, welchen Dialect das „Wesen“ spricht; drittens kann man aus ihr lernen, daß man „die Leut' nit papierlen“ soll, sonst lassen sich die „Wesen“ nicht mit Einem ein; viertens kann man aus ihr lernen, daß man niemals einen Zeitungsschreiber zum „Vertrauten“ nehmen soll, denn sie lassen Alles gleich drucken, wie Figura zeigt.



# Stimmen der Nacht.

Eine Weihnachts-Phantasie.



Der Tag hat seine Stimme, die Nacht hat ihre Stimme! Der Tag hat seine Har-Laute, die Nacht ihre Moll-Töne!

Der Tag hat seine eisernen harten Gedanken auf dem glühenden Amboss, der Tag hat seine feuchenden Pläne auf dem Wettrennen mit Hindernissen der Tag hat seine schraubenden Leidenschaften auf der Eisenbahn der Wirklichkeit: — die Nacht hat ihre lieblichen Gedanken auf dem Webestuhle der Dämmerung; die Nacht läßt ihre stillen Wünsche blühen auf dem Rosenstrauche des Herzens, die Nacht ist die Biene, welche mit leisem Summen um die Blumen der Gefühle kreist, und Honig aus ihnen einträgt in die stille Zelle des Busens!

Der Tag ist des Weistes Zerstörer, die Nacht ist sein Ernährer! Der Tag reißt ein, die Nacht baut auf! Der Tag ist die Kriegserklärung an das Leben, der Abend ist der Waffenstillstand und die Nacht ist der Friede!

Der Tag glüht, die Nacht blüht! Der Tag zündet die Schöpfung mit einer grellen Fackel an, die Nacht beleuchtet sie magisch mit ihrer Zauberlaterne!

Der Tag hat Augen wie die Nordlichter, die Nacht hat Augen wie Sterne! Der Tag treibt die Leidenschaften hinaus auf die Weide des Lebens mit der Peitsche der Selbstsucht, die Nacht lockt die zerstreute Herde der Empfindungen herein in die stille Wohnung der Brust!

Der Tag schüttet Salz in die brennende Thräne und streut Pfeffer in die Schnittwunden des Schmerzes, die Nacht träufelt Balsam in die tropfende Zähre, und saugt mit küssendem Munde das Gift aus der Wunde des Weh's.

Der Tag treibt die fünf Sinne in das Tretrad der Stunden und spannt das Zwiagespann „Denken“ und „Reden“ an das Roch der Habgier, die Nacht erlöst die fünf Dienerinnen der Seele zum Spiel der Erholung und läßt Gedanke und Gespräch frei tändeln auf blumigen Gefilden!

Der Tag schreitet einher, ein düsterer, freudestörender Mann, um das Haupt den dunklen Kranz der Gegenwart und in dem Auge die finstere Sorge der Zukunft, die Nacht schwebt einher; ein holdes Weib, um das Haupt den Blumenkranz der lichten Gegenwart, und in dem Blicke der Zukunft hoffnungsvollen Schimmer!

Die Stimmen des Tages sind rauh, die Stimmen der Nacht sind milde! Das Wort des Tages ist hart wie das Wort des Tyrannen, das Wort der Nacht ist weich wie die Stimme der Herrin! Der Tag grollt, droht, befiehlt, zürnt, tobt, die Nacht köst, lispelt, fleht, bittet, beschwichtigt und tröstet!

Der Tag reißt dem Unglück den Schleier vom Antlitz, die Nacht hüllt es in den Flor der Dämmerung ein; der Tag erglüh't den Schmerz an dem Strahl des Lichtes, die Nacht löst ihn in Thränen auf!

Der Tag gießt den Strom des Jornes von der Höhe des Lebens, die Nacht fängt ihn beschwichtigend in den Arm der Veröhnung auf. Der Tag verschüch't die heimische Schwalbe der Liebe aus ihrem stillen Gesimse des Herzens; die Nacht ruft sie leise und sinnig wieder zurück, wie das Kind den entflatterten Vogel! Der Tag treibt die Nachtigall: Dichtkunst fort aus den stürmischbewegten Nesten des Lebensbaumes, die Nacht winkt ihr zu, und sie kömmt zurück zum Laubdach des Herzens und tönt aus den verwäteten Gesang unter blühenden Nachtviolen!

Ja, die Nacht ist freundlich und mild und trostreich und heilig sp'rechend! Sie ist die Mutter der Gedanken, die Schwester der Empfindung, die Amme der Hoffnung, die Gespielin der Liebe und die Vertraute der Sehnsucht! Und diese Nacht nun gar, diese schöne Nacht, diese heilige Nacht, die Licht brachte:

und Heil und Erlösung! Diese Nacht der Mächte, die den Tag geboren im Schoße und ausgegossen über die Menschheit! Sei uns tausendfach, sei uns segensreich, sei uns in Thränen, sei uns in Anbetung und Verehrung gegrüßt, Du Nacht! Du Friedenstaube, die Du auf deinem dunkeln Nisttische trugst das Blatt des ewigen Heils und Lichts in die Arche der Menschheit!

Dein Nisttisch ist Heil, dein Gefieder ist Licht, dein Auge ist Gottheit und deine Stimme ist Liebe!

Sa „Liebe!“ Das ist die Stimme dieser Nacht!

Liebt wie die Kinder und werdet geliebt wie die Kinder!

Denn nur Kinder lieben wie die Engel, ohne Faltsch und Wechsel, rein und keusch, und nur die Kinder werden geliebt, rein und dauernd und ohne Eigennutz.

Es gibt nur ein reines Glück auf Erden, ein Glück, welches das Herz ganz ausfüllt, es ist das Glück, Kindern eine Freude zu machen!

Und zu diesem Glücke namentlich ist diese Nacht geschaffen, und die Stimme dieser Nacht sagt: „Liebt die Kinder, erfreut die Kinder, liebt alle Menschen, als ob sie Kinder wären, und werdet selbst wie die Kinder!“

Am Tannenbaum, dessen grüne Ärmlein Ihr jetzt schmücket mit festlichen Spangen und Lichtreifen, und durch die Zweiglein, in welchen die glühende

Verheißung der Gottheit leuchtet, geht ein leises, geheimnißvolles Rauschen, welches ist die Stimme dieser heiligen Nacht und wiederholt sagt: Das Heil ist gekommen, und nur in der Liebe ist Heil, und die Liebe ist das Heil, denn die Seele, die liebt, ist fromm, und das Herz, in dem Liebe ist, in dem wohnt kein Gedanke der Hinderniß, und die Brust, die von Liebe gehoben wird, auf diese lastet kein Alpdrücken der Sünde, und der Mensch, der liebt, dessen Vorsätze und Thaten sind weißbeseelt und wenden den klaren Blick zum lautern Himmel!

Die Stimme der heiligen Christnacht sagt: Liebt Euch und beschenkt Euch! Beschenkt Euch gegenseitig die tausend Gaben des Lebens, die so wenig kosten und die so reich machen! Beschenkt Euch die gold'nen Äpfel der Liebe, die bunten Lichtlein der Freude, die übergoldeten Nüsse der geselligen Freude; pflanzt gegenseitig kleine, grüne Zweiglein auf den Lebenstisch der Mitmenschen, denn kein Lebenswinter ist so kalt und kein Lebenswald ist so entblättert, in dem nicht Liebe und Menschlichkeit noch ein hoffnungsgrünes Tannenhäumlein fände, das er in der Festzeit des Unglücks seinen Mitmenschen auf den Tisch pflanzen könnte mit einigen wenigen Gaben der Theilnahme, mit einem kleinen Kerzlein des Trostes!

So arm ist keine Seele, so kalt kein Herz, so verödet keine Brust und so ausgetrocknet kein Auge, daß sie nicht die kostbarste Bescherung für die Men-

ichen, für den Schmerz, für das Unglück, für die Liebe hätten:

### Die Bescherung der Thräne!

In der Thräne brennt und schimmert die heiligste Weihnachtskerze! Die Thräne ist die Feuer- und Wasserprobe der Liebe!

Aus dem zerklüfteten Gesteine des Herzens entspringt die heiße Quelle der Thräne, und diese heiße Quelle wird zum Heilquell für tausend und tausend Herzen, die an den Wunden, Quetschungen und Wichtschmerzen des Daseins leiden und dulden und dahinsiechen!

Die Thräne ist eine Fürstin, die offene Tafel ihrer Gefühle gibt, an die sich alle Leidenden des Herzens setzen können!

Das Auge ist der süße Wunderfeld, aus welchem das Dasein den Zaubertrank des Lichtes schlürft, aber sein süßester Tropfen wohnt auf dem Grunde des Kelches, er heißt: die Thräne.

Wenn das Herz zu voll ist, steigt die Flut in die Höhe und die Augen fließen über, und das ist der einzige „Ueberfluß“ der Armen!

„Weht wenigstens eine Thräne den Armen!“ sagt die Stimme des Christabends! Mischt Eure Thräne mit der des Andern, wenn Ihr sonst nichts zu schenken habt!

Hört die Stimme der Nacht und sie wird Euch sagen, was die Thräne ist und wie sie ward! --:

## Die Thräne.

Ihre Wohnung: das Auge,  
 Ihr Geburtsort: das Herz,  
 Ihre Mutter heißt: Freude,  
 Und ihr Vater heißt: Schmerz!

Von dem „Feuer“ das Brennen,  
 Von der „Luft“ das Verklärt,  
 Von dem „Himmel“ das Wasser  
 Und das Salz von der „Erde“!

Bei den Sternen einheimisch,  
 Mit dem Aether verwandt,  
 Von den Engeln des Trostes  
 Zu den Menschen verbannt!

Zu erpressen so leichtlich,  
 Doch zu trocknen so schwer:  
 Zu vergießen so bitter,  
 Zu verhehlen noch mehr!

Herz und Seele verzehrend,  
 Wenn allein sie verzicht;  
 Aber lindernd und tröstend  
 Mit der Fremden gemischt!

## Der Narren- und April - Humor.

Lieber Leser, heute ist der erste April, heute schießt man den Narren wohin man will. Wohin wollen wir uns gegenseitig schicken? Ich zu Dir, um Erneuerung des Abonnements, oder Du zu mir um guten Humor?

Du wirst doch kein so ein Narr sein, lieber Leser, und böse sein, daß ich Dich so geradezu einen Narren nenne? Glaube mir, lieber Leser, man kann jetzt nichts Geschmeidteres thun, als ein Narr sein! Mein Sprichwort lautet:

Ein Narr zu heißen, große Gunst,  
Ein Narr zu sein, große Kunst,  
Ein Narr zu werden, großes Glück,  
Ein Narr zu bleiben, Meisterstück!

Wenn man schon so klug ist, ein Narr zu sein, wie kann man so ein Narr sein, klug werden zu wollen?

Ich war einmal wahrlich verdammt geschickt! Ich wußte mir gar nicht zu helfen. Ich hab' studirt, es half nichts! Ich ließ mich in gelehrte Academien aufnehmen, es half nichts! Ich ging unter die Leute, die auf Dank rechnen, ich wurde doch kein Narr! Ich

ging unter die Leute, welche bei jedem Vergnügen, welches sie sich machen wollen, fragen: Was wird die Welt dazu sagen? Ich wurde doch kein Narr!

Ich hab' endlich zu einem energischen Mittel gegriffen; ich ließ mich des Jahres von vier bis fünf Frauenzimmern zum Narren halten! Probatum est! Nachdem ich diese Cur zwanzig Jahre brauchte, ist es mir gelungen; ich bin von jeder Klugheit curirt. Wenn ich einmal einen Anfall von Klugheit verspüre, so wickle ich mich geschwind in eine Liebe ein, die mich zum Narren hält, jowie die Gräfenberger entlassenen Wässerlinge sich von Zeit zu Zeit ein nasses Leintuch über den Leib schlagen.

Nun, hat man nicht Recht, wenn man ein Narr ist? Kennst Du, lieber Leser, die „Grundrechte der Narrheit?“

Erstes Grundrecht: Narren und Kinder reden die Wahrheit!

Welcher kluge Mensch wird so ein Narr sein und die Wahrheit reden? Also die Narren dürfen die Wahrheit sagen! Wenn alle Narren auf einmal von der Erdäpfelkrankheit fortgerafft würden, in fünf Jahren würde man gar nicht wissen, was „Wahrheit“ ist.

Zweites Grundrecht: Ein Narr macht hundert! Also ein jeder Narr hat das Recht zur Anfertigung von hundert Narren; aber, lieber Leser, hundert Kluge machen nicht einen anderen Menschen klug! Also

wer ist ein nützlicheres Staatsmitglied?! Wenn eines unserer kleinen lieben deutschen Vändchen heute hundert Narren engagirt, so ist am anderen Tage die Bevölkerung in dem erwünschten Zustande!

Drittes Grundrecht: Einem jeden Narren gefällt seine Kappe! O, Vorrecht: O, Grundrecht! Eine „Kappe“ ist nicht bloß eine „Kappe“, eine „Kappe“ ist die Bezeichnung für Alles, was den klugen Leuten gefallen sollte, weil es einmal ihr Eigenthum ist, eine „Kappe“ ist die Universal-Bezeichnung für Amt, Stellung, Haus, Gut, Frau, Glücksgüter u. s. w. Dem Narren also gefällt Alles, was er besitzt und was er beißt, dem Klugen gefällt leider nur das, was Andere besitzen, mit dem Seinigen ist er nie zufrieden: wer ist also der Narr, der Kluge oder der Narr?! Aber einen natürlichen Grund gibt es doch dafür, daß den Narren ihre Kappen gefallen und den Klugen nicht: denn nur den „Klugen“ sitzt man auf der Kappe! —

Für einen gecheidten Narren ist die Kappe ein wahres Glücksmöbel! Sieht man etwas Unangenehmes, so zieht man die Kappe über die Augen herab, und hört man etwas Unangenehmes, so zieht man die Kappe über die Ohren herab! —

Viertes Grundrecht: Die Narren haben mehr Glück als Recht! Da haben die Narren recht, daß sie kein Recht haben! Sie werden keine solchen Narren sein und werden bloß Recht haben! Das Glück ist

ein Recht, aber das Recht ist kein Glück! Die Leute wünschen sich gegenseitig auch nur immer Glück und niemals Recht! Niemand sagt: „Ich wünsche Ihnen viel Recht zum neuen Jahre!“ Man sagt: „Ich wünsche Ihnen „Glück“ in der Ehe,“ und nicht: „Ich wünsche Ihnen „Recht“ in der Ehe!“ Denn der Mann, der in der Ehe Recht behält, der hat gewiß eine häßliche Frau!

Welcher Mensch, der geschiedt ist, wird nicht lieber ein Narr sein, der Glück hat, als ein Weiser, der Recht hat?!

Das Glück ist blind, es geht nach dem Gehör, allein „der Kluge schweigt“, das Glück hört gar nichts von ihm, kann nicht nach dem Gehör zu ihm tasten; aber der Narr spricht laut, lacht laut, die Schellenkappe klingt, da findet das Glück den Weg blindlings zu ihm!

Fünftes Grundrecht: Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können. Also ein Narr darf wenigstens fragen; wenn jetzt ein Kluger fragt: „Warum das? Wozu das? Wie so das?“ so muß man ihn für närrisch halten. Ist es nicht närrisch?! Die Narren dürfen fragen, weil sie bloß fragen, um zu fragen, aber die Klugen, die wollen eine Antwort, die dürfen nicht fragen! Warum? Das ist die Frage!

Sechstes Grundrecht: Ein jeder Narr findet seine Närrin, die ihn für klug hält! O, blendendes, werthes Grundrecht! Im Gegensatz findet jeder Geschiedte eine

noch Gescheidtere, die ihn für einen Narren hält!  
 O, mein lieber Leser, Du weißt gar nicht, welche  
 Wonne das sein muß, wenn man ein Narr ist, und  
 plötzlich kommt eine „Närrin“ und hält uns für —  
 klug!

Es gibt gar keinen glücklicheren Ehemann als  
 einen Narren, der sich von seiner Frau einreden läßt,  
 er ist ein kluger Kerl! Der ist fest überzeugt von  
 seiner Klugheit, denn er denkt sich: „Meine Frau  
 legt mir gewiß nichts zu!“

Bei dieser Gelegenheit sei es flüchtig bemerkt,  
 welch' ein Unterschied zwischen einem Narren und einer  
 Närrin ist. Ein Mann, der ein Narr ist, der ist nicht  
 immerfort Narr, er hat dazwischen zu thun; eine  
 Frau, die eine Närrin ist, ist immerfort Närrin, sie  
 hat gar nichts anderes zu thun, kein Zwischengeschäft.  
 Ein Mann, der ein Narr ist, hat Augenblicke, in  
 welchen man ihn für den gescheidtesten Mann halten  
 kann, z. B. wenn er sich rasiren läßt, um dieses  
 Benefice kommen die Närrinnen ganz!

Die Narrheit eines Mannes ist einfach, sie geht  
 immerfort in einem Gewande, die Narrheit einer Frau  
 macht des Tages sechsmal andere Toilette; sie über-  
 rascht immer mit einem neuen Ausputze. Die Narr-  
 heit des Mannes läßt die Frau des Morgens in  
 Gottesnamen schlafen, bis sie von selbst erwacht; die  
 Narrheit der Frau weckt den Mann eine Stunde vor  
 Tags auf und macht ihm den Kopf närrisch.

Ein Narr muß aber im Naturzustande ein guter Bissen sein, denn wenn man Einen recht liebt, so hat man an ihm einen „Narren geessen“.

Der liebe Leser sieht also, daß es gar keine Beleidigung ist, wenn man Jemandem zumuthet, ein Narr zu sein oder zu werden.

Die Narren schickt man in April, der April ist der Monat für die Narren, denn dieser Monat war, wie Varro sagt, der Venus Aphrodite gewidmet, der Liebe, und *hinc illae lacrymae*, da ist die Narrheit begraben. Liebe, Narrheit, Humor, das ist Alles April, Aprilwetter, bald schön, bald garstig, bald kalt, bald warm, bald Sonnenschein, bald Schnee und Frost.

Der April ist ein Lehrmeister, sich in Launen, in Capricen, in Wankelmuth, in Veränderlichkeit zu üben und zu schicken; wer ein Hofmann werden will, wer bei einem Millionär als Schmarotzer angestellt werden will, wer ein Augendiener werden will, wer bei Frauen Glück machen will und wer eine politische Zeitung redigiren will, der muß vorerst in — den April geschickt werden, um sich abzuhärten, um sich d'ran zu gewöhnen, kalt und warm aus einer Hand zu blasen; zu regnendem Himmel und zu Wolkenstürmen eine eben solche de- und wehmüthige Miene zu machen wie zu lachendem Horizont und gnädigem Blicke; er muß sich d'ran gewöhnen, seine Gefinnung heute wie einen Regenschirm mitzunehmen und morgen sie wie einen Regenschirm hinter den Ofen zu stellen;

er muß den Mantel hängen nach Aprilwind, heute Süd-Ost, morgen Nord-West; er muß seinen Charakter zugleich auf Sommersprossen und auf Winterbeulen einrichten; er muß jeden Augenblick bereit sein, auf Befehl mit eben solcher inneren Ueberzeugung zu sagen: „Es ist heute das schönste Maiwetter“, als eben mit solcher Wahrheitsliebe auszurufen: „Es ist ein wahres Hundewetter!“

Der April ist der Unterrichts-Monat für alle Leute, die solche Narren sind, vom Leben, von Menschen, von Gesinnungen Consequenz zu begehren, Dauer, Charakter; diesen Leuten zeigt der Monat April, daß Alles veränderlich ist, die Natur, der Himmel, das Wetter, daß der Mensch sich nach dem Wetter wenden muß und nicht das Wetter nach sich zu wenden trachten darf; daß die Klugheit es erfordert, sich in alle Verhältnisse des Lebens so zu schicken, wie in den April mit seinen Launen und Wechselfällen; darum also schickt man die Narren, die das nicht wissen, in den April!

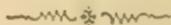
Auch die Verliebten, diese Hofnarren, das heißt diese Narren des Hofmachens, die Verliebten, diese Lieblingsnarren des Himmels, muß man in April schicken, denn der Monat April ist nichts als die „Laune des Verliebten“, in Wetter gesetzt. In diesem Augenblicke glänzt die Sonne der Liebe, im nächsten verbirgt sie sich hinter einem schwarzen Schleier; heute ist lächelndes Angesicht, morgen droht Ungewitter;

jetzt Sternenschein aus schmelzendem Blicke, später Blitz und Schleuderpfeil; das Alles muß man im April lernen, um als exercirter Rekrut in das Narren-Regiment der Verliebten mit blau angelaufenen Aufschlägen einzutreten.

Der „Humor“ nun vollends, der „Humor“ ist ein wahrer Aprilnarr; un poisson d'avril! Lachen und Weinen, Ernst und Scherz, Lichtstrahlen und wasserfinstere Wolkenzüge, Momente, in welchen ihm der Himmel trübe und die Erde schön ist, andere, in welchem der Himmel oben schön und die Erde schmutzig scheint; jetzt niederschmelzendes Blau aus der Aetherschale, und dann den Fall des Gemüthes im Sturz zu schneidenden Eiszacken erstarrt; ein Moment fliegender Sonnenschein der Liebe, der das Leben erhellt und in die Tiefen der Seelen die weißen Blumen des Lichts wirft, und bald darauf die Dämmerung der Wehmuth aus den Fäden der lichten Freude und des finsternen Schmerzes gewoben; dann den fortrollenden und fortgrollenden Donner des unwetternden Hohnes, der von Wolke zu Wolke des Lebens läuft, und, der Electricität sich entladend, seine Schlangen und Pfeile und Flammenruthen über die Menschen austreut, nicht um sie zu vernichten, sondern um durch die Erschütterung sie zu retten, die Atmosphäre zu reinigen und die schlummernden Keime und Blüten im Herzen und Busen, wie die Schlehdornblüte, durch Donnerschläge zu entwickeln und emportreiben zu lassen!

Ist also der Humor nicht auch ein „April-Narr?“

Also nein, lieber Leser, laß uns in Gottesnamen Narren sein! Ja, sei ein eifriger Narr! Sei ein Narr mit Vorzug! Denke, es wird eine Zeit kommen, in welcher Du gerne ein Narr sein möchtest, in welcher Du gerne dein Amt, deinen Rang, dein halbes Vermögen und deine ganze Frau für einen einzigen Narrenstreich hingeben möchtest, wenn es Dir noch zu Gebote stünde; dann wirst Du jammern über die versäumte Zeit der Narrheit, jeder Dumme-Narrenstreich, der an Dir vorüberging, wird Dich dann erst schmerzen; denn ich sage Euch: Hütet Euch vor den Gezeichneten; hütet Euch vor den Muckern, Duckern und Schluckern; hütet Euch vor den Winkern und Zwinkern; hütet Euch vor den Schleichern und Kneuchern; hütet Euch vor den bigotten Augenverdrehern und scheinheiligen Unheilträhern, aber am meisten hütet Euch vor einem Menschen, der nie eine Narrheit beging, der nie einen dummen Streich gemacht! Dixi et salvavi!



## Die Genesis des Praters.

er Frühling ist vertagt, das Interim des Mai wird verlängert, die Bäume sind noch Minister ohne Portefeuilles, die Sonne ist wie die Hannover'sche Note nicht recht klar, die Luft ist rauh wie ein Bürgerlicher, der Minister geworden ist, die Blüten wollen wie der gesetzliche Zustand nicht recht heraus, die Ausländer gehen wie unsere Zeit wieder zurück, und der „Prater“, dieser humoristische Frühlings-Almanach der Wiener, erscheint mit Blättern ohne Illustration, ohne Bild, ohne Duft, ohne grüne Lebensfrische!

Die armen Blätter auf den verschiedenen Zweigen lassen den Kopf hängen, als wären sie lebendige Wiener, sie getrauen sich nicht zu entfalten, denn dieser Mai ist ein verkappter November; die Blütenfelche stehen geschlossen, sie wagen den Mund nicht aufzumachen, mit zugedrückten, lichtlosen Augen trauern sie auf den melancholischen Ästen; die Menschen gehen in den Prater, um ihn — zu suchen, sie sehen die Atonie der Natur, die mit der ihrigen sympathisirt und seufzen und gehen nach Haus und sagen: „Es

is halt nit mehr der Prater und wird's halt nimmermehr!"

Und doch las ich gestern in unseren Feuilletons: „Die Praterfahrt am zweiten Mai war wieder so glänzend wie die alten Praterfahrten!"

O, Ihr Epigonen von vorgestern, Ihr Frischlinge von gestern, was wißt Ihr vom „alten Prater!" Habt Ihr ihn persönlich gekannt in seines Lebens Mai? Habt Ihr Euch in seine Arme geworfen, als er noch Alcibiades, Lovell, Don Juan, Jean Paul, Beranger, Werther, Dreß, und Allen Alles in Allem war?

Ihr habt ihn nicht gekannt, als er noch reich, frisch, verschwenderisch, begeisternd, tröstend, aufrichtend, erquickend, üppig und süßlig war! Ihr kennt den greisen Prater, und nehmt seine Grimasse für Jugend! Ihr habt in diesem Mai nur die Parade-Ausstellung seiner Leiche gesehen, und haltet sie für seine goldene Hochzeit mit dem früheren Leben! Ihr sagt, das alte Volk wächst wieder heran, Ihr betrogenen Betrüger! Kinder und Blumen und Träume wachsen im Schlafe, aber Völker wachsen nicht, wenn sie schlafen, sie verkrüppeln im Schlafe, sie werfen sich krumm wie schlafende Bretter und Balken!

Ich, ich habe ihn gekannt, meinen lieben, guten, alten Prater! Er war im Jahre 1811 schon mein grüner Schreibtisch, mein Speisetisch mit der Jasmin-damastdecke, mein blühendes Sausjouci, mein Schlaf-

gemach mit den seidenen Blätter-Vorhängen, mein Freund, mein Vertrauter, mein Tröster, mein Gespieler, mein Lehrer, mein Delphi und mein Beichtstuhl!

Ach, was war der Prater! Die grüne Marjel-laise der freien Lust, das Frauentaschenbuch der Wiener Schönen, Keen-Dver und Kinder-Ballet, Volksstück und höheres Drama! Der erste Mai im Prater! Der alte Phantaisus wurde jung, der Sommernachtsstraum wurde wach; Oberon und Titania huchten auf und ab und auch der Zettel ward hie und da gesehen!

Der erste Mai! Da war der Prater der Hof-marshall der Reichen, der Dichter der Armen, die Hymne der Vornehmen und das W'ranzel des Volkes; der Dvid der haute volée und der Minnesänger der Massen Morgens, wenn Aurora ihre Bettgardine zurückschlug und herunterlachte auf den Prater, auf diesen großen Streckvers der lyrischen Natur, da stürzte sich das Volk in die langgestreckten Alleen, die ihre grünen Arme, mit Blütenarmreifen behängt, entgegenstreckte; und so überlieferte der Morgen das Volk an den glühenden Mittag und der glühende Mittag an den sanftängigen Abend, und der sanftängige Abend an die tausendängige, lustwiegende Nacht, und überall Lust und Freude, und die Sorge an den Bäumen gehängt, und überall Grüße und Winke und flatternde Tücher, und wehende Hüte und lachende Mädchen mit unverschämt weißen Zähnen, und überall Begleiter, die der Sieg des Erfolgs im Voraus triumphiren

ließ, und man rief hinüber und herüber, und drängte sich schäfernd durch die Menge, und in den beiden Parlaments-Häusern, im Unterhaus des Würstel-Praters und im Oberhaus der aristokratischen Alleen herrschte Eintracht, Frohsinn, süße Vergessenheit des Gestern und des Morgens, überall nur den Schmetterling „Heute“ auf den Hut gesteckt; und auf den sammtenen Nasen in den Zwischenräumen siedelten sich Colonnen Stadtauswanderer, Mai-Nomaden an, und der Nasen wurde zum Credenz- und zum Familientische, und die Colonie jubelte hinüber in's Mutterland und blieb durch Scherz, Gelächter, Zuruf, Musik, Einladung mit dem Mutterlande in Verbindung! Und dann die Geheimnisse der lüsterne Waldnacht in der sogenannten „Kricau“, die Urpoesie des Volkslebens an den schattigen Ufern der Donau; der Sanskrit im Physiognomiepiel der Auserwählten in Reit- und Fahr-Allee, die symbolischen Winke und verhüllten Enthüllungen vom Reiter zur Equipagen-Besitzerin; die Geständnisse schöner Seelen in den erotischen Frühstück des Lusthauses; die Rendezvous der appetitfähigen wilden Welt beim „wilden Mann“, das Geschwäs und Gefoje beim „Papert“, und all' das fröhliche Treiben und Drängen und Sichdurchwinden, bis die Mutter Nacht ihre lustigen Kinder nach Hause rief unter ihre dunklen Fittige.

Das Alles ist gewesen! Das Alles kommt nicht wieder! Was ist jetzt eine Praterfahrt? Ein

Volksstück mit herausgerissenen Couplets, ein Gebiß aus künstlichen Zähnen, ein galvanisirter Cadaver, der aufzuckt und dann zusammenschnappt; ein Cadaver mit rothen Adern, aber in den Adern ist bloß eingespritztes Wachs, es ist kein Blut, es pulst nicht, es wallt nicht, es wärmt nicht, es bringt kein Leben! Es kommen Leute, aber man sieht das Volk nicht, man schiebt sich auf und ab, aneinander vorbei, aber man ergeht sich nicht; man schwimmt wie Essig und Del zusammenhanglos nebeneinander; man schaut die Massen, aber Niemand sieht den Anderen an, man grüßt *per usus* und dankt *par depot*: die marmornen Illustrationen gehen, reiten und fahren wie die steinernen Gäste; hart hinter dem Fußgänger schreitet der dunkle Schatten der nächsten Stunde, auf der Croupe der Reiter sitzt die schwarze Sorge und hinter der glanzvollen räderbeschwingten Equipage rollt das Rad einer schicksalschweren Zukunft. Hier rauschen Seiden- und Atlas-Gewänder stolz aufgebauht vorüber, aber in den langen Falten der Stoffe knistern unheimliche Proletarier-Gedanken heraus; reichgestickte Livréediener schreiten nach hinter der lustwandelnden Elite, aber die Gedanken der Diener eilen der Herrschaft voraus und lassen sie zurück; die Menge bleibt starr, die Masse regt sich, aber bewegt sich nicht, Treppen und Drap d'argent imponiren nicht mehr, Peitschenthall und Federbuschwehen ziehen die Menge nicht mehr ab von ihren finsternen Betrachtungen; das

Sättigen des Auges stillt nicht mehr den Hunger des Verstandes: das Angaffen eines glänzend vorüberrollenden Postzuges ist keine Entschädigung mehr für die Schwielen an den wundgegangenen Füßen der Armuth; das Bewundern der Toilette des Reichthums läßt den Menschen seine Blöße nicht mehr vergessen! Es ist Alles verdüstert, der Volksstimmung ist der Resonanzboden zer schlagen; das öffentliche Leben lebt ohne Nahrung, wie die Kröte im Stein; die öffentlichen Belustigungsorte und Spazierplätze sind nichts als große Räume, in welchen man taub und stumm und theilnahmslos aneinander vorübergeht, entweder um Appetit zu bekommen oder um zu verdauen, nicht aber um sich zu erheitern; selbst die Hirse im Prater sind menschenfeindlich geworden, früher kamen sie bis in die Caffeehäuser, sahen die Menschen mit hellen, klugen, freundlichen Augen an, und freuten sich ob ihrer Freude, jetzt haben sie sich zurückgezogen hinter die entfernten Waldpartien im engeren Bunde, im Sondergelüste; ja selbst im Wurstelprater schlägt Policinell vergebens zehnmal täglich den Juden todt, nicht einmal ein Kind lacht mehr darüber, und das soll der „alte Wiener Prater“ sein?! Und wo sind sie die dichten Reihen der wappenstrahlenden Phaëtone? Wo sind die stolzen, prächtigen, stahlnervigen Söhne Pannoniens? Wo sind die dichten Reihen der Ritter der Magnatentafel-Kunde? Wo sind die rhythmisch-gliedrigen Töchter der Wälder und Füsten, mit dem

Veibe üppig wie der Weizen im Banat, mit den Augen, süß und feurig dunkel, wie der Most von Tokai? Wo sind die prächtigen, düster-sinnigen Söhne und drastisch süßlichen Töchter Sibuffas? Wo sind die schimmernden, glänzenden, strahlenwerfenden Gloriositäten alle aus Fern und Nahe, die den Prater einst zum Corso Europas machten?!

Der Prater ist todt, der Prater ist jetzt das Escorial seines früheren Ichs! O, bemüht Euch nicht, ihn zu beloben: legt kein künstliches Roth auf seine Wangen, die Verweilung hält keine Schminke; legt keine aufgemalten Rosen auf seine eingefallenen Brustgitter, sie machen den Tod nur noch kenntlicher! Der Prater ist todt, manierodt, todt wie ein neugeborenes Geseß, todt wie unser Leben!

Und wann wird der Prater auferstehen? Auferstehen in seiner früheren Jugend und Schönheit und Glückseligkeit? Wann? Wer weiß das?! Nach langen, sturmvollem Nächten, nach langen, sich entladenden Electricitäten, nach schweren Gewitterzügen, nach verzogenen Wolkenhimmeln, wenn der Völkerfrühling kommen wird, wenn, um mit der „Ahnfrau“ zu reden, sanftere Lüfte wehen und die Gnaden auferstehen, und die Herzen heiter fließen, und die Zwanziger wieder spritzen, und die Pallisaden schwinden, wenn sich Fürst und Volk wird finden, wenn von oben strahlt die Liebe, wenn von unten schweigen böse Triebe, wenn Vergang'nes wird vergeben, wenn die Jetztzeit

ritt in's Leben, wenn die Zukunft wird vergbüet, wenn der Argwohn wird erwürget, wenn die Freiheit wird gesetzlich, wenn das Recht wird unverletzlich, wenn das Volk wird klar besonnen, wenn der Rechtszustand hat begonnen, wenn nicht Alles provisorisch, wenn die Charte wird historisch, wenn Gold und Silber wieder kommen, wenn nicht knechten uns die Frommen, wenn die Fleischer und die Bäcker, nicht noch täglich werden kecker, wenn der Jud', die Hottentotten, dürfen Ochsen frei ausschrotten; wenn das Heer der Monopole, uns nicht verschlingt vom Kopf zur Sohle, wenn die Denuncianten schwinden, wenn sich die Lieb' wird wieder finden, Lieb', Gemüth und Fröhlichkeit, zwischen Aristokraten, Menschen Leut', zwischen Volk, Minister, Thron, zwischen Groschen, Gulden und Million; dann, dann, dann wird im Wiener Prater, Volk als Kinder, Fürst als Vater, wieder wandeln, reiten, fahren, wie vor vielen Jahren, friedlich, fröhlich, freudig, wonnig, in den Räumen schattig, sonnig; bis das Alles eingetroffen, laßt uns — schweigen, harren, hoffen!



## Mein Rabe.



Der Engländer sagt: „time is money“ - - „Zeit ist Geld!“

Es ist nicht wahr! Zeit ist mehr als Geld! Verlorenes Geld kann ich wieder finden, verlorene Zeit niemals; Geld kann man mir schenken, leihen, Zeit nicht!

Geld kann man zusammenscharren, aufhäufen, Zeit nicht. Wer mir Geld stiehlt, den kann ich verklagen, wer mir Zeit stiehlt, geht frei aus!

Ich habe über meinem Schreibtische einen ausgestopften Raben, der seine Flügel schützend über denselben hält, und der im Munde eine Tafel trägt mit der Inschrift:

„Wer hier soll willkommen sein,  
Darf durchaus kein „Rabe“ sein,  
Denn nur das sind „Raben-seelen“,  
Die uns Zeit und Stunden stehlen!“

Man sollte glauben, so was wär' ein „insectenvertilgendes Mittel?“ Bewahre! Es gibt Menschen, welche kommen, diesen Spruch lesen, ausrufen: „Das ist vortreflich und sehr oft nöthig!“ und dann bleiben

sie noch eine Stunde sitzen und reden von gar nichts, währenddem mir die Zeit auf den Nägeln brennt!

Wer Zeit stiehlt, stiehlt mehr als Geld! Gesezt, ein Schriftsteller schreibt in einer Stunde einen Bogen, gesezt, er bekommt den Bogen mit 200 Gulden bezahlt, stiehlt dann derjenige, der ihm eine Stunde stiehlt, bloß 200 Gulden? Nein, er stiehlt ihm mehr, weit mehr, manchmal Unerseßliches! Er stiehlt ihm eine Müßigkeit, eine Schöpfung, eine Eingebung! Er stiehlt ihm den Genius des Augenblicks, der in einer Stunde hundert Jahre Nachruhm, ja, ein Stück Unsterblichkeit schaffen kann!

Nikolaus Becker hat das Lied geschrieben:

„Sie sollen ihn nicht haben!“

Dieses Lied ist Volkslied geworden, insoweit in Deutschland ein Volkslied werden kann, d. h. insoweit es nicht Volkslied werden kann.

In Frankreich, in England ist das möglich, die „Marseillaise“ und „rule Britannia“ sind nur einmal in Musik gesezt worden, für alles Volk. Das „Sie sollen ihn nicht haben“ ist in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jedem Weiler in Musik gesezt und gehezt worden. Gibt es also für dieses „Volkslied“ eine „National-Melodie“? Nein! Folglich konnte es kein „Volkslied“ werden. Aber das nur „en passant“. Wie lange braucht man, um ein Lied wie das: „Sie sollen ihn nicht haben“, zu schreiben? In einer glücklichen Stimmung eine halbe Stunde.

Der Verfasser jenes Liedes ist durch alle seine dicken Gedichte nicht bekannt geworden, durch dieses Gedicht wurde er eine „Celebrität“, ein „Volksdichter“, erhielt von hohen Häuptern Auszeichnungen u. s. w.

Wenn also Jemand dem Verfasser jenes Gedichtes diese halbe Stunde glückliche Stimmung gestohlen hätte, hätte er ihm bloß Geld, bloß das Honorar für eine Journal = Spalte gestohlen? O nein, er hätte ihm seine ganze Popularität, seinen Lorbeer, seine Stelle im Conversations = Lexikon sogar gestohlen!!! Also ist Zeit bloß Geld?

Wir haben dieses Beispiel bloß als das schlagendste, umfassendste angeführt, aber deren gibt es vielleicht tausende.

Als der König von Rom starb, erfuhr ich diese mich tiefererschütternde Nachricht in Landshut, während des Mittagstisches, auf einer Reise mit dem Eilwagen nach Passau. Ich mußte gleich wieder in den Wagen, der voll von Schwägern war. Ich bat den Conducteur, mich an seiner Stelle eine Station lang im Coupé sitzen zu lassen. In diesem Coupé schrieb ich mein bekanntes Gedicht: „Des Hauses letzte Stunde“, und gab es, wie es war, mit Blei geschrieben, auf die Post, für mein Blatt in München, und dieses Gedicht wurde in mehrere Sprachen übersetzt und verschaffte mir ein Schreiben von der Hefuba des „Hauses“, von Lätitia Buonaparte! — Wenn jene

Schwäger mir also diese Poststunde gestohlen hätten hätten sie mir bloß Geld gestohlen?!

Der Staat stellt gewisse „Verschwender“ unter Curatel, die „Müßiggänger“ nicht, und die „Müßiggänger“ sind die größten „Verschwender!“ Ein „Verschwender“ verschwendet Geld, ein „Müßiggänger“ verschwendet Zeit!

Geld kann man sich wieder verschaffen, man kann Geld erben, finden, in der Lotterie gewinnen! Aber Zeit kann man nicht erben, nicht finden, nicht gewinnen!

Ein Verschwender, der nicht sein Geld, sondern das von Anderen verschwendet, der Schulden macht, und so Andere um ihr Geld bringt, wird verdammt, mit Recht, aber er kann doch sagen: „Ich hoffe das Geld zu bezahlen! Ich werde verdienen, ich kann verdienen, ich werde es mit der Zeit redlich bezahlen.“ Aber der Müßiggänger, der nicht nur seine Zeit verschwendet, sondern zu anderen Menschen kommt, ihnen Zeit stiehlt und auch ihre Zeit verschwendet, der kann nicht sagen, er wird die Zeit zurückgeben, er hat Hoffnung, ihnen die Zeit zurückbezahlen zu können!

Also: Ein Verschwender ist ein Verschwender für sich. Aber das Müßigggehen ist ein „übergehendes Zeitwort!“ Es geht auf Andere über! Von einem Müßiggänger werden oft an einem Tage zwanzig Geschäftsmenschen müßig gegangen!

Und was heißt endlich: Zeit? Eine „Stunde“? Sind die Stunden gleich? Der Eine schafft in einer Stunde, was der andere in einem Tage schafft!

Es gibt Tage, es gibt Wochen, in welchen die Zeit gar nichts ist, weil der Geist an diesen Tagen, in diesen Wochen Sabbathruhe feiert!

Es gibt aber hingegen Tage und Wochen, die Monden an Zeit in sich fassen, weil der Geist an diesen Tagen, in diesen Wochen mit allen Segeln auf dem Meere der Gedanken unentdeckten Welten schaffend und arbeitend zusegelt.

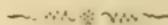
Schaffen! Arbeiten!

Man sagt oft: Wann arbeitet dieser oder jener Mensch, man sieht ihn ja stets in den Straßen? u. s. w.

Eben da aber schaffen, arbeiten wir! — Wenn wir „spazieren“ gehen, in den Straßen, unter dem Gewühle von Menschen, oder allein auf Promenaden, da arbeitet man, da ist man Compositeur, Erzeuger, Schöpfer; wenn man am Schreibtische sitzt, und die Leute glauben, wir arbeiten, da sind wir längst mit dem sogenannten „arbeiten“ fertig, da sind wir kein „Schöpfer“ mehr, sondern bloß „Magazineur“; wir räumen den Vorrath aus dem Kopfe auf's Papier, wir machen Raum für neuen Vorrath. Wir nadeln die im Spazierengehen im Gehirne eingefangenen Gedanken mit der Federnadel auf's Papier.

Aber auch die Zeit des Aufräumens, dieser Magazineurarbeit, ist theuer, ist Geld, ist mehr als Geld, ist Rente!

Das Alles sagt mein Kabe und ich sage es ihm hier nach, zum Nutzen aller Leute, die nichts besitzen als „Zeit“, und besonders zum Nutzen von Journalisten, denen die „Zeit“ besonders als Charpie zugetheilt ist, die jede Faaser Zeit mühsam verwerthen müssen. — Mögen sie diese Worte meines Kaben jeden Tag an die Spitze ihrer Journale stellen!



## Der Traum ein Leben.



Der Menich oder vielmehr der Nichtmenich, d. h. der Schriftsteller, kann jetzt von der Wirklichkeit nicht mehr leben, er kann nicht einmal von der Wirklichkeit sterben, denn Erhungern heißt nicht Sterben; sonst könnte man die meisten deutschen Schriftsteller als Ugolino's mit ihren geistigen Kindern malen.

Der Schriftsteller muß jetzt zu jedem erlaubten Mittel seine Zuflucht nehmen, um sein Dasein zu fristen während der Frist seines Daseins. Was heißt „erlaubte Mittel“? Ja, wer das wüßte! Die Zähne des Menichen sind erlaubte Mittel, sein Dasein essend durch sie zu fristen; Sprache und Vernunft sind erlaubte Mittel, schweigend und nichts denkend sein Dasein durch sie zu fristen. „Hoffen“ ist auch ein erlaubtes Mittel, „wünschen“ auch, aber im Stillen; „lieben“ ist auch ein erlaubtes Mittel, um in Ermanglung nahrhafter Substanzen sich zu erhalten, denn, wer liebt, der lebt von Luft, z. B. in Baden oder in Aschl u. s. w., wo die Luft rein ist, er speist seine eigenen verzehrungssteuerfreien Zeugner, er trinkt

seine eigenen gerebelten Thränen und raucht die feinsten Havana = Phantasien!

Auch „träumen“ ist ein erlaubtes Mittel, sein Leben zu fristen. Aber um zu träumen, muß man schon gut gegessen haben, denn Träume kommen aus dem Magen!

Es ist noch eine große Rechtsfrage, ob die Träume des Menschen sein Eigenthum sind? Wenn Träume aus dem Magen kommen, und ich träume nach einem Souper bei einem Banquier luxuriöse Träume, gehört dann dieser Traum mir oder dem Banquier? Hat er mich auch auf alle Consequenzen des Soupers eingeladen? Diese Frage führt mich in's Medicinische: Wenn ich nach diesem Souper eine Pleifolik krieger, gehört diese Pleifolik mir oder dem Banquier?

Kurz, man sieht, daß des Münchner „Finessen = Seppels“ Wahlspruch:

„Mir G'wißes was mer nit!“

eine große Wahrheit ist!

Ich nehme an, meine Träume gehören mir, denn ich soupire stets nur bei mir, weil ich Abends gerade am liebsten mit einem geschiedten Manne beisammen bin. Also kann ich mit meinen Träumen machen, was ich will, ich kann sie verkaufen, wie ich den „verkauften Schlaf“ verkauft habe! Ich kann ihn auch versetzen!

Ah, es wäre wirklich eine Aufgabe für ein hyperphilantropisches Jahrhundert, ein

„Verfassung für die Träume des Armen,, zu errichten! Und wenn sie nur den achten Theil des Traumes auf ihn bekämen, es wäre schon eine Wohlthat! Ganze arme Städte und Völker würden kommen und ihre schönen Träume bis auf bessere Zeiten versetzen.

Man kann verschiedenartig rosenfarbig träumen! Nach einer Begeisterung und nach einer Besoffenheit! Es ist nur leider so schwer, zu unterscheiden, ob man begeistert oder betrunken ist! Im Jahre 1848 hielten sich Viele für begeistert und waren bloß betrunken, sie hielten sich für heilige Propheten, weil in manchen Ländern Wahnsinnige als heilig angesehen werden.

Ich weiß ein gutes Mittel, zu erfahren, ob ein Schriftsteller begeistert oder betrunken ist: man setze ihm dreißig Bluteigel, bleibt er dann noch im Delirium, dann ist er begeistert, wird er aber nachher menschlich, dann war er bloß betrunken.

Ich aber träume weder aus Begeisterung noch aus Betrunketheit, sondern aus Langeweile. Träume entstehen nur deshalb, weil sich der Schlaf mit dem Menschen langweilt, und da sucht er sich eine Unterhaltung und träumt. Wenn der Schlaf manchmal zu einem aufgeweckten Menschen käme, es würde ihm gar nicht einfallen, sich mit Träumen abzugeben.

Dech um zu meinen Träumen zurückzukommen, ich träume selten, aber wenn ich träume, so träume ich ganz prosaisch! Man sollte glauben, ich träume

von den neun Musen und von den zehn Abonnenten; von den drei Grazien und von den vier Quartetten; von Apollo-Merzen und Dianabad, von Humor und Druckfehlern u. s. w., nichts von allem dem, ich träume immer solide Hausmanns-Träume, Bauernknödel-Träume, kurz, ganz antipoetische Träume!

Niemals hab' ich noch aus irgend einem Traume auch nur einen halben Vers, einen Viertel Gedanken zu Geld machen können!

Das ist ärgerlich! Von was ich wachend träume, muß ich Hungers sterben und von was ich schlafend träume, kann ich Hungers sterben! Das muß anders werden! Es tritt jetzt Alles Gottlob nach und nach in eine geregelte Phase, ich kann meine Träume gesetzlich benutzen, es sind auch meine Seelenkräfte, auf honette und kluge Weise kann ich sie verwerthen, selbst wenn es alltägliche Träume sind!

Und heute gerade will ich den Anfang machen!

Ich will meinen nächtlichen Traum zu meinem täglichen Brote machen und meinen Traum verichriftstellerii.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Braumeister in Hungenbrunn, hätte eine dicke, runde, recht quabblige Braumeisterin und sechs Stück schreiende „giovine Bräumerie“, und ich stand am Maisch-Bottich, und meine holde Braumeisterin, auch ein kleiner Maisch-Bottich, stand an meiner Seite, und ich ging an die Braupfanne und meine süße Brau-

meisterin folgte mir auch dahin, und ich ging an die Zeiger-Bütte und meine unvermeidliche Braumeister-Hälfte begleitete mich auf diesen Lebensweg; von da ging ich an die große Wasser-Kufe, in die ich mich stürzte, meine Brauhälfte, mein Rendeau brillant, wieder an meiner Seite. Ich weiß nicht, ob es überhaupt zu den Träumen gehört, daß Sinen die eigenen Frauen so gerne haben, oder ob es bloß eine Eigenschaft der Braumeisterinnen ist, daß sie ihrem Manne auf jedem Schritte folgen; wenn das letzte der Fall ist, so muß ich gestehen, daß, wenn ich über meinen Traum zu befehlen gehabt hätte, er mich mich als ledigen Braumeister hätte träumen lassen.

Ich war ein Braumeister und doch auch ein Journalist im Traume. Es schwamm so Alles durcheinander. auf dem ungegohrenen Bierre stand: „Feuilleton“; auf dem Hahne, der das Wasser durchließ, stand: „transat.“, auf dem Hopfen-Infusum stand: „Ad mit. om. del.“, auf dem Kasse mit Trebern stand: „Tages-Neuigkeiten“.

Wenn nur ein Josef dagewesen wäre, um mir beim Erwachen den Traum zu deuten. Er hätte ihm gewiß folgende Deutung gegeben: Daß Du ein „Braumeister“ wirst, das bedeutet, daß Du darin ein Meister bist, Dir immer neue Vitalitäten einzubrauen; daß Du eine Braumeisterin hattest, das bedeutet, daß Dir einmal vom Himmel bestimmt ist, niemals Ruh' zu haben und deinen Humor nie wirst in Frieden ver-

zehren; daß sie quabblig war, das bedeutet, daß die halbe Welt jetzt stotzig und die andere Hälfte quabblig ist, daß Du sechs schreiende Braumeisterleins bekamst, das bedeutet die sechs Blätter deines „Humoristen“ wöchentlich, die schreiend ihr Brot von Dir begehren. Daß Du so fleißig von Bottich zu Bottich gingst, das endlich aber will bedeuten, daß noch Malz und Hopfen nicht ganz an Dir verloren ist. Die große Wasser-Müse aber ist die „Wiener belletristische Journalistik“, und daß Dir deine Ehehälfte auch dahin folgte, bedeutet, daß Du Gottlob ihr nur zur Hälfte angehörst und daß Du nicht ganz eine solche Wasser-Ente mit ihrem halben Geschnatter und Gequabber bist! —

So würde Josef meinen Traum deuten! Ich aber habe mir aus meinem Traume einen Aufsatz herausgeschrieben. Der Leser wird wünschen, daß ich nicht erwacht wäre und anstatt Schriftsteller Braumeister geblieben wäre! O, lieber Leser, wenn Du diesen Wunsch für mich realisiren könntest, ich würde Dir tief dankbar sein und es Dir bezahlen an Toppe Bier und — Plutzern!



## Der Honvéd.

Episode aus dem letzten ungarischen Insurrections-Kriege.

**U**ngarn! Märchenumflogene Wiege meiner Kindheit! Morgentaube meiner Jugend! Zauber-  
garten meiner Erinnerungen! Heiliger Boden  
mit dem Grabe meiner Mutter! Grüne Züftein  
meiner ersten Gedanken und Gefühle! — Dich grüß'  
ich in Wehmuth!

Ungarn! Wandertind der Völker! Bilderbuch der  
schöpferischen Natur! Abnenntaal verblichener Helden-  
Jahrhunderte: Fürsten-Grüß siegreicher Vergangen-  
heiten! Unausgepiette Shakespear-*Tragödie* der Welt-  
geschichte! — Dich grüß' ich in Wehmuth!

Ungarn! Nestor mit dem Kinder glauben! Un-  
garn, episch wie Homer, tragend wie Jeremias, schick-  
satsreich wie Odysseus, liedervoll wie Salomo, einfach  
und wahr wie das Buch der Bücher, gastfrei wie die  
Natur, fruchtbar wie der Schoß des Frühlings, sagen-  
voll wie Serezade, muthig wie das Lied Deborah's!  
— Dich grüß' ich in Wehmuth!

Ungarn! Schöne, reizende, wilde Wälderfürstin!  
Schlaute, gliederfüllige, unzählbare Königin der Wälder,

Du bist nun die trauernde Witwe der Vergangenheit, das klagende Echo der verhallten Triumphgesänge, der verhallende Klage laut eines zererschlagenen Symbals! Was Du geirrt und verschuldet, was Du verwirrt und zerüttet, was Du zerstört und entwurzelt, was Du aus eigenem Herzgelüste und auf dem Sirenton der Verführer verkanntest und verwirkt hast; wie viel wilde Rednerblumen Du in der Phantasie Deines Paroxysmus für Lebens- und Erkenntnißbäume ansahst; wie viel falsche Propheten Du für heilige Seher hieltest, wie Du im Staube des blinden Geschlechtes Ziel und Richtung verkanntest, wie die Ereignisse als Verhängniß oder Vorsehung Dich bewältigten, wie die Göttin des Geschickes als Fatum oder als Nemesis Dich übermannte, wie die Vergeltung als göttlicher Wille oder als Gebot zeitgeheiliger und unantastbarer Rechtsgesetze Dich faßte, — ich weiß es nicht, ich will's nicht wissen. Der Himmel hat gerichtet, das Schickjal hat das Urtheil publicirt, die Erde hat's vollzogen! Dem schmerzlichen „Mitleid“ aber steht nachher das Recht der Begnadigung zu; die „Wehmuth“ darf sich mit an den Sträfling fetten lassen, um ihn zu trösten; die „Liebe“ darf den Leib des Gerichteten mit Thränen waschen, mit Seufzern und Klagen umwickeln und mit den Specereien aus dem Arabien der Thränen einbalsamiren und beisezen in den Gottesacker des tiefsten Herzens! — Deshalb, Ungarn, grüß' ich Dich in Wehmuth!

Ungarn, ich sah sie lange nicht, deine Seen, deine Berge, deine Ebenen, deine Wälder! Ich hörte sie lange nicht, deine Sturmwinde, deine Wasserstürze, deine Fußtalieder, deine schmerzliche Musik, deine Stimmen der Wälder um Mitternacht, deine Sagen der Vorzeit, die aus den Quellen rauschen, die Urpoesie deiner Wüsten! — Ich grüße Dich in Wehmuth!

Ungarwald! Wald von Bakouna! Ich sah Dich im vollen Glanze deiner nackten wilden Schönheit: — wenn Du am frühen Morgen durch die dichten Locken Dir stechtest die grünen, rothen und silbernen Bänder des erwachenden Tages, wenn Du die buidigen Brauen aufschlugst und aus dem sinnigen Blicke Dir bligte das Erwachen deines mächtigen, wilden Gebietes; — ich sah Dich, wenn Du Mittags ruhest in majestätischer Siehta, wenn riesige Schatten wie Ringelschlangen sich wälzten am glühenden Boden, wie lauernde Heldengedanken Dich ansahen mit stummfragendem Blicke: wenn geheimnißvoll verschlungene Wurzelrunen in hieroglyphischer Schrift erzählten die Thaten Derer, die einst hier gelebt; wenn alte, riesige, gefurchte Stämme mit ernsten Altersrunzeln Dich finster ansahen, grollend über deine schlaffe Ruhe; wenn Bäume, die Reiche und Völker überlebt haben, ihre Kronen badeten im Lichte der Sonne; wenn glutberauschte Waldblumen schwer athmeten im schwülen Mittagschlummer und aus ihren brennenden Kelchen

herausstiegen berauschende Gelüste, betäubende Wünsche und sinnenumstrickende Entwürfe! Ich sah Dich um Mitternacht, wenn das brütende Schweigen des finsternen Nachdenkens auf deinem finsternen Antlitze ruht, wenn von den Zweigen herabsteigen die wilden Entschlüsse und ihre Glieder strecken und sich umfassen und den Wald durchstreifen; wenn die Sterne, diese Träume des Himmels, ihre gebrochenen Strahlen spähend schicken durch das Blättergeflecht und ewig zitternd lugen durch die geheimnißvollen Keste; wenn der Sturm, der Schakal der Wälder, seine Stimme erhob und heulend umherstieg und wie Simson rüttelte an den tausendjährigen Säulen des grünen Niesenbaumtempels, wenn er die greisen Häupter hoher Eichen zu Boden neigte und wie der mächtige Ruf des Gewissens das innerste Mark der Bäume erschütterte, daß sie in Fieberfrost und Schauer aneinanderschlugen und ihre geheirten Verbrechen beichteten in der Stunde des Zusammenbrechens! —

Ich habe deine Wüste gesehen, gelagert am Boden, im Mantel der Nacht, wenn ringsum Stille herrscht und Athemlosigkeit und der Mond wie der einzige Freund über Dir steht und Dich sinnend beobachtet; wenn die Majestät der lautlosen Natur Dich füllt mit Legenden der Vergangenheit und mit Visionen der Zukunft, wenn der Himmel über Dir hängt wie eine blaue Glockenblume, aus welcher Dir Weisheitstöne und Bardentlieder fliegen, und die Erde vor

Dir liegt wie ein großmächtiger dunkler Eisenheldenschild, auf dem Du ruhest wie ein Held nach dem Siege, und wenn die Haide rings erscheint wie das Grab einer Zeit ohne Leichenstein, wie die Ruhelstätte einer Weltgeschichte ohne Cypressen, wie der Leichenstein von hundert Generationen ohne Inschrift! —

Ich habe deine Musik gehört, Bihary's braune Fiedel, wenn sie dem Bogen bekannte ihre wilde Sehnsucht, ihre heißen Wünsche und ihre entfesselten Triebe: ich habe deine Musik gehört, diese Tochter der Wehmuth, dieses Kind des Leides und des nicht gestillten Heimwehs, diese irrende Taube, die unstät umherzieht und über ihre Kinder weint, das viel besaitete Cymbal der Haide, aus welcher die Töne ziehen wie schwarze Flügeltroien vom Ufer des todten Meeres, diese regellosen, ewigwandernden Elfgien von hies zu hies; diese klagenden, langgezogenen Geisterstimmen aus den felsentrigen zerrissener Herzen! —

Wald! Wäute! Musik! Ich grüße Dich in Wehmuth! — Und in Wehmuth sei Euch Folgendes wehmüthig erzählt. —

Göddöllö! — Es war der Tag von Göddöllö! — Es war das Treffen von Göddöllö! —

Der unglückselige Kampf war heiß und blutig! Fanatismus und Heldenmuth, Patriotismus und Wahnsinn, Verblendung und Ueberzeugung, Trotz und Tollkühnheit, Tapferkeit und Regententreue, Aufopferung und Soldatenpflicht, unzählige Kräfte und Motive

kämpften gegeneinander. — Wir verlassen den Hauptkampfsplatz, eine interessante, rührende, kriegerisch-blutige und menschlich-edle Episode lenkt unseren Blick abwärts. An einem kleinen Gebüsch kämpft ein tapferer österreichischer Officier gegen einen wildentbrannten Honvéd. Der Officier, ein echtes, tapferes Glied jener Heldenarmee Oesterreichs, die vom Mincio bis zur Theiß ihren Ruhm, ihre Kraft und ihre Treue glorreich bewährte, blutete aus mehreren in dem heutigen Kampfe schon empfangenen Wunden, er raßte den letzten Lebens- und Muthesfunken zusammen, allein der düstere Hittig des Todes, des schönen Todes auf dem Ehrenbette des Krieges, rauschte um sein Haupt, aus den offenen Pforten der Wunden stürzten die Lebensgeister aus dem ermatteten Körper, der Officier sank nieder, indem seine tapfere Hand den Degen noch festhielt, als wollt' er ihn mit sich hinübernehmen als Blutzeuge seines Todes für Kaiser und Vaterland.

Der Honvéd jing den Dahinsinkenden auf; der „sterbende“ Krieger war ihm kein Feind mehr, das angestammte, edle Ungarherz machte Front gegenüber dem allgewaltigen Friedensstifter Tod; Feindschaft, Parteihaß waren aus seiner Seele verschwunden und nur die Waffenstillstands-Gebietetin Menschlichkeit ward Herrin seiner Empfindung.

Der Honvéd zog den sterbenden Officier auf seinen Schoß, versuchte sein Blut zu stillen und seine Wunden zu verbinden. Der Officier aber fühlte, daß

der Sand seiner Lebensuhr verronnen, er schien einen schweren Kampf zu kämpfen, endlich zog er mit vieler Anstrengung ein Papierpaket aus seinem Busen, sah den Honvéd bittend, wehmüthig, mit brechendem Auge an, und sagte ihm nach langem Zögern: „Wir sind, wir waren Feinde, der Tod gibt mich in deine Hand, Du zeigst mir Mitleid und Menschlichkeit, ich vertraue Dir mein letztes Heiligthum an: dies ist mein Testament und eine Locke von meinem Haare. In meiner Heimat harret ein liebend Weib und drei holde Kinder auf Nachricht von mir. Wenn sie dieses Papier nicht erhält, ist sie, sind meine Kinder unglücklich; willst Du mir versprechen, das Testament ihr zu überbringen?“

Der Honvéd verstand wohl die deutsche Sprache, allein sprechen konnte er sie nicht, er wischte sich eine Thräne aus dem Auge und nickte bejahend mit dem Haupte.

Der Officier raffte seine letzte Kraft zusammen: „Willst Du wirklich? Willst Du vergessen, was ich Dir war, und großmüthig das Glück und die Zukunft meines Weibes, meiner verwaisten Kinder machen? Willst Du dieses Opfer bringen?“

Der Honvéd legte die Hand auf das Herz; und konnte nichts anderes sagen als: „Magyar vagyok!“ womit er sagte: Ich bin ein Ungar und mein Versprechen ist heilig!

Der Officier sah den Todesengel immer tiefer

auf sein Haupt senken, er hörte die Wellen der Lethe näher rauschen, er erhob sich mit letzter Anstrengung, faßte krampfhaft die Hand des Honvéd und stammelte: „Schwöre mir, daß Du hältst, was dein ehrliches Auge, dein mitleidig Antlitz mir in meiner letzten Stunde versprochen! Wirfst Du dies Papier in die Hände meiner Gattin überliefern?“

Der rauhe, bärtige, tiefgerührte Honvéd neigte sich über ihn, eine Thräne fiel von seinem Auge auf das todtenblasse Antlitz des sterbenden Kriegers; er nahm das Papier, steckte es in seinen Busen, sagte wieder nichts als „Magyar vagyok!“ hob die Hand auf wie zum Schwure, — ein mattes, verklärtes Lächeln flog wie der Schatten einer Abendwolke über das Gesicht des Officiers, er senkte noch einmal tief auf, — und seine kriegerische Seele zog ein in das Reich des ewigen Friedens.

Der Honvéd bestattete den gefallenen Feind ehrenvoll zur Erde, bewahrte das Testament auf seiner Brust, und meldete sich Tags darauf bei seinen Oberen und bat um einen vierzehntägigen Urlaub. Er wurde ihm nicht gestattet.

Der biedere Honvéd aber hatte nicht Raß und nicht Ruhe, er wiederholte sein Gesuch, er bat, er flehte, er beschwor, Alles vergebens.

Aber er hatte im Herzen nicht Ruh' und nicht Raß, vor seinen Augen sah er beständig das bittende, stehende Auge des Officiers, in sein Ohr tönte stets

das Wort des Sterbenden, in seiner Brust glühte sein gegebenes Versprechen! „Magyar vagyok!“ sein Entschluß war gefaßt! Er mußte sein Wort lösen! Witwe und Waisen durften nicht unglücklich werden, eher werde er selbst zum Opfer!

Der Honvéd desertirte! — Doppelt seine Existen; preisgebend, hier in Gefahr, als Deserteur schimpflich bestraft zu werden, dort in Gefahr, von den österreichischen Vorposten und Truppen entdeckt, gefangen und als Spion behandelt zu werden, scheute er Beides nicht. Auf Seitenwegen, Tag und Nacht durch Schluchten und Hohlwege sich windend, mit Hunger und Frost kämpfend, ging er der Erfüllung seines Versprechens entgegen.

Der Himmel, der die Boten der Religion unter fremden Zonen beschützt, der die Pilger der Frömmigkeit durch Wüsten und Gefahren sicher geleitet, der den Friedensschwalben den Pfad durch Wetterwolken ebnet, der Himmel beschützte den Weg des hochherzigen armen Honvéd! Er gelangte glücklich zu der Witwe und zu den Waisen des Gefallenen, legte das heilige Vermächtniß in ihre Hände nieder und fühlte sich wehmüthig glücklich in der Erfüllung eines am Grabesrande gegebenen Versprechens.

Vergebens suchte ihn die Witwe zurückzuhalten, vergebens bot sie dem blutarmen Honvéd eine angenehme Stellung auf ihrem Gute an, vergebens stellte sie ihm die Gefahren seines Rückzuges und das Loß,

das ihn erwartet, vor, der Honvéd schüttelte das Haupt und sagte nichts als: „Magyar vagyok!“

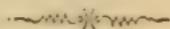
Nach langen Mühsalen und Kimmernissen kam der Honvéd zurück. Er meldete sich sogleich bei seinem Corps, er wurde als „Deserteur“ vor ein Kriegsgericht gestellt und zu Spießruthen verurtheilt.

Er litt die schmerzliche Strafe mit stiller Geduld, das Blut rann über die entblößten Schultern, der Schmerz brannte auf dem entfleischten Rücken, er klagte nicht, kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen, der Balsam des Bewußtseins kühlte die brennenden Ruthenhiebe, das Gefühl einer edlen That träufelte Linderung auf die blutrünstigen Striemen seines Rückens; allein der seit langer Zeit zerrüttete, abgemattete Körper erlag und zahlte seinen Tribut; am Abend desselben Tages senkte sich der Todesengel auf ihn herab, aber mit ihm der Engel der Ruhe und Vergeltung, er hörte die Stimme des Gefallenen von Gödöllö, der ihm vom Himmel zurief: „Du bist für mich in den Tod gegangen, ich erwarte Dich hier mit der Palme der ewigen Vergeltung, Du bist ein Märtyrer, ein Seliggesprochener!“ Der Honvéd betete leise, sah zum Himmel empor und sprach: „Magyar vagyok!“ und ging ein in den Schoß der Gnade und Barmherzigkeit.

Oben aber im Lichte des Ewigen sitzen nun die Schatten des biederen Honvéds und des österreichischen Helden-Officiers Hand in Hand in dem Lande des

Friedens, wo der Nationalitätenkampf hat aufgehört und die Sprache die allgemeine ist, wo die Irrlichter der Erde sich verwandeln zum Sternentanze der Ewigkeit, wo alle Völker harmonisch zusammenblühen als der Menschheit einzige Blume; wo die Menschenseelen alle als gevlüchte Gedanken der Erde in einem Völkerstraüße glänzen; wo der Regenbogen des Friedens am strahlenden Himmelshelme hängt als einzige große Cocarde der Eintracht, und wo über Ost und West und Süd und Nord Gott seinen blauen, sternbesäeten, mit Lichtfranzen besäumten Thronhimmel ausspannt, auf welchem er sitzt, angethan mit der Weltherrschertrone der allgemeinen Liebe, mit dem Scepter der Gleichberechtigung und mit dem unendlichen, Sphären durchleuchtenden Reichsapfel der Veröhnung und Vergebung, und die himmlischen Heerschaaren alle sitzen mit vereinten Kräften um den Strahlenthron, und durch alle Sphären schallt es, und durch alle Sonnen rollt es fort, und eine Lichtwelt ruft es der anderen im Donnerbrausen zu:

„Veröhnung und Vergebung!“



## Bittgesuch an die Frau Gerechtigkeit,

oder:

„Nur einen einzigen Denuncianten hängen's auf, Euer Gnaden!“

ch weiß, meine gnädige Frau, daß Sie ein schweres Brot haben! Gerecht sein! Warum wohnt unser Herrgott im Himmel — wo es so lange dauert, bis die Wiener Zeitungen hinkommen, und er erfährt, daß es auf Erden zweimal des Tages nichts Neues gibt, einmal in dem „Morgenblatte“ um zwei Kreuzer, und einmal im „Abendblatte“ um einen Kreuzer — und warum wohnt er nicht auf der Erde? — Eben darum wohnt Gott im Himmel, um allezeit gerecht sein zu können! Auf der Erde wär' er es nicht im Stande!

Ich weiß, meine schöne, liebenswürdige Frau Gerechtigkeit, daß sie — wie alle Frauen, die schon über tausend Jahre alt sind — sehr tugendhaft sind und sehr verkannt werden! Sie sind zwar blind, aber Sie bedienen sich doch der bewaffneten Augen, Sie haben gewisse Fernröhre vom schwersten Kaliber, wodurch Sie durch ein Brett sehen, und wär' dieses

Brett auch vor die Stirne eines Dickschädels genagelt!

Wenn von jeher keine Dame so jeher verleumdet wurde wie Sie, wenn Sie von jeher einen harten Stand hatten, weil auf der Erde überhaupt die Gerechtigkeit mehr Contremineurs als Liebhaber zählt, so sind Sie jetzt, wo die halbe Erde und  $\frac{1}{8}$  Himmel in Ausnahmezustand sich befinden, doppelt zu bedauern! Ja, Sie, liebe Frau Gerechtigkeit, sind jetzt selbst im Ausnahmezustand, man sieht die Nothwendigkeit ein, daß Sie jetzt mehr von Ihrem Schwerte als von Ihrer Wage Gebrauch machen müssen, daß Sie also jetzt mehr „Amazone“ als „Greislerin“ sein sollen!

Es mag betrübt sein, daß die Humanität selbst am Ende da Strenge fordern muß, wo Sie sonst nur Milde predigten!

Es ist jetzt für einen Solon ebenso schwer, gerecht zu sein, als es für einen Nero schwer ist, ungerecht zu sein!

Die Begriffe von Recht und Unrecht sind ganz verschoben, was theoretisch wie Tugend klingt, wird praktisch zum Laster; was in der Idee erhaben erscheint, wird in dem Augenblicke, als es in die Welt tritt, eine Mißgeburt, ein Schenjal; was vor zwei Jahren Barbarei war, ward jetzt Nothwehr; was früher wie eine Offenbarung erschien, zeigt sich jetzt als blutrünstiges Gespenst: was man früher als

Errungenschaft an das Herz drückte, muß man jetzt als aus der Art geschlagenen Bandalismus mit Efel von sich weisen.

Es ist jetzt nichts so dumm, was nicht von einer Partei als klug angenommen wird; es ist jetzt nichts so schlecht und treulos, was nicht von einer Fraction geheiligt wird; es ist jetzt nichts so schändlich erlogen, was nicht von einer Secte als Evangelium geglaubt wird, und keine Schändlichkeit ist so unmöglich, daß sie nicht durch manche Schichte der aufgewählten Gesellschaft zur Wahrscheinlichkeit gestempelt wird!

Wie soll bei solchen Umständen, wo die Gesellschaft so vielförmig entzwei geschnitten ist, wie zwei geröstete Semmelschnitten ohne Butter — um mit Shakespear zu reden — wo soll da eine „Gerechtigkeit“ existiren können, die es Allen recht macht?!

Man sieht ein, daß die Gerechtigkeit jetzt nicht lächeln kann, sie muß leider ihre Feder jetzt mit dem Schwerte schneiden und Pulver statt Streusand nehmen; es ist schmerzlich, es ist traurig, das Herz blutet dabei, aber wir haben kein Recht darüber zu klagen, und am Ende muß man ausrufen: „Tu l'as voulu, Dandin!“

Es gibt Momente in der Geschichte, wo das Herz den Maßstab an die Nothwendigkeit und die Empfindung ihr Nichtscheidung an das unerläßliche Verhängniß abliefern muß!

Es hat Momente in Sparta gegeben, in welchen Lykurg Seden verbannte, welcher bleich war und eine düstere Physiognomie hatte!

Indem wir Ihnen, Madame, also gewiß auch Gerechtigkeit widerfahren lassen, haben wir nur um Eines zu bitten, um eine Bagatelle, um eine wahre Kleinigkeit: „Hängen Sie doch, meine sehr geehrte Dame, nur ein einzigesmal einen „Denuncianten“ auf!“

Nur einen einzigen Denuncianten, den ersten besten, meine gnädige Frau, Sie brauchen nicht zu wählen, dem Publikum wird jeder Denunciant recht sein, den Sie aufzuhängen belieben!

Diese Bitte ist gewiß bescheiden, human und ganz und gar nicht kostspielig!

Vürchten Sie nicht, meine Gnädige, daß eine Theuerung der Denuncianten entstehe, o nein! sie sind heuer so gut gerathen, sie stehen so saattüppig und dickt, daß es eine Freude ist!

Ein einziger Denunciant, was ist das? Es ist nicht der Mühe werth! Aber Sie würden dem Publikum eine besondere Freude machen, wenn sie einmal bei Gelegenheit eines Volksfestes, anstatt einen Ochsen braten zu lassen, einen Denuncianten aufhängen ließen! Ist denn nicht mehr schade um einen dummen, ehrlichen Ochsen, der weder seinen Nebenmenschen, noch seinen Nebenochsen beleidigt, als um einen Denuncianten?

Sie haben keine Idee, meine verehrte Frau Gerechtigkeit, was Sie sich allgemein für ein „Bildel“ einlegen möchten, wenn Sie einmal an einem schönen Abende, wo die Menschen sich nach Erholung und Labung sehnen, einen lieben, frischen Denuncianten aufhängen ließen! Man könnte damit einen humanen Zweck verbinden, zehn Kreuzer Entrée nehmen, ohne der Großmuth und der Begeisterung Schranken zu setzen, und ich bin überzeugt, der Erfolg wäre ungeheuer!

Bitte, bitte, liebe Frau Gerechtigkeit, was ist Ihnen an einem Denuncianten gelegen! Sie wimmeln ja aus der Erde wie die Giftpilze nach einem Wolkenbruche!

Sie haben die schönste Auswahl! Der Markt ist überfüllt von diesem Artikel, und sie sind von allen Qualitäten auf dem Lager.

Das Publikum erkennt die Gleichberechtigung aller Denuncianten zum Galgen mit Freuden an, und es wird Beden mit gleicher innerer Satisfaction auf jener Höhe erblicken, zu welcher ihn Beruf, Tugend und Strick erhoben haben!

Machen Sie doch der Deffentlichkeit dies kleine Privat-Plaisir und lassen Sie einen solchen Priester der geheimen Wissenschaft einmal in jenem Tempel glänzen, der die Aussicht nach Ost, West, Süd und Nord hat, und von welchem aus man die Erde unter sich entflogen und die höhere Region sich näher sieht!

Sind Sie verlegen, aus welcher Schichte der Gesellschaft Sie den zur allgemeinen Belustigung aufzuhängenden Denuncianten wählen sollen? O, Madame! Einem wahrhaft freien Volke ist jeder aufgehängte Denunciant eine Errungenschaft, ohne Unterschied des Standes und der Religion! Aber um Ihnen einen Beweis meiner Unparteilichkeit zu geben, meine holde Frau Gerechtigkeit, so rathe ich Ihnen, nehmen Sie einen „aus unserer Mitte“ — einen Redacteur!

Das wird dem Volke doppelte Freude machen: ein Denunciant und ein Redacteur an einem Stricke aufgehängt, das ist Prachtliebe mit Oekonomie vereinigt, Verschwendung und häuslicher Sinn zugleich!

Es wird nur Eines schwer bei der Sache sein! Gewöhnlich, wenn zwei gehängt werden sollen, wird der große Verbrecher zuletzt gehängt: wen werden Sie also, meine gestrenge Frau, zuerst hängen, den „Redacteur“ im „Denuncianten“ oder den „Denuncianten“ im „Redacteur“? Das ist ein eiglicher Punkt, und hängt von der Untersuchung ab: „Wo fängt bei einem Redacteur der Denunciant an?“

Fängt der „Denunciant“ im Redacteur beim Kopfe an und geht bis zum Bauche und bis zur Brusttaiche, und will man den „Redacteur“ früher aufhängen, muß man den ganzen Mann bei den Füßen aufhängen, dann kommt der Redacteur früher u. s. w.

Die Sache ist schwierig! — Wird z. B. der „Denunciant“ früher aufgehängt, so schreibt indessen der Redacteur eine Notiz für sein Blatt, ungefähr also:

„Zum geselligen Vergnügen.“

„Gestern verlor unsere Stadt in Herrn N. N. einen ihrer unsichtsvollsten Bewohner! Was er that, geschah ohne Prunk, im Geheimen; er lebte angeblich bloß für sich, aber er hatte denungeachtet Augen und Ohren stets nur für seinen Nächsten! Sein Wandel war still, er belauschte die Schöpfung bloß für des Herrn Preis! Er starb an plötzlichem Temperaturwechsel, welcher einen tödtlichen Kitzel am Kehlkopfe hervorbrachte. Sein Tod war sanft, das Schicksal ersparte ihm ein Krankenlager, es war kein „Sprung in die Tiefe“, es war ein „Schwung in die Höhe!“ Er ist nun dem Himmel näher, als die Zurückgebliebenen! Bei seinem Tode richtete sich jeder Blick in die Höhe! So stirbt ein Gerechter! Wir hoffen, bald mit ihm vereint zu sein.“

Würde man aber den „Redacteur“ früher hängen, so könnte indessen der „Denunciant“ zu Ihnen, meine holde Frau mit der Wage und dem Waghals laufen und den Gehängten noch nachträglich also denunciren: „Gottlob, da hängt wieder ein „Redacteur!“ allein, das ist nicht genug; man soll zwar von den Todten nichts als Gutes sagen, allein von

den Todten sind ausgenommen die „Gehängten, Erschossenen“ u. s. w., da müssen wir doch noch, auch nachdem Sie, Frau Gerechtigkeit, Ihr strenges, aber unvermeidliches Amt erfüllt haben, doch die Verurtheilten noch nach—richten, ihren blutigen Schatten beschimpfen, mit ihren gebleichten Gebeinen Hohn und Schmach treiben u. s. w. Stellen Sie sich vor, dieser Redacteur, nachdem er schon gehängt war, streckte er die Zunge heraus, damit wollte er noch im Tode wühlen und Reden halten, und das um so gewisser, als die Zunge ganz republikanisch roth war! Ich halte es für meine Pflicht, das der löblichen Gerechtigkeit zu hinterbringen, ob man nicht den Gehängten noch einmal hängen könnte, wodurch der guten Sache sehr genützt würde u. s. w.“

Zedoch ich will Ihnen, hochgeschätzte Frau Gerechtigkeit, nichts vorschreiben, wissen Sie ausgezeichnetere Denuncianten, kennen Sie ein Individuum, das sich in diesem Kunstzweige besondere Verdienste erwarb, einen „Brutus“, welcher Sohn, Bruder oder Schwager mit römischer Tugend verrieth und an den Galgen zu bringen versuchte, einen „Pylades“, der seinen Freund oder Collegen mit „griechischer Treue“ denuncirt, anschwärzt und verleumdete, dann verdienen diese „erste Classe der Aufhängung mit Vorzug!“

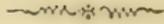
Ich will nun Ihre Langmuth nicht länger erschöpfen, ich bitte, mein Gesuch bald zu beherzigen,

denn die Zeit ist vorüber, in welcher man glaubte,  
Instanzen und Holzbirnen werden durch langes  
Liegenlassen besser und reifer.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Frau Gerechtigkeit

Ergebenster Diener u. s. w.



U. A. W. G.,

oder:

Meine Visitenkarte an die Frankfurter National-  
Versammlung.

„Gib mir ein Ei, und ich ich gebe Dir zwei Kronen!“  
Narr im „Leat“.



Am 31. März 1848 erklärte ich in meinem „Humoristen“ (Nr. 78), daß ich die deutsche Kaiserkrone nicht annehmen könne, da meine „Redactions-Geschäfte“ es mir nicht erlaubten. Wir haben diesen Entschluß der Frankfurter National-Versammlung mit unserer Visitenkarte zugeschickt und den gewöhnlichen vier Buchstaben:

U. A. W. G.,

das sollte aber nicht heißen: „Um Antwort wird gebeten“, sondern:

„Unsere allerhöchste wahrhafte  
Gesinnung“.

Es war nicht etwa Gleichgültigkeit gegen die deutsche Kaiserkrone, Gott bewahre, unter allen andern Verhältnissen würde uns dieser künftige Kaiserhut eine angenehme Kopfbedeckung gewesen sein, von

dem man noch nicht weiß, ob er ein „Stürmer“ oder ein „Cylinder“, aber in Hinsicht der Civilliste jedenfalls ein „Fitz“ werden wird, allein Jemand nannte mich einmal den „König“ des „Humoristen“, und zwei Kronen sind für einen Menschen, der nichts hat, als einen Kopf, den er schonen muß, zu schwer! das

U. A. W. G.

heißt also:

„Uns absorbiren wichtigere Geschäfte!“

Ich hatte zwar gleich im Anfange die Idee gehabt, der „Humorist“ soll in Deutschland aufgehen, und „ich stelle mich an die Spitze der deutschen Bewegung“; allein nach reiflicher Ueberlegung dachte ich: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache!“ Der „Humorist“ ist der Spatz, der hat seine paar sicheren Abonnenten, die hab' ich schon in der Hand, aber die deutsche Kaiserkrone ist die Taube auf dem St. Pauls-Kirchendache, eine Taube, die aus der Arche der National-Versammlung ausgesendet wird und keinen Boden findet, worauf sie den Fuß festsetzen könnte.

In diesem Sinne heißen:

U. A. W. G.:

„Ungewisse Aussichten wirken geringfügig!“

Meine Abonnenten haben freilich eine „Adresse“ an mich geschickt, daß ich mich an die Spitze Deutsch-

lands stellen soll, allein Deutschland ist so stumpf geworden, daß es keine Spitze hat, und wohin soll ich mich also stellen? Ueber diese Adresse sage ich eben:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unzeitige Adressen werden gefährlich!“

Soll der „Humorist“ die Sünde, nein, es ist mehr als Sünde, soll er die Dummheit auf sich nehmen, die falsche Mutter in „Gagerns Urtheil“ zu spielen? Gagerns „Salomons Urtheil“ lautet: „Zerhaut das junge deutsche Reichskindlein!“ soll ich also als falsche Mutter ausrufen: „Ja, zerhaut das liebe Kind in Klein- und Groß-Deutschland, nur daß die Andere auch kein ganzes Kind habe?“ Darauf bezieht sich das

U. A. W. G.,

und heißt:

„Unwürdiges Abenteuerstück wünscht  
Gagern!“

Also, ich bin stark genug, d. h. klug genug, trotz der Adresse meiner Abonnenten, das Erbkaiferthum auszuschlagen, trotz „deutsche Zeitung“, Dahlmann, Professoren-Weisheit, denn das ist wieder

U. A. W. G.,

das heißt:

„Urgroßmutter-Ähndel-Weiber-  
Geschwätz!“

Ja, ich bin zwar kein König von Preußen, und kann mich nicht verlassen auf die vier Buchstaben:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unser alte Wrangel garantiert!“

Allein, auch als „Humorist“ fühle ich mich stark genug, um „mein Volk“, die „Abonnenten“, nicht einer begriffsverwirrten National-Versammlung unterzuordnen, und da sagt die Formel:

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unsere Abonnenten würden grollen!“

Wie, ich sollte ein Schattenkaiser sein?

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unter allgemeinem gefährlichen  
Wahlgesetze?“

Ich sollte meine Abonnements-Steuer nicht selbst bestimmen können? O,

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unsinniges, albernes Welker-  
Gefasel!“

Wie, ich sollte nicht einmal die Bagatelle, nicht einmal ein absolutes Veto haben, sondern bloß ein suspensives, und also ein Männchenstehauf der National-Versammlung sein? O,

U. A. W. G.,

das heißt:

„Und adje Welt-Geschichte!“

O, nein! Die Weltgeschichte läßt sich nicht von einem Professor mit an das Kreuz nageln, und sich aller Berechtigung entblößen! Ich werde die Deputirten in meinem Redactionslocale empfangen, ich werde „Feder und Tinte“ Deutschland zu Gebote stellen, aber was das Annehmen der Kaisertrone betrifft, so werd' ich nichts sagen als

U. A. W. G.,

das heißt:

„Und Alle werden gefragt!“

Alle Fürsten! Denn die „Kaisertrone“ ist eine Blume, die man nicht so geschwind aus ihrem tau-siendjährigen Frucht- und Glanzboden in den dürren Sand eines neuen Erdreichs verpflanzt! Und sollte ich vielleicht, um aus dem Dilemma zu kommen, als Redacteur des „Humoristen“ ganz abdanken?

U. A. W. G.,

das heißt:

„Unzeitiges „Abdanken“ wäre Gemeinplatz!“

Zwar haben sie schon den Kaiser in Frankfurt „eingeläutet“, denn so war das

U. A. W. G.,

das heißt:

„Ultimatum am „Weidenbusch“  
geschlossen!“

Aber das ist ja Alles Comödie, Puppenspiel, Mummenschanz! Die Frankfurter Constituante wollte sich selbst in die Luft sprengen, aber mit Pomp und Gloriat und Beleuchtung bei bengalischem Feuer und als Schluß-Decoration eine „Professoren-Himmelfahrt“ mit ultra-demokratischem Tamtam! Die Nationalversammlung und ihre Parteiführer haben unzählige Male Ton, Farbe und Wollen gewechselt, haben sich gehäutet und geschuppt wie die Sumpf-Salamander, haben ihren Anfang verschluckt, ihre Entstehung verläugnet und ihr Schluß ist ein Purzelbaum, bei dem sie mit ihren Füßen den lockeren Boden von sich stoßen, den sie mit Schweiß so lange zu gewinnen arbeiteten, fahren à posteriori gegen den blauen Dunst eines unerreichbaren Horizonts, und indem sie auf dem Schlappseile einer idealen Reichsverfassung die praktische Balancirstange weit von sich werfen, schreien sie: „Aufg'schaut! Großer Salto-Mortale, kopfüber, noch nie dagewesen!“

Und mit diesem Kraft- und Bravourstücke die Arena verblüffend, gehen sie dann mit dem Keller in Deutschland herum, Beifall und Bewunderung zu sammeln, aber das Publikum schleicht nach und nach davon, ohne beizusteuern, denn der gesunde Sinn des Volkes ergötzt und erheitert sich zwar gerne an Capriolen und Lustsprüngen der Idealisten auf dem schwankeu Zeile der lustigen Phrase, aber Vertrauen, Beistener, Sympathien fühlt es nur bei Dingen und

Menschen, die sich auf reellen, festen, praktischen Boden stellen, darum werden wohl viele deutsche Staaten sagen:

„U. A. W. G.“,

das heißt:

„Unsere Abgeordneten werden gehen!“

Ich aber bleibe nichts als „König“ des „Dumorisiten“, ich lasse mich nicht einmal mediatisiren!

U. A. W. G.,

das heißt:

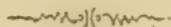
„Unser altes Wiß-Geschäft“

und

„Unzählige Abonnenten werden gesucht!“

Und endlich:

„Um Antheil wird gebeten!“



## Schul-Examen in der Geographie von Neu-Deutschland.



Professor. Du, Breske aus Berlin, was versteht man unter „Deutschland“?

Breske. Das ist ein Entdecken Welt, so groß wie ein Stückgen Boomtorte, und dieses Deutschland ist man entstanden aus dem vielen Schnupftabak, den der große Fritz aus seiner Tasche verstreute, und da sagte an einem schönen Decemberdag der olle Fritz, daß aus diejem Schnupftabak een Land werde, und den Volteeren zu liebe sagte er auf französisch: „Que le Deutschland se fasse!“ — und so wurde „Deutschland“, und weil es aus den ollen Fritz sein Tabak entstanden ist, deswegen alleweil wenn irgendwo in Deutschland Gener eenmal nießen dhut, kommt Preußen und sagt: „Pros't, helf' Gott!“ Und deshalb heißt Preußen ganz Deutschland in die Neese, und det is „Deutschland“!

Professor. Sehr gut, Breske; ich werde darauf antragen, daß Du rother Commerzienrath vierter Classe wirst. — Nun, Giesinger aus Stuttgart, sag' Du, was versteht man unter „Deutschland“?

Wießinger. Deutschland ist ein einfaches Land, welches früher aus „38 Theilen“ bestand, nun aber, seit es ein „einiges Deutschland“ wurde, zerfällt es einfach in einige tausend Theile, wovon einige „zusammengebunden“ und die anderen bloß ge„pfälzt“ werden! Deutschland ist bloß erstanden, damit „Menzels Geschichte von Deutschland“ nicht zur Maculatur werde und damit die „Schwabenstrieche“ nicht ge„nötigt“ sind, in einem anderen Lande gemacht zu werden.

Professor. Sehr gut, Wießinger, ich werde darauf antragen, daß in der Cotta'schen Buchhandlung eine zweite Auflage von Dir veranstaltet wird, auf Velin mit Goldschnitt. — Nun sage Du, Friedrich aus Carlsruhe, was versteht man unter „Deutschland“?

Friedrich. Unter Deutschland versteht man ein Land, in welchem ein Deutscher den anderen im Lande nicht versteht; verstanden? Unter Deutschland versteht man ein Land, wo jeder Sohn haben will, sein Vater solle sein Land vergrößern, deshalb singen sie immer: „Des deutschen Vaters Land muß größer sein!“ Und um das Land ihrer Väter recht groß zu machen haben sie es erst recht klein, mischen Blut hinein, füllen dann einen weiten Hals damit an, und aus dem Ganzen wird eine „Frankfurter Wurst“; und aus dieser Wurst ist das „neue Deutschland“ in drei Wursttheile hervorgegangen: in nördliche „Kasten-, Semmel- und Magen-Wurst“, in südliche „Aleich-,

Blut- und Schlag-Wurst“ und in noch nicht ganz fertige „Leber-Brögen- und Mäucher-Wurst“!

Professor. Sehr gut, Friedrich, Du sollst das Heidelberger Faß mit lauter deutschlandmachenden Professoren gefüllt als Prämie bekommen. — Und nun, Sebalduß aus Dresden, was versteht man unter „Deutschland“?

Sebalduß. Unter Deutschland versteht man die „sächsische Schweiz“, die „Brühliische Terrasse“ und die „Meißner Porcellan-Fabrik“, welche die schönsten „Köpfe“ für Deutschland liefert. Das „zusammengeparirte und auseinanderverbundene Deutschland“. Groß-Deutschland aber besteht aus drei Köffel voll aufgelösten Kammern und vier Fingerspitzen voll heißabgesottener engeren und weiteren Vorschlägen.

Professor. Vortrefflich, Sebalduß! Du bekommst eine Medaille aus sächsischem Milch-Caffee mit Band und Dehrl; und nun Du, Seppel aus Wien, was versteht man unter „Deutschland“?

Seppel. Was soll man unter Deutschland versteh'n? Das versteht sich, daß man nix davon versteht! Schaun's, Herr von Professor, als unser Herrgott die Mansfell „Jungfer von Europa“ erschaffen hatte, da war Italien der Fuß, darum reden's dort an „Stiefel“ z'sammen und können nicht einig werden, ob der Papst zum „Pantoffel“-Ausziehen einen Stiefelknecht oder Stiefelhaken braucht; Spanien ist das Antlitz, das ist ein schönes Antlitz; aber es hat

Leberflecken, die nicht bloß von der Leber herkommen, und „Sommer sprossen“, die auch im Winter verdächtige „Sprossen“ treiben! An dieser „Mamfell Europa“ nun fehlte noch der „Bauch“, und da erschuf Gott Deutschland als „Europa's Bauch“! Dieser „Bauch“, in dem jetzt eine wahre „Gedärmverwicklung“ stattfindet, wird eingetheilt in den „nördlichen Bauch“, wo die Krankheit bis jetzt bloß ein „Bauchgrimmen“ ist, und in den „südlichen Bauch“, wo sie bereits den Charakter des „Bauchzwickens“ angenommen hat. In Frankfurt bildet die Paulskirche den „Nabel“ dieses Bauches; in dieser Kirche versammeln sich die deutschen „Bauch-Medner“ und versuchten alle „Bauchmuskeltwände“ Deutschlands zu durchschneiden, und aus ganz Deutschland einen einzigen dicken Netzbauch zu machen. Aber in diesem einzigen Bauche herrschen wie auf dem großen Ocean so viel verschiedene, theils verschlagene, theils vernagelte Winde, daß es ein ewiges Kollern und Poltern ist, als ob Bauch-Deutschland die Trommelsucht hätte! Dieses Bauchübel ist schwer zu curiren; Reibungen machen die Entzündungen noch ärger; ihn täglich waschen, wäre wohl das Beste, allein bei diesem Numpfs- und Bauch-Parlament kommen nur die Ungeväschenen an's Brett; durch „Baden“ aber wird das Bauchübel gar zum „Bauchkrampf“ und durch „Baden“ kann es dem „Bauch“ passieren, daß er auf eine Zeit lang die „rothe Ruhr“ bekommt!

Professor. Bravo, Seppel! Für deinen Fleiß sollst Du täglich die „Wiener Zeitung“ zweimal zu lesen bekommen, und wenn Du was Neues darin findest, zum „Professor der unentdeckten Neuigkeiten im In- und Aus-Lande“ ernannt werden! — Und nun noch einige geographische Fragen. Anton! Wie und wo liegt „Neu-Deutschland“?

Anton. Es liegt in der „Quere“, zieht sich in die „Länge“ und wächst in die „Breite“.

Professor. Welches sind die Grenzen von „Neu-Deutschland“?

Anton. Die Neu-Deutschen kennen keine Grenzen! Aber ihr Neu-Deutschland selbst grenzt in N. an's Unsinnige, in S. an's Wahnsinnige, in W. an's Blödsinnige und in O. an's Stumpfsinnige!

Professor. Valde bene mi fili! In wie viele Theile zerfällt die „Oberfläche“ Neu-Deutschlands?

Anton. Die Oberfläche Neu-Deutschlands zerfällt in drei Theile: in „absolute Gewalt“, in „Central-Gewalt“ und in „Aller Gewalt“!

Professor. Welches sind die „höchsten Höhen“ von Deutschland?

Anton. Als „höchste Höhe“ betrachtet Neu-Deutschland den „Berg“ in der französischen Kammer; die „republikanische Spitze“ — das „Demokraten-Roch“, den „großen Ausschuß-Vogel“, das „Erzhaltungen-Gebirg“ im Badischen und den „provisorischen Regentschaftsbrocken“ in Stuttgart.

Professor. Wo entspringt die Donau?

Anton. Die Donau „entspringt“ einigemal: bei Ulm „entspringt“ sie den Württembergern, bei Passau „entspringt“ sie den Baiern, bei Orjowa „entspringt“ sie den Oesterreichern, sie wird aber immer eingeholt und vermittelst Dampfboot in ihr „Bett“ zurückgebracht, damit sie sich nicht auf den „Divan“ werfe.

Professor. Was für „Canäle“ und „Flüsse“ hat „Neu-Deutschland“?

Anton. Neu-Deutschland hat verschiedene „Canäle“: „Tollköpfe“, welche den „Rhein“ mit der „Seine“ verbinden wollen, und die „Dickköpfe“, welche die „Havel“ und „Spree“ mit dem „Main“ und „Neckar“ verbinden wollen.

Professor. Wie ist das Klima von „Neu-Deutschland“?

Anton. Noch hat Neu-Deutschland kein Klima, sondern bloß Gliederreißen und Stockschnuipfen, die auf ein Klima hindeuten.

Professor. Welches sind die Producte „Neu-Deutschlands“?

Anton. Die Producte von Neu-Deutschland sind „Dünkeforn“,

Zu Anfang in der Mitte, von hinten und von vorn;  
Zahlreiche „Böcke“ in Frankfurt geschossen,  
Von Gager, Welcker, Gervinus und Genossen;  
Viele „Bären“ dem deutschen Volke aufgebunden,  
Von Linken und Rechten in Früh- und Abendstunden;

„Faule Fische“ in einer Brüh von heißen Worten,  
 Von Biz, Mohl, Vogt und Consorten;  
 Allerlei „Wild“ und „Raubthiere“ aus dem Wald,  
 Die da zerfleischten Lichnovsky, Patour und Auerwald!  
 „Malz und Hopfen“ das geht leider verloren,  
 Für die langen und ungemäßigten Ohren;  
 Saubere Früchte, die selbst werth sind zu hängen,  
 An dem rothen Freiheitsbaum, zu dem sie uns drängen  
 u. s. w.

Professor. An welchem Fluße liegt Sachsen?

Anton. Sachsen liegt an der „Leine“! —

Professor. An welchem Wasser liegt Preußen?

Anton. Preußen liegt an dem „großen Belt“,  
 und zwar sehr viel liegt Preußen d'ran!

Professor. Welches ist die Form der „Neu-  
 deutschen Reichsverfassung“?

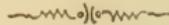
Anton. Mitten in Deutschland, ungefähr zwi-  
 schen Frankfurt am Main, Stuttgart und Gotha,  
 zwischen diesen drei Bau- und Zimmerplätzen von  
 Neu-Deutschland, baut Herr Director Pokorny auf  
 Antrag von Maveaux, Strube, Brentano und Miero-  
 slawski eine große „Arena“, welche sich auf die  
 „Sympathie der Völker“ und zur größeren Sicherheit  
 auch auf dicke Tragbalken und Pfeiler stützt. In die-  
 ser Arena versammeln sich die vorzüglichsten Comö-  
 dianten aller Einzelbühnen Deutschlands und bilden  
 zwei Probekammern. Die erste besteht aus Mitgliedern  
 der deutschen Hoftheater, die zweite aus Mitgliedern

der Privat- und Volkstheater. Herr Director von Holbein macht das Repertoire und sorgt dafür, daß nichts Neues entstehe, Alles beim Alten bleibe, und daß von der ersten Kammer bloß „das Versprechen hinter'm Herd“ aufgeführt werde und „zwei Tage geschlossen“ bleibe, damit nicht immer und ewig unbarmherzig geschrieben werde. Dann wird von der „Linken“, auf der Bank, wo die größten Heldenspieler und Schreier sitzen, die „Abällinos“, „Carl Moors“, die „Göz von Bertlichingen“, die „Klodocardos“, die „Kunz von Kaufingen“, die „Wetter von Strahl“ u. s. w., ein „Reichs-Ober-Regisseur“ gewählt, der unverantwortlich ist, wie ein Regisseur vom Hofburg-Theater, und der sein Veto nur im „Abonnement-Suspendu“ aufheben lassen kann. Diesem Reichs-Ober-Regisseur“ wird ein „Reichs-Ministerium“ von „Dramaturgen“ beigegeben: ein „Dramaturg der verschiedenen, in Neu-Deutschland aufzuführenden Trauerspiele mit dem Portefeuille des Inneren“, ein „Dramaturg der Hirschauer Stückchen zum Todtlachen, mit dem Portefeuille des Außeriten“; ein „Dramaturg des öffentlichen Ruins“; ein „Dramaturg der auswärtigen Ungelegenheiten und fremdartigen Spectakel“; ein „Dramaturg des heimlichen Unterrichts und der Bieharbeit mit Statisten und Choristen“; ein „Dramaturg für Generalproben und Rollenkampf“, und endlich einen „Finanz-Dramaturg, der bei der Cassé sitzt und im Falle nichts darin ist, auch für's Porte-

jenille nicht verantwortlich ist." Gespielt wird in dieser Arena auf „Theilung“, wenn nichts mehr eingeht, löst sich die „National-Theater-Versammlung“ auf und es beginnt wieder wie früher jeder auf seinem Haustheater privat aufzutreten.

Professor. Und so weiter, schon gut; und welches ist die Hauptstadt von Neu-Deutschland?

Anton. Neu-Deutschland hat keine „Hauptstadt“, es hat bloß ein wanderndes „Deputirten-Magazin“, das es im Felleisen mit sich herumträgt, und wo dasselbe auspackt, ist Deutschlands Hauptstadt!



# Hyperbeln auf Gritta's großen Mund.

1

**G**in großes Maul hat sie? sie macht sich wirklich nichts  
daraus,  
Es geht ihr zu einem Ohr hinein, zum anderen  
hinaus.

2.

Den Zähnen zu Liebe lacht sie fleißig,  
Und zeigt auf einmal zwei und dreißig!

3.

Bei ihr geht der Ausdruck verloren:  
„Sie lächelt unter der Nase“;  
Doch sag' ich ohne Emphase:  
„Sie lächelt unter den Ohren!“

4.

O wäre Gritta meine Morgenstunde,  
Wie viel Gold hätte sie im Munde!

5

Sie kann, wer will die Wette mit mir wagen?  
Auf einmal Zwölfen in das Ohr was sagen!

6.

Doch, was man gestehen muß,  
So ein Ruß' — das ist ein Ruß!

7.

Sie gähnt und muß sich bequemen,  
Die beiden Hände vorzunehmen

8.

Und spricht vom kleinsten Ding sie bloß,  
In ihrem Munde wird es — groß.

9.

Was sie auch dem Mann  
Großes thut dann und wann  
Sehet nur erst mal an  
Wie sie maulen kann!

10.

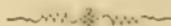
Nit's möglich? gibt ihr Herz nicht Liebe kund?  
Sie liebte wirklich mich nur mit dem Mund? —  
Fast glaub' ich's, denn sie hat geschworen:  
„Ich bin in Dich verliebt bis zu den Ohren!“

11.

Sie ist gewandt in gar vielen Sachen,  
Kann sich die Trommel zur Manteltrommel machen.

12.

Zwölf Sinngedichte auf Britta's Mund? zu viel mit Gumm!  
Warum? „Mantelmacherei“ sei nicht des Diktors Kunst.



# Inhalt des zweiundzwanzigsten Bandes.

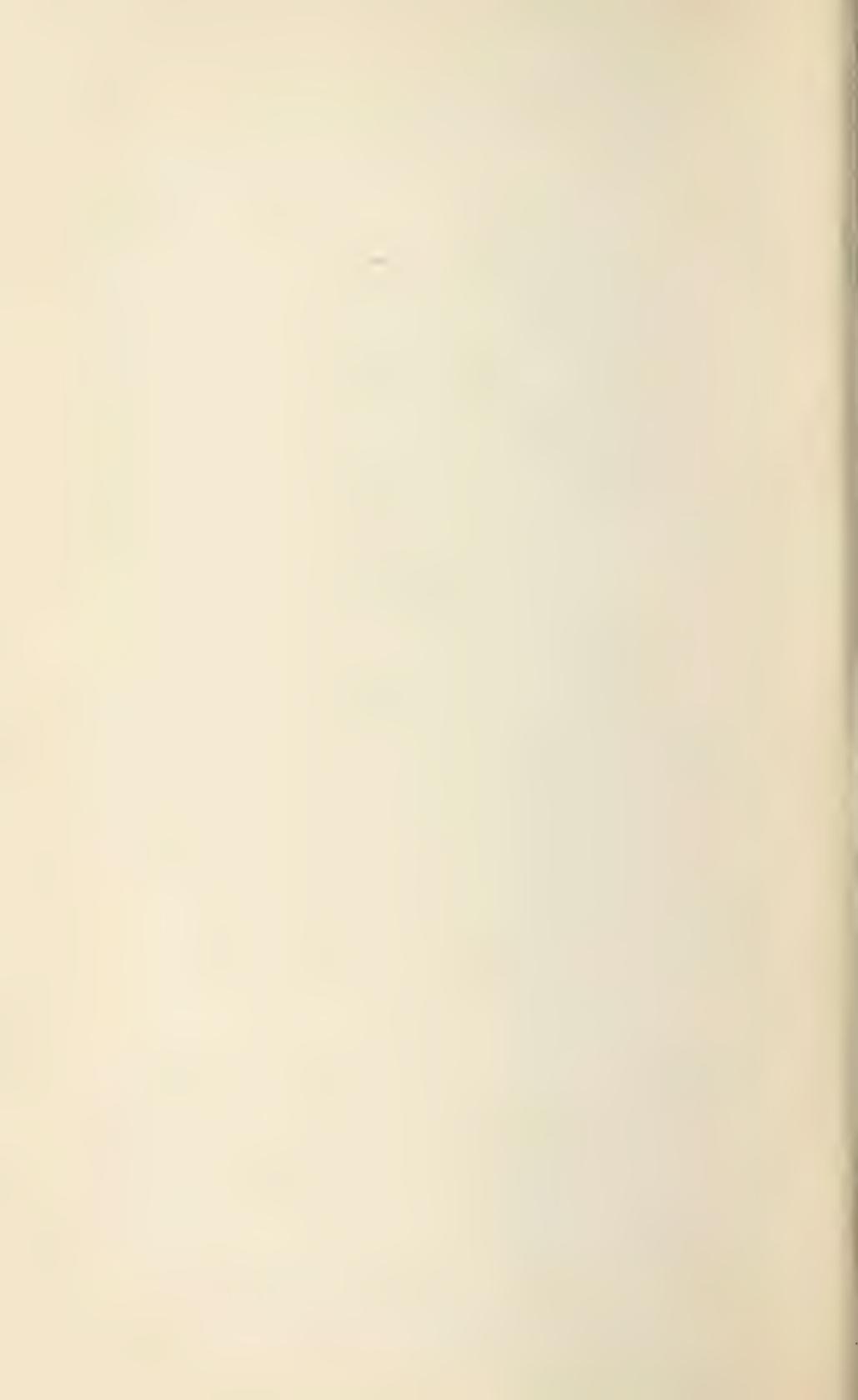
-- --

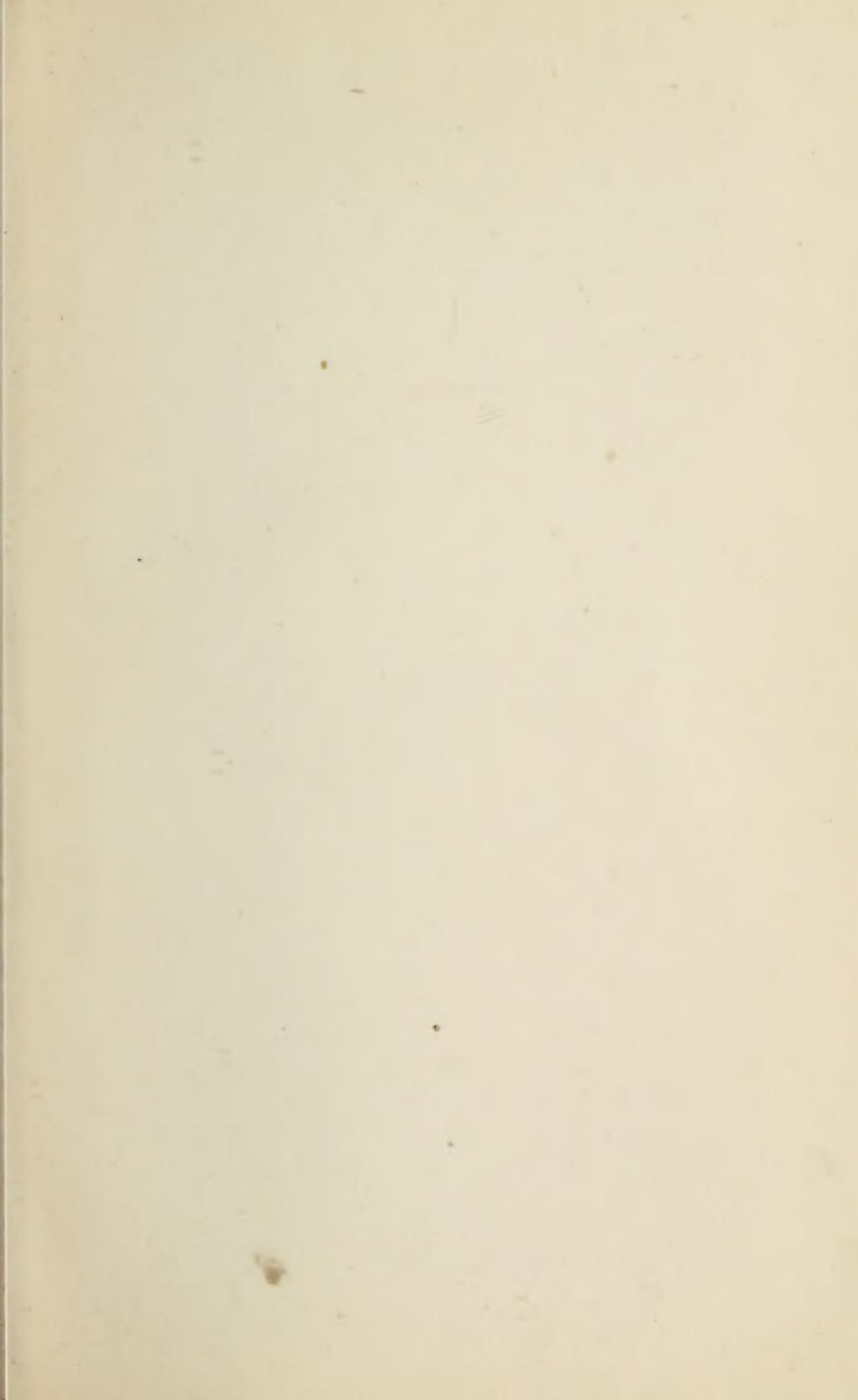
	Seite
Zeit-Cavalcade. Variation auf das alte Thema: „Man muß auf der Zeit reiten, Trott, Dopp oder Galop!“	1
Erste Eisenbahnfahrt vom Prater nach Deutsch-Wagram. Am 6. Jänner 1835 . . . . .	6
Der Declamator und die Fliege . . . . .	16
Wie die Liebe jeden Sommer aus der Residenz auf's Land geht, oder: Wenn jeder Mann, der in Baden einem Frauenzimmer die Cour macht, drei Gulden bezahlen müßte, wie viel bekämen wir dann Courtage? . . . . .	25
Das Unglück, ein geistreicher Mensch zu sein . . . .	49
Etwas über das humoristische „Ich“, oder: Ich und meine Schleiß . . . . .	55
Kritische Betrachtungen über die europäischen Kunstaustellungen von Ci-Ci-Ci-Ci, „Professur der unentdeckten Wissenschaften“ in Navagadol. Eine Antrittsrede . . . . .	61
Die Bajaderen am Wien-Fluß. Ein Fuß-Billet an Demoiselle Fanni Eßler . . . . .	71
Briefe aus dem Nachlasse eines Zettelträgers . . .	80
Gedanken über die Verunreinigung der Luft durch Walzer- und Musik-Insecten . . . . .	93
Alles wiederholt sich nur im Leben, oder: „Herrmann“ und „Löbel“ — „Boşco“ und „Habitt“ . . . .	105

	Seite
Eine Nischen-Vorlesung . . . . .	115
Die Witwe und ihre Köchin. Eine Residenz-Anecdote	124
Humoristische Faschingsstrapsen . . . . .	133
Badner Emancipations-Novelette . . . . .	154
Stimmen der Nacht. Eine Weihnachts-Phantasia . .	165
Der Narren- und April-Humor . . . . .	172
Die Genesis des Praters . . . . .	181
Mein Kabe . . . . .	189
Der Traum ein Leben . . . . .	195
Der Honv.-d. Episode aus dem letzten ungarischen In- urrectionskriege . . . . .	201
Bittgesuch an die Frau Gerechtigkeit, oder: „Nur einen einzigen Denuncianten hängen's auf, Euer Gnaden!“ . . . . .	213
U. N. W. G., oder: Meine Visitenkarte an die Frank- furter National-Versammlung . . . . .	221
Schul-Examen in der Geographie von Neu-Deutsch- land . . . . .	228
Hyperbeln auf Gritta's großen Mund . . . . .	237











144866

LG.  
S241

Author Saphir, Maurice Gottlieb

Title Schriften. Vol. 21-22 in 1

University of Toronto  
Library

DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET

Acme Library Card Pocket  
Under Pat. "Ref. Index File"  
Made by LIBRARY BUREAU

